This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

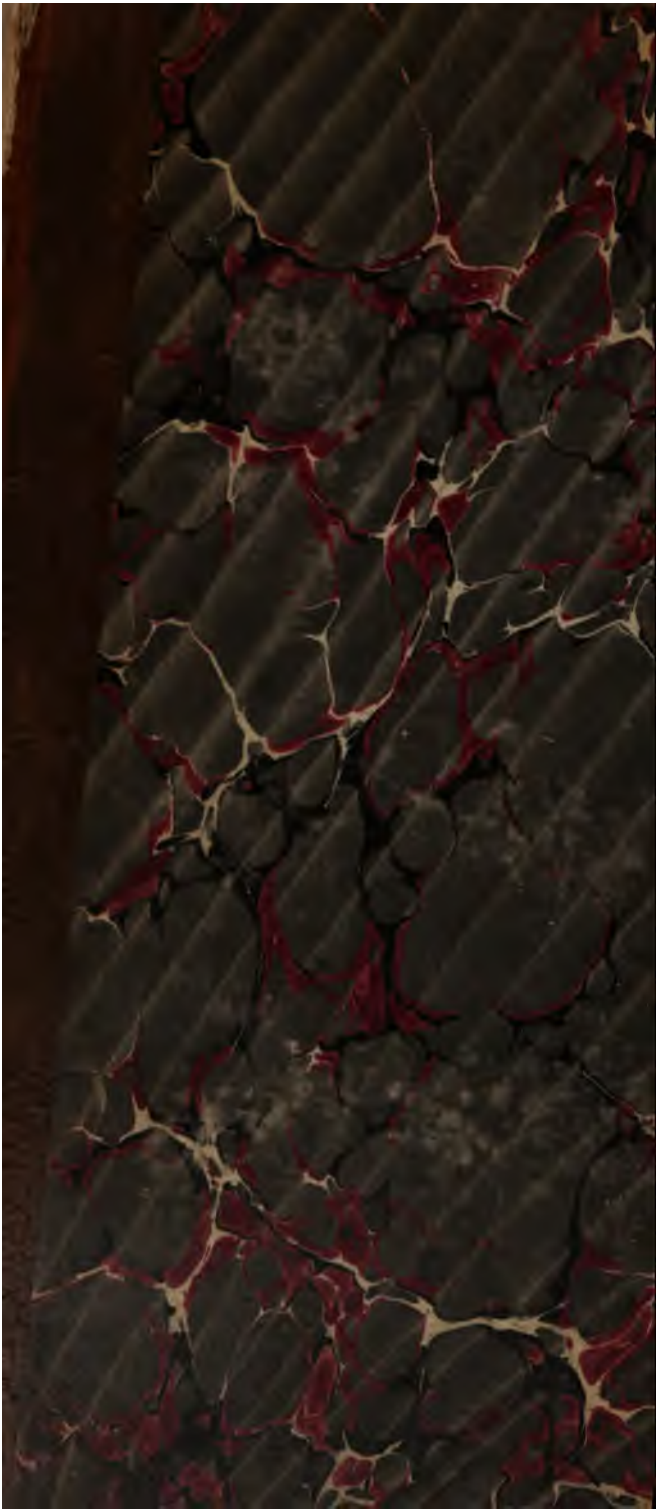
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



G 29

יהוה

INSTITVTIO THEOLOGICA
AND OVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX. 160.
כדברך הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια ἐστιν
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

198.54

Wanderungen

im

Oriente,

während der Jahre 1843 und 1844

von

Professor Dr. Karl Koch.

I.

Weimar,

Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.

1846.

Reiſe

längs der Donau nach Konſtantinopel

und

nach Trebiſond,

von

Profeſſor Dr. Karl Koch.

Weimar,

Druck und Verlag des Landes-Induſtrie-Comptoirs.

1846.

Acht Jahre sind verflossen, als ich im Angesichte des klassischen Ararat plötzlich erkrankte und damit allen meinen ferneren Untersuchungen ein Ende gemacht wurde. Wer je das Drängen nach einem höheren Ziele in seiner Brust gehabt und ihm mit aller zu Gebote stehenden Kraft gefolgt ist, der wird die Wehmuth mir nachfühlen, die mich ergriff, als ein unerbittliches Geschick die harten Worte mir zurief: „Bis hierher und nicht weiter!“ Gern hätte ich die fürchterlichen Schmerzen, die eine Entzündung der Gehirnhäute hervorzurufen im Stande ist, erduldet und selbst den traurigen Aufenthalt inmitten einer Thurm-Ruine vergessen, wäre mein Körper nicht zu sehr angegriffen gewesen und für die nächste Zeit unfähig gemacht worden, Entbehrungen und Mühen, wie sie auf einer Reise im Oriente geboten sind, ferner zu ertragen. Mehr als Alles schmerzte es mich, dem von früher Jugend an in mir gehegten Wunsche, der Vollendung meiner Reise nach dem kaukasischen Isthmus entsagen zu müssen, gerade in dem Augenblicke, wo ich mich in alle Verhältnisse gefunden und wo ich

raſcher dem erſehnten Ziele zueilen zu können glauben durfte.

Jahre lang litt ich noch an den Folgen der Einwirkung der heißen Sonne des Südens daheim im lieben Vaterlande, und überhäufte Arbeiten erlaubten nicht einmal, mir die nöthige Ruhe und Pflege zu gönnen. Der Gedanke, das begonnene Werk nur halb vollendet zu haben, peinigte mich ſo lange, bis ich mich von Neuem beſtimmte, durch eine zweite Reiſe das zu Ende zu führen, was auf der erſten unvollendet geblieben war. Doch nicht zum zweiten Male konnte ich die bedeutenden Opfer bringen, die eine Reiſe nach dem Oriente verlangt, und es wäre dieſe wiederholte Wanderung, deren Reſultate ich hier zum Theil niederlege, wohl nicht zur Ausführung gekommen, wenn die nur theilweiſe veröffentlichten Reſultate meines erſten Aufenthaltes im Oriente nicht Anerkennung außerhalb meines nächſten Wirkungskreiſes gefunden hätten.

Ich ſtehe deßhalb nicht an, einen Dank hier öffentlich auszuſprechen, der mit unvertilgbaren Zügen in meinem Innern eingegraben iſt. Ich ſpreche vor Allem zweien Männern meinen Dank aus, denen Preußen und überhaupt Deutſchland ſich verpflichtet fühlt, indem ſie ein höheres Geſchick berufen hat, die Wiſſenſchaft zu fördern. Obgleich ich nicht in Preußen geboren bin, war doch ſchon das gemeinſame deutſche Vaterland und das Intereſſe der Wiſſenſchaft ihnen genügend, einen Gelehrten, der ſich zum zweiten Male allen Gefahren und Mühen einer Reiſe nach dem Oriente unterzog, mit That und Rath zu unter-

ſtützen. Se. Excellenz der Königl. Preuß. Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Hr. Dr. Eichhorn, befürwortete ſelbſt bei Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen meine Angelegenheit und Se. Excellenz, Herr A. von Humboldt, der Neſtor der jetzt lebenden Reiſenden, deſſen klaſſiſche Werke mir ſchon in früher Jugend die entſcheidende Richtung gegeben hatten, verſagte mir auch hierbei nicht die gewichtige Gunſt, deren ich mich ſchon früher zu erfreuen hatte. Aber auch ein Verein von Männern, auf welche Deutſchland mit Stolz, die ganze übrige gebildete Welt mit Verehrung blickt, die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, förderte ein Unternehmen, welches die Kunde des Orients ſich zur Aufgabe geſtellt hatte. Auch ihnen und beſonders demjenigen unter ihnen, welchem die Erdkunde ihren neuen Aufſchwung dankt, dem Herrn Profeſſor Dr. Ritter, ſei hiermit öffentlich mein Dank dargebracht.

Der Herr-Miniſter, in Uebereinſtimmung mit der Akademie, ergriff zu gleicher Zeit die Gelegenheit, einen jungen Gelehrten, der ſich für die Sprachforſchung beſonders des Orients ausgebildet hatte, in der Perſon des Herrn Dr. Georg Roſen, des Bruders des in London zu früh verſtorbenen Sanskritforſchers, mit mir nach dem Oriente zu ſenden, und ſo durchreiſten wir vereint das alte pontiſche Reich und Hocharmenien, gleiche Gefahren und gleiche Mühen tragend, bis wir uns endlich in Tiflis trennten. Dr. Roſen ging von da nach dem mir ſchon bekannten Weſten des kaukaſiſchen Iſthmus, um dort die gruſiſchen Dialekte zu

ſtudiren, ich hingegen wendete mich nach dem noch nicht von mir geſehenen Oſten, nach den Ländern des kaſpiſchen Meeres.

Ich habe mich in den folgenden Bogen bemüht, womöglich Jedermann und zum Theil ſelbſt den Minder-Gebildeten verſtändlich zu ſein. Die Erdkunde iſt eine Wiſſenſchaft, die mehr oder weniger Jedermanns Eigenthum ſein ſollte, da ſie nächſt der Geſchichte am Meiſten in das menſchliche Leben eingreift und viele allgemein intereſſante Seiten darbietet. Ich brauche deßhalb nicht Anſtand zu nehmen, was und wie ich es geſehen, dem Leſer der Reihe nach vorzuführen. Für die Gegenden, die vor uns noch kein Europäer betreten hatte oder die doch nur oberflächlich bekannt waren, glaube ich nur Neues zu liefern, im Uebrigen habe ich indeß, um der Beſchreibung eine befriedigende Vollſtändigkeit zu geben, Einiges wieder erzählt, was ſchon bekannt iſt; ich glaube jedoch, es auf eine Weiſe gethan zu haben, daß ſelbſt dem Bekannten noch unbekannte Seiten abgewonnen wurden.

Bei Reiſebeſchreibungen nehmen zunächſt Sitten und Gebräuche der Völker das Intereſſe der Leſer in Anſpruch; nur wenn ihnen vorzügliche Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde, erfreuten ſich Werke der Art einer größeren Theilnahme. Es iſt aber ſchwer, wenn man nicht Jahre lang ſich unter einem Volke aufgehalten hat, daſſelbe treu und wahr zu ſchildern. Es kommt dabei außerdem auf die eigene Stimmung der Reiſenden an, und viele derſelben haben in der neueſten Zeit ſich öfters

in Räsonnements und selbst in fremdartigen Anekdoten gefallen und anstatt der Beschreibung fremder Länder erhielten die Leser nur eine Beschreibung der Denkweise des Reisenden oder Reminiscenzen aus dessen früherem Leben. Andere machten es sich noch leichter und suchten den Stoff zu ihrem Werke nicht in den auf der Reise erhaltenen Eindrücken und den daselbst gemachten Anschauungen, die vielleicht bereits spurlos vorübergegangen waren, sondern nahmen andere Bücher, die die bereisten Länder mehr oder minder ausführlich behandelten, um daraus ein neues zu fabriziren. Auch ich suchte mir zwar Kenntniß von allen Büchern, die theilweis die Gegenden, welche ich durchreist habe, beschreiben, zu verschaffen, nicht aber, um daraus zu entlehnen, sondern um meine Resultate mit den schon gemachten zu vergleichen. Ueber Manches, was mir auf der Reise nicht klar war, bin ich erst durch andere Reisende aufgeklärt worden.

Sitten und Gebräuche zu schildern verlangt, daß man sich mitten in dem Volke, welches eben beschrieben werden soll, aufhält; um aber auch hierbei nicht einseitig zu werden, darf man nicht an einem Orte bleiben, sondern muß so viel als möglich herumwandern. Daß ich dieser Regel entsprochen, wird die Folge lehren. Obgleich auf diese Weise erst am Ende der Reise ein Resultat erreicht werden kann, habe ich doch vorgezogen, dasselbe bei der Beschreibung der bezüglichen Einzelnheiten gleich im Anfange niederzulegen. Ich habe es in zwei besonderen Kapiteln gleich nach der Beschreibung Konstantinopels unter der Aufschrift:

„Oeffentliches und Familienleben“ niedergelegt. Wenn auch nicht in der Residenz des Großherrn, so wurde mir doch in den Provinzen mehrmals möglich, die heilig gehaltenen Gemächer der weiblichen Glieder einer Familie zu betreten. Mehr noch als meine eigene Anschauung galten mir aber die Berichte unseres ausgezeichneten Dolmetschers Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro, der selbst von seiner frühen Jugend an bis zu seinem Jünglingsalter, sechs lange Jahre, in dem Harem eines Pascha's zu Konstantinopel zugebracht hatte. Seine Begleitung war uns von unberechenbarem Nutzen, denn durch jenen Aufenthalt hatte er sich mit der türkischen Etikette aufs Innigste vertraut gemacht und sprach mit beredtem Munde das beste Türkisch. Manches habe ich anders geschildert und genannt, als es frühere Reisende gethan, ich glaubte aber auf jeden Fall meiner eigenen Anschauung und der Aussage unseres Lukas den Vorzug geben zu müssen.

Nur anderthalb Jahre befanden wir uns im Oriente, aber schon früher, in den Jahren 1836 — 38, hatte ich mich daselbst aufgehalten und viele der damals erhaltenen Eindrücke lege ich jetzt erst, aber geläutert, hier nieder. Immer aber bleibt die Zeit meines Aufenthaltes im Oriente kurz und Vieles wäre vielleicht besser ermittelt, hätte ich an einzelnen Orten länger verweilt. Niemand fühlt die Mängel mehr als ich selbst. Doch darf ich hervorheben, daß es gewiß verfehlt ist, den Werth eines Reisewerkes nach der Länge des Aufenthaltes beurtheilen zu wollen, denn wer von Haus aus

keine Gabe der Auffassung besitzt, wird auch bei längerem Aufenthalte nicht viel beobachten. Ich habe Leute gekannt, die viele Jahre im Oriente gelebt und selbst an mehren Orten sich längere Zeit aufgehalten hatten, und doch waren Dinge, die am Meisten in die Augen fielen, an ihnen unbeachtet vorübergegangen. Möge mein Werk in dieser Beziehung für mich ein günstiges Zeugniß ablegen.

Während der erste Band die Donaureise, Konstantinopel, einschließlich das öffentliche und Familienleben der Orientalen, und Trebisond enthält, ist dem zweiten Bande die Beschreibung mehr unbekannter Gegenden gewidmet. Das bis dahin noch von keinem Europäer überstiegene pontische Gebirge, was zwischen dem schwarzen Meere und dem Tschoruk sich hinzieht, das Tschoruk-Gebiet und Hocharmenien mit den Quellen des Kur, des Eufrat und des Araxes bis an das Land der Kurden sind der Gegenstand des zweiten Bandes. Er wird hauptsächlich genaue Beschreibungen der durchreisten Gegenden und naturhistorische, besonders botanische Schilderungen, insofern sie zur Verständlichkeit des Ganzen nothwendig waren, enthalten. Ich habe mich bemüht, soviel Abwechslung als möglich in die Erzählung zu bringen und trockne Berichte zu vermeiden. In wie weit es mir gelungen ist, vermag ich selbst nicht zu beurtheilen. Bedauern muß ich, nicht hinreichende Kenntnisse besessen zu haben, um den Anforderungen einer wissenschaftlichen Geologie genügen zu können, und so habe ich nur im Allgemeinen angegeben, welche Gesteine in den verschiedenen Gegenden vorkommen.

Der dritte Band, der den beiden ersten bald nachfolgen wird, enthält die Beschreibung des Theiles vom russischen Kaukasien, der auf meiner vorigen Reise nicht berührt wurde; er wird hoffentlich im Stande sein, das interessante Gebirge noch bekannter zu machen, als es schon durch andere Werke und durch die Beschreibung meiner ersten Reise geworden ist. Während damals der Westen und die dort lebenden Tscherkessen der Gegenstand meiner besondern Aufmerksamkeit waren, ist es jetzt der Osten, der vorzugsweise Gebirgsland, Daghestan, genannte Theil, in dem Lesgier und Tschetschen, von ihrem Häuptlinge Schamil zu gemeinschaftlicher Kriegführung vereinigt, wohnen.

Mögen diese Beiträge zur Kunde des uns so wichtigen Orients mit Milde und Nachsicht aufgenommen werden; ich trage wenigstens das Bewußtsein in mir, weder Mühen noch Opfer gescheut zu haben, um mich der Anerkennung, die mir bis dahin geworden, auch ferner würdig zu zeigen.

Jena, im Juni 1846.

Karl Koch.

Erſtes Kapitel.

Reiſe durch Ungarn.

Das Wetter hätte freundlicher ſein können, als es am Morgen des 12. Juni 1843 war, denn dichte Wolken, welche den Abend vorher ſchon den ganzen Kahlenberg bedeckten, hatten ſich des Nachts in die ſchöne, große Ebene herabgeſenkt. Ein feiner Regen hüllte Alles, ſelbſt die nächſten Gegenſtände, in ein düſtres Gewand. Doch der Menſch verſteht meiſterlich, ſogar das Unangenehme, zu ſeinem Vortheile zu deuten, und ſo däuchte es mir, als hätte der Himmel ſich das Grau, die Farbe der Wehmuth, gewählt, um deſtomehr mit den Gefühlen meines Herzens zu harmoniren. So vergnügt ich auch der Erfüllung eines innig gehegten Wunſches entgegenging, ſo traurig war ich doch an dem Tage, wo ich dem geliebten Vaterlande und Allem, was es einſchloß, auf lange Zeit ein Lebewohl ſagen ſollte. Der vierzehntägige Aufenthalt in der großen Kaiſerſtadt hatte mir wohlgethan, zumal auch Wien der letzte deutſche Ort war, den ich berührte. Der Wiener, und überhaupt der Oeſtreicher, ſteht wohl allen Völkern an Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit voran und wird leider eben deßhalb oft beſonders von uns mit vorherrſchendem Verſtande begabten Norddeutſchen verkannt. Niemand weiß, wie er, ſich das Leben angenehm zu machen und ſchnell und ſelbſt ohne Schwierigkeit verſteht er, ſich in alle Umſtände deſſelben zu finden. Kein Unglück iſt ſo groß, daß es ihn völlig

beugen könnte: er faßt den Strohhalm, und verſucht nicht ſelten mit Glück, ſich an ihm wiederum emporzuſchwingen. Seine Dienſtfertigkeit erwirbt ihm ſchnell die Liebe jedes dankbaren Fremden, und ohne daß er des zeitlichen Vortheiles gedenkt, weiht er ſich gern andern Wünſchen, wenn nur ſein Hang zur Freude nicht beeinträchtigt wird.

Doch wie im Norden auch mehr Gemüthlichkeit herrſcht, als man im Süden Deutſchlands wähnt, ſo tritt oft auch im letztern eine rauhe Außenſeite hervor, die den übrigen Erſcheinungen zuwiderläuft. Ausnahmen giebt es allenthalben und ſo haben es die guten Oeſterreicher und zunächſt die Wiener nicht verſchuldet, daß ich von Seiten junger und unerfahrner Zollbeamten, im Angeſichte von Wien, eine rückſichtsloſe, höchſt unfreundliche Behandlung erlitt. Einſchränkungen jeder Art ſind mir ſchon an und für ſich verhaßt und ſo erzeugt ſich jedes Mal ein widerwärtiges Gefühl in mir, wenn ich mich einer Mauthlinie nähere und mich alsbald von Zollbeamten umgeben ſehe. Ich bin nach den jetzigen Verhältniſſen vollkommen von der Nothwendigkeit der deutſchen Zolllinien überzeugt und kann nur bedauern, daß es noch deutſche Fürſten giebt, die, von fremden Einflüſſen geleitet, ſich dem gemeinſamen Vaterlande entfremden und als Hemmſchuh der deutſchen Einigung entgegentreten, aber die Freiheit jedes Einzelnen wird beſchränkt, wenn man gezwungen iſt, ſein Weniges, was man als Reiſender bei ſich führen kann, den neugierigen Blicken Fremder nicht allein bloszuſtellen, ſondern ſogar ihrem Darinherumwühlen Preiß zu geben. Die deutſchen Regierungen (Oeſterreich und Preußen) laſſen es ſich zwar angelegen ſein, den Reiſenden das nothwendige Uebel ſo wenig als möglich fühlbar zu machen, und ihre Zollbeamten ſind mit ſcharfen Maßregeln zur Humanität angewieſen, allein leider übertreten dieſe nicht ſelten ihre Schranken und kehren die rauhe Außenſeite dem Fremden entgegen. Dieſes war der Fall, als wir, mein verehrter Reiſegefährte und ich, auf dem ſüd-

lichen Ende der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn am Wiener Bahnhofe anlangten. Unſere Sachen wurden, wie billig, auf das Zollamt getragen, aber zwei junge Leute durchwühlten ſie auf eine ſolche unverſchämte Weiſe, wie es mir, außer in Odeſſa, noch nie geſchehen; Alles, was mit großer Sorgfalt erſt eingepackt war, riſſen ſie muthwillig auseinander und warfen es ſchonungslos auf den Tafeln hin. Sogar meine Barometer wurden aus ihren Kapſeln geriſſen und es war nicht ihre Schuld, daß ſie, hingeworfen, nicht zerbrachen. Meine Bitte um Schonung wurde mit Lachen und unfreundlichen Redensarten beantwortet. Es däuchte mir wirklich eine Zeit lang, als wenn wir unter Räuber gefallen wären. Und doch befanden wir uns inmitten Oeſterreichs und hatten an der ſchleſiſchen Gränze ſchon eine humane Durchſuchung erlebt. War es nun nicht möglich, daß wir in Troppau oder Olmütz uns neue Sachen gekauft hatten und dadurch in große Verlegenheit geriethen? Daß wir keinen Schein des dortigen Zollamtes, den man verlangte, hatten, war nicht unſere Schuld, da wir ohnmöglich ſeine Nothwendigkeit wiſſen konnten, denn nirgends ward mir, ſo oft ich eine Zollinie überſchritten, ſonſt, ſelbſt nicht in Oeſterreich, ein ſolcher ausgeſtellt.

Unſer freundlicher Wirth zur Stadt London, ein Gaſthaus, welches ich allen Reiſenden in jeder Hinſicht empfehlen kann, hatte Sorge getragen, daß wir pünktlich um 6 Uhr des Morgens auf dem bereitſtehenden Dampfſchiffe eintrafen und ohne Weiteres auch angenommen wurden. Koffer und übriges Reiſegepäck war ſchon zwei Tage früher von dem Dampfſchifffahrtsbureau in Empfang genommen und ſollte, da wir uns in Preßburg und Peſth aufhalten wollten, den Tag darauf befördert werden, um dann mit uns weiter zu gehen. Ich warne aber Jedermann, ſich von ſeinen Sachen zu trennen, da, trotz des guten Willens, die Ordnung doch nicht in dem Grade vorhanden iſt, daß man ſich darauf verlaſſen könnte. So erhielten wir unſere Effekten,

trotz des neuntägigen Aufenthaltes auf der Donau, erst in Konstantinopel wieder.

Vergebens kämpfte die Sonne gegen die dichten Wolken, die sich während der Nacht auf die Erde gelagert hatten, aber wenn auch ihr Anblick uns nicht vergönnt war, so erschloß sich doch wenigstens die nächste Umgebung unsern Blicken. Die Donau besitzt bei Wien eine ziemliche Breite, eine Menge Inseln bildend, und bietet dem Reisenden einige sehr interessante Punkte dar; der schöne Wasserspiegel, der nur durch das Schlagen unserer Räder aus seiner Ruhe gebracht wurde, zog sich weit vor uns dahin und wurde auf beiden Seiten von dem lieblichsten Gebüsch und den freundlichsten Hainen umgeben. Erlen, Espen und verschiedene Arten von Weiden standen dicht gedrängt bei einander und waren hie und da von Brombeersträuchern und der Waldrebe so umwunden, daß durchzudringen nicht möglich schien. Auch den Maßholder, den beliebten Baum des Wiener Praters, unterschied ich in derselben Größe, wie ich ihn nur bei Wien zu sehen Gelegenheit hatte, und er schien, seinem Wachsthume nach, etwas ganz anderes darzustellen.

Ueber dem Gebüsche breitete sich auf dem entgegengesetzten Ufer das durch Schlachten vielfach berühmte Marchfeld aus, und die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen lagen dicht vor uns. Zum ersten Male sah hier Napoleon seine siegestrunkenen Schaaren weichen und zähneknirschend überließ er dem tapfern Erzherzoge Karl das dicht mit Leichen besäete Schlachtfeld. Hätte Massena nicht damals den Rückzug auf die Insel Lobau so glanzvoll gedeckt, so wäre wohl der übermüthige Frankenherrscher um mehrere Jahre früher von seiner kriegerischen Laufbahn abberufen worden. Da lag vor uns die dadurch berühmt gewordene Insel, von der, durch neue Hilfstruppen aus Italien verstärkt, Napoleon nach sechswöchentlicher Ruhe mit furchtbarer Kraft hervorbrach, um den tapfern Karl zu erdrücken. Zwei Tage lang wüthete der ungleiche Kampf, bis, nur der Uebermacht wei-

chend, die Oesterreicher das Feld räumten. Wenn auch das Unglück mit erneuter Macht über Oesterreich zusammenbrach, so war doch sehr viel in der Meinung gewonnen. Man sah, daß auch Napoleon selbst mit schwächern Kräften geschlagen werden könnte, und so wurde plötzlich der Glaube im deutschen Volke wach, dereinst die Fremdherrschaft abschütteln zu können.

Meine Blicke waren mehr nach Westen, von wo ich kam, als nach Osten, dem ich eine lange Zeit angehören wollte, gewendet, aber allmälig entzog sich die große Kaiserstadt den Blicken und nur der majestätische Stephansthurm und das reizend gelegene Schloß des Baron Reichenbach überragten das Gebüsch und die unbedeutenden Höhen. Aber auch diese verschwanden, als das Ufer allmälig steiler zu werden begann und die Krümmungen der nur kurz vereinigten Donau jede Fernsicht absperrten.

Nach wenig Stunden erreichten wir die deutsche Gränze, die durch den Einfluß der March gebildet wird, und gern hätte ich daselbst die Ueberreste der gewichtigen römischen Hauptstadt Ober-Pannoniens Carnuntum und die merkwürdigen Ruinen von Theben näher betrachtet. Allem Anscheine nach umfaßte Carnuntum die heutigen drei Orte Petronella, Deutsch-Altenburg und Haimburg, da man in deren Gesammtbereich eine Menge Zeugen aus der römischen Zeit sieht und noch mehr aus der Erde gegraben sind und werden. Am Wichtigsten ist Haimburg, denn hier residirte nach dem Nibelungenliede König Etzel auf einem prachtvollen Schlosse. Die mit Burgtrümmern bedeckte Höhe hinter der Stadt bietet noch jetzt einen interessanten Punkt dar, wird aber weit übertroffen durch den auf jener Seite befindlichen zackigen Kegel, hart an dem Einflusse der March. Auf ihm sieht man zahlreiche Ruinen einer räuberischen Vorzeit, und vor der Erfindung des Schießpulvers konnten die Burgherren allen Anforderungen ihrer Feinde keck entgegentreten. Trotz dem die Burg schon längst nicht mehr bewohnt und zum

Theil ſchon verfallen war, ſprengten doch die rohen Franzoſen im Jahre 1809 die noch einigermaßen erhaltenen Theile der großartigen Burg, ſo daß man eigentlich nur noch einen auf ſeltſamer Zackenſpitze erbauten Wachtthurm unverſehrt erblickt. Dem Anſcheine nach ſchien derſelbe Verſteinerungskalk, dem Grobkalke zugehörig, den ganzen Kegel zu bilden, wie ich ihn häufig im obern Rionthale zu ſehen Gelegenheit hatte.

Dieſes Theben hat mit den gleichnamigen Städten Aegyptens und Griechenlands gar keinen Zuſammenhang, zumal es eigentlich Deven geſchrieben werden muß, und mit dem ſlawiſchen Worte Dewiza, d. h. Mädchen, zuſammenhängt. Die ungariſchen Slawen nennen die Ruinen deßhalb auch Dewoina oder Dowina. Wir Deutſche haben zwar mit den übrigen Völkern am Wenigſten gemein, fremde Namen umzuändern und ſie vaterländiſchen Tönen gleich oder ähnlich zu machen, aber hie und da und beſonders in frühern Zeiten, machen wir uns doch dieſer Sünde ſchuldig. So war Theben uns ein ſchon bekannter Name und deßhalb wurde das ähnliche Wort Deven (Dévén) in dieſen umgemodelt. Auf gleiche Weiſe iſt Haimburg aus Hunnenburg entſtanden. Am Meiſten ſündigten hierin die alten Griechen, beſonders bei geographiſchen Namen, indem ſie allen Barbaren glauben machen wollten, daß ihre Sprache den Grundtypus für alle übrigen enthalte. In der neueſten Zeit haben ebenfalls Ruſſen und Türken eine Meiſterſchaft in der Verſtümmelung fremder Namen, und wenn bei den erſtern nicht zeitig Maßregeln getroffen werden, ſo wird es in wenigen Jahren unmöglich, ſich aus dem Wirrwarr der Ortsnamen in ihren eroberten Provinzen herauszufinden.

Nur die baldige Nähe von Preßburg, deſſen weiße Schloßruinen weithin ſichtbar ſind, zogen meine Blicke von dem vielgeſtaltigen Theben ab, aber ſo lange, als mir die Anſicht vergönnt war, blickte ich rückwärts, um mich an ihr zu erfreuen. Immer näher kamen wir unſerm Ziele, und

hielten endlich an der Schiffbrücke an, um das noch bis Pesth gehende Dampfschiff zu verlassen.

Für den Reisenden nach Konstantinopel ist es angenehm, daß ihm für die Dauer der jährigen Schifffahrt erlaubt ist, sich an den einzelnen Orten so lange, als er will, aufzuhalten und mit einem beliebigen andern Schiffe weiter zu gehen. Die Fahrbillete sind dazu mit besondern Coupons für die Hauptstationen versehen, und hat man eine solche zurückgelegt, so wird der bestimmte Coupon abgeschnitten. Der Preis für die ganze Fahrt, von Wien bis Konstantinopel, betrug im Jahre 1843 für den ersten Platz 125, für den zweiten 85 und für das Verdeck 56 Gulden Conv., jetzt hingegen bezahlt man nur für den ersten Platz 94 und für den zweiten 66 Gulden. Von Konstantinopel nach Wien ist der Preis geringer, und man bezahlte 1843 für den ersten Platz 100, für den zweiten 70 und für das Verdeck 50 Gulden; jetzt hingegen auf den ersten 89 und auf dem zweiten 63 Gulden. Die Dauer der Hinfahrt wird zu 11 Tage über Küstendjeh, zu 13 Tage über Galatz, die Herfahrt hingegen (ohne Quarantäne) zu 18 bis 20 Tage angegeben, allein da oft ein unnöthiger, nicht selten durch Reisende verursachter Aufenthalt dazu kommt, so thut man gut, noch zwei und selbst mehr Tage zum angegebenen Termine hinzuzuzählen, um sich mit der Ankunft nicht zu verrechnen.

Der Dampfschifffahrts-Gesellschaft stehen von Linz bis zum Ausflusse der Donau in das schwarze Meer 20 Schiffe zu Gebote, und von da bis nach Konstantinopel besaß sie damals ebenfalls 7, die sie aber mit der ganzen Schifffahrt auf dem Meere an den österreichischen Lloyd abgetreten hat. Es ist die Einrichtung getroffen, daß von Linz nach Wien vom 1. Juni bis 30. September alle Tage ein Schiff hin- und zurückgeht, in der übrigen Zeit hingegen nur an jedem graden Tage des Monats. Von Wien nach Preßburg geht im Hochsommer zwei, sonst nur ein Mal täglich ein

Schiff ab, von Preßburg hingegen nach Ofen und Pesth nur ein Mal, doch so, daß es in der zuerst genannten Zeit von Wien in einem Tage direkt bis Pesth geht, um dort zu übernachten. Sonst bleibt man in Preßburg und fährt am andern Morgen weiter. Unangenehm ist es, daß man in beiden Städten zu übernachten gezwungen ist, und deßhalb leicht die frühe Abfahrt verschlafen kann. Von Pesth aus wird bis zur türkischen Gränze zwei Mal die Woche, und von hier aus bis Konstantinopel nur sechs, und im Juli nur fünf Mal den Monat gefahren.

Von Pesth aus hat die Gesellschaft für eine kleine Anzahl von einigermaßen bequemen Nachtlagern gesorgt, aber diese leider nur für den ersten Platz bestimmt. Wer demnach gesonnen ist, mit einem Fahrbillete für den zweiten Platz die Reise zu unternehmen, ist gezwungen, sich mit Matratze, Kissen und Decke zu versehen; ja, es kommt selbst vor, daß Reisende auf dem ersten Platze kein Bett erhalten, wenn die bestimmte Anzahl schon vergeben ist. Für eine solche Bequemlichkeit, wie man sie besonders auf englischen Dampfschiffen gewöhnt ist, ist eben so wenig, als für die nöthige Reinlichkeit gesorgt und selbst die Tafel erscheint, trotz der nicht unbedeutenden Preise, schlecht bestellt.

Sehnsucht nach der Wiege des Menschengeschlechts erlaubte uns nicht die nöthige Ruhe, um Preßburg und dem damals in Thätigkeit sich befindlichen Landtage die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken und so benutzten wir nur den übrigen Theil des Tages, um die seit der Eroberung Ofens durch die Türken erhobene Hauptstadt Ungarns einigermaßen kennen zu lernen. Ein Empfehlungsbrief an den Professor Dankoffsky machte uns mit diesem interessanten Manne bekannt, und in seiner Gesellschaft besahen wir die Merkwürdigkeiten des alten Posoniums. Dankoffsky ist, wie schon der Name sagt, Slawe und dem Volke, dem er sich zuzählt, mit vollem Herzen zugethan. Dem von Rußland ausgegangenen Panslawismus betrachtet er nicht gerade als Un-

ding, hält jedoch seine Ausführung weder für möglich, noch für gut. Mehr nach Deutschland, mit dessen Hülfe er die nationelle Entwickelung seiner Landsleute in Aussicht setzt, als nach Rußland sind seine Blicke gewendet. Die frühern Thaten der Südslawen erfüllen sein ganzes Sein mit einer wunderbaren Kraft, die er nur dem Kampfe mit den Feinden seines Volkes widmet, und allenthalben tritt er mit kühner Stirne jeder Anmaßung der jetzt in Ungarn herrschenden Madjaren entgegen. Das Sprachstudium beschäftigt ihn am Meisten, und wenig Gelehrte mag es geben, die ihm in der genauen Kenntniß aller slawischen Sprachen gleichkommen. Nächstdem erfüllt ihm die Geschichte seines Volkes die Brust mit Begeisterung, und jemehr seine vernachlässigte Kleidung und häusliche Unordnung den innern Werth in Hintergrund stellt, um destomehr wird man von seiner kräftigen Rede und dem hohen Enthusiasmus für alles Vaterländische ergriffen und fortgerissen. Man muß selbst Slawe sein, um den Haß zu verstehen, den jetzt die Madjaren bei ihren die Eigenthümlichkeit aller andern ungarischen Völker mit Füßen tretenden Neuerungen auf sich laden, und vielleicht eben dadurch einen nur die geistige Entwickelung aller Ungarn gleich hemmenden Widerspruch hervorrufen. Unseres freundlichen Begleiters Auge sprühte, seine sonore Stimme wurde lauter, seine Physiognomie umzog sich düsterer, wenn er von den Bedrückungen sprach, die die Slawen von jeher von den rohen Horden Skythiens erduldet hätten und noch erduldeten. Und was ihn am Meisten kränkte, war, daß selbst Slawen der gerechten Sache untreu geworden und als Verräther ihren Tyrannen beipflichteten.

Der unglückselige Sprachenstreit wird noch viele Jahre in Ungarn herrschen und es ist selbst die Frage, ob er unter gleichen Verhältnissen je zum Ziele führen kann. Die Sprache der Madjaren ist noch zu roh und verdient als Schriftsprache kaum einer Erwähnung. Warum man deßhalb den nicht madjarischen Völkern Ungarns (den Deutschen, Sla-

wen und Wallachen) zumuthen will, eine in der gebildeten Welt nichtssagende Sprache zu erlernen und damit eine schöne Zeit der Jugend unnütz zu vergeuden, sehe ich durchaus nicht ein, und will man die seit Jahrhunderten auf den ungarischen Landtägen in Gebrauch gewesene lateinische Sprache durchaus verbannen, um einer lebendigen Platz zu machen, so liegt doch die Sprache näher, die erst einen gewissen Grad von Kultur über Ungarn gebracht hat und auch fernerhin heilbringend wirkt. Es liegt schon etwas Unnatürliches darin, wenn man eine Sprache fast ohne alle Literatur gegen eine gebildete umtauschen soll, und muß als ein nicht unbedeutender Rückschritt betrachtet werden. Nach Dankoffky's genauen Untersuchungen ist außerdem die madjarische Sprache so arm, daß nach und nach gegen sechs Mal mehr Wörter, als sie ursprünglich besitzt, aus andern, besonders der lateinischen, deutschen und slawischen Sprache aufgenommen werden mußten, um ihr die Möglichkeit zu geben, als europäische Sprache existiren zu können. Leider hat Dankoffsky sich aber dadurch den Haß der jetzt übermüthigen Madjaren so zugezogen, daß diese keine Zeit vorübergehen lassen, ohne ihn zu verkleinern oder gar zu schmähen. Mit Unrecht entzieht er sich den öffentlichen Sitzungen, da er auf keine Weise bewogen werden kann, in der vorgeschriebenen Nationalkleidung, die ächt madjarisch ist, in derselben zu erscheinen. So wurde auch uns das Vergnügen entzogen, einer solchen Sitzung beizuwohnen, und leider erfuhren wir erst in Pesth, daß man von Fremden keineswegs die Vorschrift verlangt.

Doch fern sei es von mir, das ehrenwerthe Selbstgefühl der Madjaren und übrigen Ungarn zu verkennen, und hoffentlich wird auch bald die Zeit kommen, wo Ungarn sich einer größern Kultur erfreut und unter den Segnungen eines fruchtbaren Landes gedeiht. Wenn auch der Madjar, oder der Ungar überhaupt, sich erst seit Marie Theresiens glorreicher Herrschaft Europens allgemeiner Civilisation mehr ange-

ſchloſſen hat, ſo bedurften die Eindrücke, welche die gräuliche türkiſche Regierung während einer Herrſchaft von faſt zwei Jahrhunderten hinterlaſſen hatte, einer geraumen Zeit, um verwiſcht zu werden. Aber, ein Mal im Fortſchritte begriffen, ging die Kultur des Landes mit ſeinen verſchiedenen Bewohnern raſch vorwärts, und in wenig Jahren ſind Mißbräuche abgeſchafft worden, die zu entfernen in andern Ländern Jahrhunderte bedurften. Freiwillig gab der Adel eine Menge ſeiner gewichtigen Rechte hin, und ſucht jetzt auf alle Weiſe das gemeine Volk aus der dunkeln Nacht dem Lichte zuzuführen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Madjaren als das herrſchende Volk ſelbſt mit gutem Beiſpiele vorangingen und ihren Landsleuten den Werth des eigenen Selbſt erſt kennen lehrten, aber eben darum ſollten ſie nicht einſeitig auf der Begründung ihrer Nationalität auf Koſten der übrigen eng mit ihnen verbundenen Brudervölker beharren. Wir leben jetzt in einer gewichtigen Zeit, wo der Augenblick die Provinzen, die vor dem Andringen der Türken den Ungarn noch gehörten, wieder gewinnen zu können, näher ſteht, als man glaubt. Ohnmöglich kann es noch lange dauern, wo das ſchon längſt morſche Gebäude des Osmanenreiches zuſammenbricht, und dann werden die früher mit ihnen verbundenen Slawen freudig von Neuem ſich anſchließen, wenn ihnen in jeder Hinſicht gleiche Rechte eingeräumt werden und ihre Nationalität nicht in der madjariſchen untergehen ſoll. Damit aber dieſes geſchieht, muß der Madjar nicht von dem Slawen verlangen, daß er ſeine eigene Sprache und die ihm vererbten Sitten ableugnen ſoll, um Beide mit andern und keineswegs beſſern zu vertauſchen.

Noch weniger, als der Madjar im Verlaufe einer langen Zeit ſeine Sprache in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten hat, iſt er im Uebrigen ſeinen Vorfahren, die noch keine feſten Wohnplätze hatten und ſich als Nahrung des rohen, unter dem Sattel mürbe gemachten Fleiſches bedien-

ten, gleichgeblieben. Selbst in körperlicher Hinsicht ist der heutige Madjar ein anderer geworden, und es würde ihm selbst nicht mehr lieb sein, wäre er noch so häßlich, als besonders die Byzantiner ihn und seine stammverwandten ugrischen Völker schildern. Häßlichere Menschen, als die Hunnen waren, giebt es gewiß kaum. Viele der jetzt sich ächte Madjaren nennenden Familien sind deutschen oder slawischen Ursprungs, und selbst die, deren Name und bezeugte Abstammung keinen Zweifel übrig lassen, haben in den Jahrhunderten, seitdem sie ihr neues Vaterland bewohnen, so vielfache Vermischungen, besonders mit Deutschen, erhalten, daß das madjarische Blut selbst in den Adern eines Vollblut-Madjaren nur noch sparsam fließt. Gewiß ist diese meine Behauptung auf den ganzen madjarischen Adel zu beziehen, und nur das Volk, wie es in den entfernteren ebenen Gegenden herumzieht, hat sich reiner erhalten. Aber selbst hier müßte man äußerst vorsichtig sein, da man, z. B. in der Umgegend von Preßburg und Pesth, eine Menge madjarisch gekleideter Landleute findet, die doch ächte Deutsche sind und zum Theil selbst ihre Muttersprache verlernt haben. Dann wäre auch noch die Frage zu stellen, ob das gemeine madjarische Volk, wie es in Ungarn einzog, nicht vielmehr ein zusammengelaufenes, aus einer Menge verschiedener Völker bestehendes Gesindel war, was sich den tapfern Heerführern madjarischen Stammes nur anschloß? Mit der Zeit mag erst bei allen Horden die Sprache der Heerführer, also die madjarische, herrschend geworden sein.

Wie leicht Völker ihre Muttersprache verlernen, selbst wenn auch nicht Gewalt angewendet wird, finden wir häufig in der Geschichte eingezeichnet, und es ist eine falsche Behauptung der Sprachforscher, daß nur allein die Sprache im Stande wäre, die ursprüngliche Abstammung eines Volkes herauszufinden. So leben mitten in Ungarn Nachkommen der Komanen, eines von den Sprachforschern selbst zum großen türkischen Völkerstamme gerechneten Volkes, und

ſprechen nach der Ausſage gelehrter Madjaren das reinſte Madjariſch, eine Sprache, die dem finniſchen Sprachſtamme eingereiht wird. Profeſſor Horwath, in Peſth, ſtützt hierauf ſeine Behauptung, daß Madjaren nnd Türken einerlei wären. An der Aechtheit der ungariſchen Komanen kann wohl kein Zweifel ſein, da ihre ſpäte Einwanderung durch die Geſchichte beſtätigt wird. Wie rein haben ſich nicht die Juden ſeit ihrer allgemeinen Zerſtreuung erhalten, und doch ſprechen ſie allenthalben die Sprache des Landes, das ſie bewohnen. Selbſt die Sprache, deren ſie ſich hie und da in ihren Familien bedienen, iſt keineswegs hebräiſch, ſondern in Europa deutſch oder portugieſiſch und in Aſien meiſtentheils Dat, ein perſiſcher, wahrſcheinlich ſehr alter Dialekt.

Der Landtag hatte eine große Menge Menſchen nach Preßburg gefihrt, um aber phyſiognomiſche Studien zu machen, war unſer Aufenthalt zu kurz. Das Eigenthümliche der jetzigen Madjaren herauszufinden, wurde mir um ſo ſchwerer, als mir die Abſtammung der Anweſenden nicht bekannt war. Den Slawen erkannte ich ſogleich an ſeiner gedrungenen meiſt kurzen Figur, dem völlig abgerundeten Geſichte und Kopfe, dem vorherrſchend blonden, ſchlichten Haupthaare, den runden, grauen oder blauen Augen und der weißen nur durch das ſchöne Karmin auf den Wangen unterbrochenen Geſichtsfarbe. Schwieriger wird es mir, den Deutſchen zu charakteriſiren und häufig gelingt es mir nur durch negative Merkmale. Ihm ähnelt der heutige Madjar mehr als dem Slawen. Sein mehr gezogener Körperbau ruft eine ſchlanke Figur mit weniger abgerundeten Gliedern hervor; der wohl urſprünglich längliche Kopf ſcheint vorherrſchend mit ſchwarzem und dichtem Haupthaar, deſſen einzelne Haare ſtärker ſind und mehr denen des Barthaares gleichen, bedeckt. Das Geſicht erſcheint markirt und in ihm ſteht eine ſcharf geſchnittene Naſe, deren Wurzel ziemlich tief unter der Stirn liegt. Die länglichen, dunkeln Augen neigen ſich mit ih-

rem innern Winkel etwas nach unten, weisen demnach noch deutlich auf den Ursprung der Madjaren hin.

War uns auch nicht die Freude zu Theil geworden, einer Sitzung beizuwohnen, so war doch das Speisezimmer unseres Wirthshauses dicht mit Mitgliedern derselben angefüllt und eine lebhafte, ich möchte fast sagen, schreiende Unterhaltung fand an den einzelnen Tischen und Tafeln statt. Leider wurde größtentheils madjarisch gesprochen und der Inhalt der vielleicht interessanten Gespräche blieb mir unbekannt. Sogar der deutsche Speisewirth hatte sich madjarisirt und setzte uns mit seinem madjarisch geschriebenen Speisezettel in Verlegenheit. Es waren meistens junge Leute, welche sich hier vorgefunden hatten und wahrscheinlich dem Landtage nur passiv beiwohnten. Sie bewegten sich zwar harmlos aber turbulent neben einander und die Art, wie sie sich gegenseitig benahmen, erinnerte mich an meine Studienzeit, besonders an die Stunden der politischen Unterhaltungen, wo wir kühn unsere Ansichten verfochten, auch wenn sie noch so thörigt waren, stets der festen Ueberzeugung, nur allein die Welt reformiren zu können. So schien es auch hier, denn alles das, was in meiner Muttersprache verhandelt wurde, deutete auf völlige Unkenntniß des Verhandelten hin, und ein großer Theil der jungen Leute schien selbst nicht die Bildung zu haben, um wichtige Lebens- und Staatsfragen zu verstehen.

Das schönste Wetter begünstigte unsern Spaziergang nach Tisch zu den großartigen Ruinen des Preßburger Schlosses, was uns schon den ganzen Morgen angezogen hatte. Leider führt der Weg durch den sogenannten Schloßgrund, wo Abrahams Nachkommen in großer Menge sich angesiedelt haben und vorzüglich seine Töchter mit ihren frischen oder verblühten Reizen Handel treiben. Es ist wirklich gut, daß dieses berüchtigte, unter besonderer Gerichtsbarkeit stehende Stadtviertel des Abends durch ein Gitter abgeschlossen wird, denn sonst würde man selbst in dem höher

gelegenen anmuthigen Theile der Stadt nach Untergang der Sonne vor den Zudringlichkeiten der Schönen nicht ſicher ſein. Der Schloßberg hat eine reizende Lage dicht über der leiſe dahinfluthenden Donau und erlaubt dem Auge ſoweit zu blicken, als dieſes zu ſchauen befähigt iſt. Südlich und öſtlich zieht ſich eine weite Ebene, gewöhnlich die kleine ungariſche genannt, in's Unabſehbare dahin, während weſtlich und nördlich die unbedeutenden kleinen Karpathen eine größere Mannigfaltigkeit darbieten. Von hier aus überſieht man auch die ganze, ziemlich regelmäßig gebaute Stadt mit ihren meiſt breiten Straßen und freundlichen Plätzen. Aber auch die noch meiſt erhaltenen Ruinen, die es erſt ſeit dem Jahre 1811 wurden, bieten eine großartige Erſcheinung dar. Auf granitner Unterlage ſind die regelmäßig vierſtöckigen Mauern in's Geviert aufgeführt und haben an ihrer Vereinigung einen Thurm. In dem weſtlichen befand ſich ehedem die ungariſche Reichskrone des heiligen Stephan, die von Joſeph II. in die kaiſerliche Schatzkammer nach Wien übertragen wurde. Beſonders wichtig iſt noch das Schloß durch Marie Thereſia geworden, da es hier war, wo ſie, den nachherigen Kaiſer Joſeph II. noch als Säugling auf dem Arme, mit bezaubernder Beredſamkeit ihre unglückliche Lage den verſammelten Magnaten Ungarns vorführte. „Mein und dieſes Kindes Schickſal übergebe ich euren Händen," rief die hochherzige Frau, und „Gut und Blut für unſern König, Marie Thereſia!" hallte es laut aus faſt 500 Kehlen. Die Geſchichte ſteht hier einzig da. Die Ungarn retteten mit großartiger Treue und blinder Ergebenheit an ihr Herrſcherhaus dieſes vor einem völligen Untergange.

Trotz dem das Schloß wüſt und leer iſt, wird aber hier immer noch zur Krönungszeit ein ganzer Ochſe gebraten und, nachdem das erſte Stück dem Könige gereicht iſt, unter das Volk vertheilt. Man war noch voll von den Feierlichkeiten, die zur Zeit der Krönung des jetzigen Kaiſers, am 28. September 1830, hier ſtattfanden.

Hinter dem Schloſſe ſetzen ſich dieſelben Granithöhen fort und bieten dem Weinbaue eine vorzügliche Lage dar. Weiter hin ziehen ſich nördlich die Weingärten und ihr Ertrag ſoll nicht unbedeutend ſein. Als der beſte Wein wird der Sankt Georger Ausbruch genannt und zu ziemlich hohem Preiſe ſelbſt in Preßburg verkauft.

Den übrigen Theil des Nachmittags verlebten wir mit unſerm Freunde Dankoffsky in der ſogenannten Au, auf dem jenſeitigen Ufer der Donau. Die Anlagen ſind in dem freundlichen Gebüſche und jugendlichen Hainen anmuthig und für die Preßburger groß genug. Ein geräumiges Kaffeehaus ſteht gleich am Anfange und gewährt auf die gegenüberliegende Stadt eine herrliche Anſicht, die freilich durch größeres Leben auf der Donau ſelbſt noch ungemein gewinnen würde. Trotz des anweſenden Landtages waren aber weder die öffentlichen hier befindlichen Häuſer ſehr beſucht, noch begegneten wir auf den dunkeln und ſchattigen Spaziergängen der Au vielen Menſchen. Die Anlagen befanden ſich in gutem Zuſtande und allenthalben herrſchte Ordnung und Reinlichkeit, zwei Attribute, die ſonſt dem Ungar in geringerem Maße zukommen. In der Au, die auch zur Unterſcheidung von der entfernteren Mühlenau, Brückenau genannt wird, befinden ſich die beiden Arenen. Der Ungar iſt dieſen Arenen, worunter man einfache Bretterverſchläge in freier Natur, in denen Volksſtücke aufgeführt werden, verſteht, ſehr zugethan und er beſucht ſie oft mehr, als das gediegenere Schauſpielhaus, in dem auch Opern gegeben werden. Der Ungar iſt noch nicht für die höhern äſthetiſchen Schönheiten empfänglich und findet bei den jovialen, nicht ſelten auch trivialen Unterhaltungen in der Arena mehr Vergnügen, als wenn er ein Nachdenken erforderndes Schauſpiel ſieht. Die Witze der Schauſpieler bewegen ſich auch in einer niedern Sphäre und unſere zarten und verzärtelten Damen würden manchmal bei plumpen Aeußerungen und rohen Anſpielungen erröthen, wo die vor-

nehme Ungarin gar nichts Unanſtändiges findet und ſich unbekümmert einer lauten Freude hingiebt, ohne deßhalb in moraliſcher Hinſicht tiefer zu ſtehen.

Da im Schauſpielhauſe die komiſche Oper: Maler, Fee und Wirthin, in Leopoldſtädter Manier aus dem Feenſee umgeſtaltet, gegeben wurde, ſo brachte ich daſelbſt die Stunden des Abends zu. Es war reich von Zuſchauern beſetzt. Aber auch die Ausführung war gut und verdiente den vollen Beifall, der ihr gezollt wurde. Preßburg hat kein ſelbſtſtändiges Theaterperſonal, und nur zur Zeit der ſtattfindenden Landtage begeben ſich ein Theil, oder ſämmtliche Mitglieder des Leopoldſtädter Theaters nach Preßburg, um Vorſtellungen zu geben.

Des Morgens um 8 Uhr fanden wir uns zur rechten Zeit auf dem Dampfſchiffe ein, um denſelben Tag (13. Juni) die große Strecke von Preßburg nach Peſth zurückzulegen. Der große Theil des Weges führt durch die kleine oder obere ungariſche Ebene, die ſich auf beiden Seiten der Donau nördlich und ſüdlich hinzieht und zur Linken den großen Neuſiedler See, mit ſeinem durch einen, als wild gefundenen und hierauf wiederum ſpurlos verſchwundenen Menſchen bekannter gewordenen Moraſte, Hanſag, einſchließt. Ohne Zweifel bildet ſie den fruchtbarſten Theil des ganzen ungariſchen Reiches und würde noch von größerm Werthe ſein, wenn die kaum einige, höchſtens 100 Fuß tief in ihr gelegene Donau nicht ſelten durch Ueberſchwemmungen die furchtbarſten Verheerungen hervorriefe. Grobkalk mit zahlloſen Verſteinerungen bildet ihre feſte Unterlage, und auf dieſer liegt ein 1—2 Fuß dicker Humusboden, der leider mehr Säure zu beſitzen ſcheint, als unſern Kulturpflanzen nothwendig iſt, aber auf eine lange Zeit ohne neue Zufuhr von Humus die üppigſte Vegetation verſpricht.

Nach großen Ueberſchwemmungen nimmt nicht ſelten ein Theil des Waſſers eine andere Richtung, und umgekehrt werden Stellen, wo vor denſelben ein Theil der Donau dahinfloß,

wasserleer. Es ereignet sich daher gar nicht selten, daß man im Hochsommer fast trocknen Fußes gehen kann, wo vor mehren Jahren beladene Schiffe ruhig dahingleiteten. Dieser unsichere Lauf der Donau macht die Schifffahrt in hohem Grade schwierig und giebt ihrem Hauptstrome in jedem Jahre eine andere Richtung. Im Sommer nimmt die Wassermenge in der Regel täglich ab, und da mit jedem Frühlinge der Strom sich mehr oder weniger verändert und früher tiefe Stellen mit Schlamm, Sand u. s. w. angefüllt werden, so treten diese allmälig als Erhöhungen und selbst als Sandbänke der Oberfläche des Wassers näher und verursachen den Schiffern nicht unbedeutenden Aufenthalt. Selbst Dampfschiffe sitzen nicht selten auf und gebrauchen mehre Stunden, um wieder flott zu werden. Die Veränderung des Hauptstromes macht deßhalb jährlich, wenn auch nicht gerade eine neue Aufnahme, doch eine genaue Untersuchung nothwendig.

Nur mit einem ungeheuren Aufwande würde es möglich sein, den Lauf der Donau für eine bestimmte Richtung zu fesseln; nichtsdestoweniger könnte aber der Gewinn an fruchtbarem Lande die Kosten decken, und sobald Ungarn sich einer bessern Kultur und größerer Menschenmenge erfreut, wird sich auch von selbst die Eindämmung nothwendig machen. Die jetzigen, wenn auch noch so sinnreichen Arbeiten, sind gar nicht oder doch zu wenig belohnend und werden nach und nach eben so viel Kosten verursachen, als für das große Werk nothwendig würde, ohne dem Uebel ganz abgeholfen zu haben. Fast jede neue, einigermaßen bedeutende Ueberschwemmung zerstört einen Theil der kostbaren Bauten oder macht sie wenigstens unnütz.

Unterhalb Preßburg geht ein bedeutender Arm, Neuhäusler-Arm genannt, nördlich ab und vereinigt sich erst bei der jungfräulichen Veste Komorn mit dem Hauptstrome. Dadurch wird die, 11 Meilen lange und 3 bis 4 Meilen breite, sogenannte große Insel Schütt gebildet. Wenn schon

die ganze Ebene in hohem Grade fruchtbar erſcheint, ſo zeichnet ſich dieſes Eiland durch ſeine üppige Vegetation ſo ſehr aus, daß es ſchon im Alterthume den Namen „goldener Garten“ führte. Beſonders wird die Obſtkultur hier gepflegt, oder gedeiht vielmehr, denn die Güte der Aepfel oder Birnen ſoll keineswegs der Menge entſprechen.

Weiter unten, aber ſüdlich, trennt ſich wiederum ein bedeutender Arm vom Hauptfluſſe und wird alsbald durch die Aufnahme der Leitha vergrößert. Er führt den Namen Wieſelburger-Arm und ſchließt mit dem Hauptſtrome der Donau die kleine Inſel Schütt, die nur eine Länge von 7 Meilen beſitzt, ein. Sie iſt nicht weniger fruchtbar und bietet, wie jene, eine Menge freundlicher Anſichten dem Reiſenden dar. Waldpartien wechſeln mit offenen Stellen, aber leider darf man wegen der häufigen Waſſersnoth nicht wagen, Getreide auf ihr zu bauen und benutzt ſie deßhalb nur zu Wieſen.

Dem hohen Waſſerſtande hatten wir es zu danken, daß wir auf dem ſtillen Spiegel der Donau raſch hinabfuhren. Das ſchönſte Wetter begünſtigte unſere Fahrt, und die ganze große Reiſegeſellſchaft bewegte ſich bunt durch einander. Wir kamen vor einer Menge unbeholfener Waſſermühlen vorbei, deren Beſitzer und Arbeiter von unſern übermüthigen Matroſen dadurch geneckt wurden, daß dieſe durch Pantomimen ihren Hang Mehl zu ſtehlen verſinnlichten. Die gereizten Müller rächten ſich auf unanſtändige Weiſe, die jedes gemeine Mädchen bei uns erröthen gemacht hätte, nichts deſto weniger aber in unſerer Geſellſchaft, ſelbſt auch bei einzelnen Frauen und Mädchen der niederen Stände, lautes Gelächter verurſachte. Man ſieht, daß die Anſichten über Schicklichkeit verſchieden ſind, und während von unſern Großältern ihre Töchter in ſtrenger Zucht und Ehre gehalten wurden, geſchahen bei beſtimmten Fällen, beſonders bei Hochzeiten und Taufen, Dinge, die geradezu mit der klö-

ſterlichen und abgemeſſenen Erziehung der Kinder in Widerſpruch ſtanden. Erſt ſeitdem man bei uns dem Studium der Natur eine größere und zweckmäßigere Aufmerkſamkeit zugewendet hat, ſcheint auch die Erziehung und mit ihr die ganze Anſtandslehre natürlicher zu werden.

Nach einigen Stunden ſahen wir die Thurmſpitzen der jetzt freundlichen Stadt Raab, die gerade in dem Winkel liegt, der durch den Einfluß des Fluſſes Raab in den Wieſelburger-Arm gebildet wird. Man konnte mir die ſchöne Lage der Stadt nicht genug rühmen. Aber erſt in der Zeit ſei ſie in ihrem Glanze hervorgetreten, als man nach der Einnahme und Beſchädigung der Werke durch die Franzoſen, im Jahre 1809, die Feſtung in eine offene Stadt verwandelte. Es wurde mir auch der Thurm des Waſſerthores mit ſeiner merkwürdigen Inſchrift gezeigt. Als Fürſt Schwarzenberg, im Jahre 1598, die von den Türken tapfer vertheidigte Feſtung belagerte, hatte der ſtolze Osmane unter dem Wetterhahne auf der Thurmmauer die Inſchrift anbringen laſſen:

„Wenn dieſer eh'rne Hahn wird krähen,
„Soll Raab an die Chriſten übergehen."

Plötzlich vernahm man laut bis an das Chriſtenlager hin ein dreimaliges Krähen des ehernen Vogels, und Raab wurde von den dadurch ermuthigten Chriſten glücklich eingenommen. Der verhaßte Hahn war bereits in den Fluß verſenkt. Zum Andenken an das Ereigniß ließ nun Schwarzenberg einen Hahn aus Stein hauen, in der Thormauer befeſtigen und darunter die Worte ſetzen:

„Sobald der Hahn von Stein wird krähen,
„Soll Raab an die Türken übergehen."

Nach einer Stunde hielten wir vor Komorn an, um Paſſagiere abzuſetzen und neue aufzunehmen. Die Stadt liegt in dem Winkel, der durch die Vereinigung des Neuhäusler-Armes mit der Donau entſteht, und bildet jetzt die ſtärkſte Feſtung Ungarns, die bis daher, trotz ihres langen Beſtehens

und der Türkenkriege, siegreich jeder Belagerung widerstand. Selbst die Franzosen versuchten umsonst, die durch ein Erdbeben stark beschädigte, und damals noch nicht ganz hergestellte Festung einzunehmen. Nun steht sie in ihrer vollen Kraft wiederum da und beherrscht nach wie vor die Donau. Sie wurde selbst noch fester, seitdem man die äußersten Ringmauern weiter hinausgerückt und dadurch eine große Strecke fruchtbaren Landes eingeschlossen und ferner die liebliche Insel Neusee durch eine Brücke mit der Stadt verbunden hat. Was aber Menschen nicht vermochten, könnten unterirdische Gewalten thun, denn häufig, so erzählt uns die Geschichte, wankten plötzlich durch eine Revolution im Innern der Erde die Mauern und stürzten zum Theil selbst ein. Wer steht nun dafür, daß die unter ihr jetzt schlafenden vulkanischen Kräfte über Kurz oder Lang wiederum wach werden und die den Menschen trotzende Festung über den Haufen werfen? Doch fortwährend steht als Zeichen der Jungfräulichkeit Komorns, auf der nördlichen Ecke der Ringmauer eine steinerne Jungfrau, in der Rechten einen Lorbeerkranz und in der Linken eine Feige haltend.

Leider waren die Wälle so hoch, daß man von der übrigens schlechtgebauten Stadt nur die Thurmspitzen sah, und um so mehr that es mir deßhalb leid, daß unser Dampfschiff sogleich nach der Aufnahme von Passagieren und Waaren weiter fuhr. Die Umgegend der Stadt ist übrigens, mit Ausnahme der Insel Neusee, langweilig, da kahle, ochergelbe, etwas erhöhte Ufer die Donau einschließen und außer armseligem Weidengestrüppe sich nichts Grünes den Augen darbietet.

Eine Stunde nordwärts von Komorn ergießt sich die Neutra in den Neuhäusler-Arm, und noch weiter oben nimmt er die bedeutende Waag auf. Wenn schon die Donau wegen ihrer Ueberschwemmungen von den Bewohnern der Ebene gefürchtet wird, so ist es noch in weit höherem Grade die Waag mit ihrem Eintritte in die fast nur ein

Kornfeld bildende Ebene. Der Deutſche, wie der Slawe und Madjar, findet ſchon in dem Namen des Fluſſes, den er mit dem Lateiniſchen vagus, vag, unſtät, in Zuſammenhang bringt, eine Andeutung an ſeinen unſichern, ſich häufig verändernden Lauf. Eine Ableitung, die eben ſo hinkend iſt, als die von Komorn, d. h. Komm morgen, was die ſteinerne Jungfrau jedem, der die Feſtung zu erobern verſucht, zurufen ſoll. Der Ungar erzählt auch, als Gott den Lauf der Flüſſe nach der Sündfluth wiederum geordnet habe, ſei die Waag ganz und gar vergeſſen worden und irre nun ſeitdem vag umher, ehe ſie ſich mit der Donau vereinige.

Unterhalb Komorn beginnt wellenförmiges Land und damit erhält die obere ungariſche Ebene ihr öſtliches Ende. Auf der rechten Seite ziehen ſich die Höhen des Bakony-Waldes und auf der linken Ausläufer der Karpathen dahin, um ſie hier zu begränzen. Der erſtere beginnt eigentlich mit den Sandſteinhügeln von Neßmejl, auf denen einer der vorzüglichſten Weine Ungarns wächſt und welches dem reichſten Magnaten Ungarns, dem Fürſten Eſterhaſy (Eszterhazy ung.), gehört.

Bei Neßmejl (Neszmely) vereinigt die Donau alle ihre Waſſer zu einem großen und tiefen Strome, in dem nur ausnahmsweiſe unbedeutende Inſeln ſich vorfinden. Hohe Ufer, meiſt aus Sandſtein-, ſpäter auf der rechten Seite aus Jurakalkfelſen gebildet, bieten dem Reiſenden in abwechſelnden Partien neue Anſichten dar, die um ſo romantiſcher und großartiger ſind, jemehr man dem Fluſſe abwärts fährt. Beſonders nimmt ſich das plutoniſche Geſtein des Porphyrs mit ſeinen eigenthümlichen Formen gut aus, aber auch auf der rechten Seite erſcheinen die meiſt bewachſenen Höhen des hier endenden Bakonyer Waldes nicht weniger abwechſelnd. Bei Gran ſpringt der Karpathen-Porphyr auf die linke Seite der Donau und legt ſich dem dortigen Jurakalk an. Hier ſind auch die Stellen, wo die Waſſer-

menge ſich bei raſcherem Strome ſo anhäufen kann, daß ſolche Ueberſchwemmungen, wie ſie im März 1838 Gran und eine Menge Ortſchaften getroffen, entſtehen können. Die damaligen Zeitungen ſchilderten mit den grellſten Farben das fürchterliche Unglück, was in wenig Stunden Tauſende von Menſchen obdachlos machte und ihre ganze Habe raubte. Von der eigentlichen, kaum 900 Häuſer zählenden, ſogenannten Freiſtadt, waren über 600 von den wüthenden Fluthen hinweggeſchwemmt oder wenigſtens unbrauchbar geworden. Nur wenige Familien haben ſich ſeitdem einigermaßen erholt.

So gewichtig auch in früheren Zeiten die Stadt war, ſo hatte ſie mit der Einnahme durch die Türken und der kurz vorher ſtattgefundenen Ueberſiedelung des erſten Geiſtlichen, der übrigens ſeit der Krönung Eliſabeth's, 1714, erſt Fürſt Primas genannt wurde, nach Preßburg, des Domkapitels hingegen nach Tyrnau, ſehr verloren und vermag trotz der langen Zeit ſeit der Wiedereroberung erſt jetzt, wo die alten günſtigen Umſtände ſich wiederum einſtellen, ſich einigermaßen zu erholen. Der vorletzte Fürſt Primas Rudnay begann 1822, mit Aufopferung eines großen Theiles ſeines Vermögens, auf dem vortheilhaft gelegenen und weithin ſichtbaren Schloßberge den Bau einer Metropolitankirche, nach dem großartigen Style der Peter-Pauls-Kirche in Rom, und verſetzte das Domkapitel wiederum nach Gran zurück. Seine fernere Abſicht war, daß auch der Fürſt Primas wiederum in Gran ſeine Reſidenz aufſchlagen ſollte, doch er ſtarb vor der Ausführung ſeiner Pläne. Der Kaiſer Ferdinand übernahm 1837 die Vollendung des angefangenen Rieſenwerkes, und ſo wird, da nun auch die Ueberſiedelung des Fürſt Primas geſchehen, die Stadt vielleicht ihren frühern Glanz wieder gewinnen.

Weiter abwärts von der Stadt fließt der Fluß Gran in die Donau, und die Gegend ſeiner Mündung bietet eine reizende Landſchaft dar, die um ſo mehr Werth hat, als

Gran weder ein freundliches noch großartiges Anſehen darbietet.

Noch ein Mal erweitert ſich der Strom und bildet zwei kleine Inſeln, aber dann zwingen ihn hohe, ſchroffe Felſen, ſeine Waſſer wiederum mehr zu vereinigen. Auf dem ganzen Wege bis zur großen ungariſchen Ebene hinab iſt, ſelbſt zur trockenſten Zeit, die Donau allenthalben tief genug, um auch das ſchwerſte Schiff mit Leichtigkeit zu tragen. Es ſcheint bisweilen als wenn der Strom mit Gewalt ſich durch die Felſen Bahn gebrochen hätte. Beſonders iſt dieſes auf der Strecke zwiſchen den Dörfern Sebegeng (Zebegény ung.) und Dömöſch (Doemoes) der Fall, wo auf dem linken Ufer die grotesketen Felſenpartien ſich dem Auge darbieten, und die ganze Gegend von Gran bis Waizen gehört, nächſt den großartigen Partien am eiſernen Thore, zu den ſchönſten und romantiſchſten Umgebungen im ganzen Donaugebiete. Faſt mit jeder Viertelſtunde erſcheint ein anderes Bild. Lieblichkeit und Anmuth des einen Ufers kontraſtiren häufig auf ſeltſame Weiſe mit dem wilden und romantiſchen Gewande der gegenüberliegenden Felſenpartien und die ſchönſten, allmälig emporſteigenden Weingärten, durch grünes, oft weithinreichendes Buſchwerk unterbrochen, wechſeln auf beiden Seiten mit unfruchtbarem, nur von mancherlei Flechten und ſparſam wachſenden Gräſern und Kräutern bedecktem Geſteine ab. Die Höhen aber ſelbſt ſind mit dunkellaubigen Hainen und Wäldern dicht bedeckt, und wenn auch aus ihnen die Kaſtanien keineswegs ſich eines beſondern Wohlgeſchmackes rühmen können, ſo erſcheinen ihre Bäume den Augen um ſo wohlgefälliger.

Endlich erblickten wir die Ueberreſte des ſelbſt in Ruinen noch großartigen Wiſchegrad (Wiſegrad). Da, wo einſt 340 prunkvolle Gemächer im Stande waren, Tauſende von fremden Gäſten aufzunehmen, wo die ſchönſten Haine ſich befanden und Gärten auf unerſteiglichen Felſenterraſſen Blumen, durch Farbenpracht und Wohlgerüche ausgezeichnet,

und seltene, mit zartem Laube versehene Bäume, aus Italiens mildem Himmel hierher verpflanzt, trugen, wo Spaziergänge im dunkeln Schatten weitgipfeliger Kastanien- und Eichenbäume, zwischen kühn aufgestellten Felsen, an sonderbar gestalteten Grotten und über liebliches Wiesengrün sich dahin zogen und an Abwechslungen reiche Landschaften den Blicken sich darboten, da wohnen jetzt nur Füchse und Wölfe, Fledermäuse und Eulen, um, den Tag scheuend, des Nachts mit Mordgedanken die Umgegend zu durchirren. Von all' dem Schönen, wodurch sich Wischegrad zur Zeit des Normannen Karl Robert und seines Sohnes Ludwig, sowie des aus schlichter Ritterfamilie der Hunjads (Hunyads) stammenden Mathias Korvinus auszeichnete, tritt nichts mehr dem spähenden Auge entgegen, und nur noch die traurigen Zeichen der Härte und Grausamkeit, die Burgverließe, Wacht- und andere Thürme scheinen dem Zahne der Zeit mehr widerstanden zu haben, denn noch stehen sie drohend wie vor 6 Jahrhunderten da, aber ihre schwarzgraue Farbe und die hier und da ausgefallenen Steine deuten auf ihr hohes Alter hin. Wahrscheinlich tragen auch sie zur Vervielfältigung und Verstärkung des hier sonoren Echo's nicht wenig bei. Eine große Anzahl Sagen werden hier aus älterer, aber auch aus neuerer Zeit erzählt, und es wäre wohl interessant, sie ein Mal vollständig zu sammeln, denn so fleißig sich der unermüdliche Mednyansky auch der Sammlung ungarischer Sagen unterzog, so sollen ihm doch, besonders in Betreff Wischegrads, noch viele entgangen sein. Am Allgemeinsten ist die von Klara Sai (Szah) bekannt. Als nämlich Karl Robert, groß durch Tapferkeit und Energie, aber auch durch Luxus oder Ueppigkeit und durch Grausamkeit, Polens König Kasimir als Gast beherbergte, erzwang dieser mit Hilfe seiner Schwester, Karl Robert's Gemahlin, von einem schönen Hoffräulein, Klara Sai, unerlaubten Genuß. Die verletzte Jungfrau entfloh dem Räuber ihrer Ehre und entflammte den greisen Vater zur wüthenden Rache. Aber schon

war der königliche Verbrecher abgereiſt, als jener mit gezücktem Degen in die Königsburg trat, um Tod und Verderben dem ganzen Herrſcherhauſe zu bringen. Schon war der König durch die blinde Wuth ſeines Vaſallen verwundet, es waren der Königin vier Finger abgehauen worden, und ſchon drang der keine Schonung Kennende erbarmungslos auf die unſchuldigen Kinder ein, da warf ihn, von hinten kommend, der Hofmeiſter zu Boden und hieb den unglücklichen Vater in Stücken. Doch damit war der grauſame König nicht zufrieden und ſeine volle Rache wendete ſich dem ganzen Geſchlechte deſſen zu, der ſich erkühnt hatte, an die heilige Perſon des Herrſchers die freche Hand zu legen. Der unſchuldigen, ſchon hinlänglich mit Schmach bedeckten Klara wurden zuerſt Naſe und Ohren abgeſchnitten und dann ſchleifte man ihren ermordeten Körper durch die Straßen der Stadt. Noch nicht genug befahl der gemeine Wütherich, das ganze Geſchlecht der Sai bis auf das letzte Glied auszurotten. Und als nur zu pünktlich ſein Befehl ausgeführt war, ließ der Entſetzliche die Bekanntmachung: „So rächt ein König ſich an ſeinen Feinden!“ durch alle ſeine Lande ergehen. Schmach über eine ſolche das Königthum nicht weniger als die ganze Menſchheit höhnende Rache! Das ſind die furchtbaren Greuel einer hie und da gerühmten guten alten Zeit, wie ſie trotz der ſcheinbaren Blüthe alle Staaten, beſonders außerhalb Deutſchlands, in Menge aufzuweiſen haben.

Mit dem Durchbruche bei Wiſchegrad wird die Donau breiter und die auf beiden Seiten mehr zurücktretenden Höhen erſcheinen freundlicher. Der Fluß ſelbſt theilt ſich und ſchließt die 6 Stunden lange und $^1/_2$ Stunde breite Inſel des heiligen Andreas ein. Später ſetzen ihm die herabſteigenden Ausläufer der Karpathen ihre harten Felſen entgegen und zwingen ihn ſeine öſtliche Richtung in eine ſüdliche zu verwandeln; aber trotz dem bleibt das Thal der Donau noch breit und bildet einen anmuthigen Keſſel, deſſen Höhen auf beiden Seiten dem Auge nirgends nacktes Ge-

ſtein darbieten. Allenthalben ſieht man wiederum in den tiefern Regionen freundliche Weingärten und mehr nach oben dunkelgrünes Geſträuch oder ſelbſt mittelmäßige Haine. Wie man aber bei Maroſch (Maros) um die Ecke gebogen hat, bietet ſich eine der lieblichſten und ſchönſten Landſchaften des ganzen Donau-Bezirkes dar, die beſonders noch dadurch gewinnt, daß die Stadt Waizen mit ihren freundlichen Häuſern, den kuppelförmigen und ſpitzigen Thürmen und der freundlichen nächſten Umgebung den Hintergrund ſchließt. Je mehr man ſich der Stadt nähert, um deſto deutlicher treten die Konturen der noch fernen Gegenſtände hervor, bis ſich endlich Alles in der vollen Ausbreitung den Blicken der Reiſenden darſtellt.

Waizen zeichnet ſich durch ſeine vielen und großen Gebäude vor andern Städten Ungarns aus und die Kathedrale zur Heimſuchung Mariä gehört zu den ſchönſten Kirchen. Auch hier hielten wir nur kurze Zeit an und fuhren dann raſch unſerm Ziele Peſth zu. Die Gebirge treten von nun an auf der linken Seite allmählig zurück und es eröffnet ſich die große ungariſche Ebene gleich einem weiten Meere bis in das Unabſehbare den Blicken. Rechts hingegen laufen unbedeutende Dolomithöhen der Donau parallel, und auf und an einer ſolchen liegen die beiden kaum von einander geſchiedenen Städte Alt- und Neu-Ofen. Beide Ufer aber gewinnen dadurch an Lebendigkeit und Anmuth, daß von Waizen an größere Kultur ſichtbar wird und geſchäftige Menſchen harmlos ſich neben einander bewegen. Je mehr man ſich Ofen nähert, um ſo mehr vereinigt ſich auch die Natur mit dem ſchaffenden Sinne des Menſchen und beide vereint tragen zur größeren Mannigfaltigkeit unendlich bei. Der Anblick auf Ofen und auf ſeine bewohnten Höhen wird ſelbſt um ſo reizender und pikanter, je deutlicher ſeine lieblichen Gärten und das bunte und unregelmäßige Häuſergewirr den Augen erſcheinen. Erſt ſpäter tritt auf der andern Seite das ſchöne Peſth mit den großen Häuſern und

freundlichen Straßen hervor und überraſcht durch den eigenthümlichen Kontraſt, den ſein Anblick im Vergleich mit Ofen bildet. Nur die Einfahrt auf der Newa in Petersburg kann, meiner Meinung nach, dieſer alle Beſchreibungen übertreffenden Anſicht an die Seite geſtellt werden. Während man jedoch auf der Newa herausfahrend eine Reihe prächtiger Paläſte, auf der einen Seite den engliſchen Quai, auf der andern hingegen durch die ſchnell auf einander folgenden Linien der Wilhelmsinſel (Waſiljioſtroff) ebenfalls nur Häuſer-Abwechſelungen vorgeführt erhält, bietet ſich hier nach Peſth zu zwar ebenfalls eine Reihe palaſtähnlicher Gebäude den Blicken dar, aber dieſe ſtehen dem Ufer nicht ſo nah, ſondern ein breiter Raum, auf dem dichtes Menſchengewühl zu jeder Tageszeit ſich durch und neben einander bewegt, ſtellt die maſſenhaften Werke des Menſchen mehr in den Hintergrund. Die reiche Abwechſelungen darbietenden Höhen auf der ofener Seite fehlen Petersburg ganz und gar. Eine ſolche reizende Umgebung gewinnt, von einer breiten Waſſerfläche aus betrachtet, unendlich.

Alle wie Peſth im neuen großartigen, aber auch weitläufigen Geſchmacke angelegten Städte kommen darin überein, daß, wenn man einige Stunden in den breiten, von hohen Häuſern eingeſchloſſenen Straßen herum gewandert iſt, man müde wird und ſich endlich langweilt. Liegt nun gar noch die Stadt in einem andern Lande und man hält ſich für berechtigt, Anſprüche auf andere Dinge, als man in unſern neuern Städten Berlin oder Karlsruhe täglich erblickt, machen zu können, ſo ruft das beſtändige Einerlei einer wenn auch noch ſo ſchönen Architektur ſogar Unzufriedenheit hervor. Das Geradlinige iſt dem Schönheitsgefühle zu ſehr entgegen und es wird gewiß noch die Zeit kommen, wo eine Reform in dem Baue der Städte, ähnlich wie bei den Gärten, vorgenommen wird. Welcher Unterſchied zwiſchen den unnatürlichen, ſtreng unter der Zucht der Scheere gehaltenen Gärten des ältern franzöſiſchen und italieniſchen Geſchmackes

und den neueren, natürlichen engliſchen Anlagen! Die Freude, die der Anblick vom Ankerplatze des Dampfſchiffes auf Peſth hervorgerufen hatte, verwandelte ſich um ſo mehr in ein Gefühl des Unbehagens, jemehr wir uns in dem Einerlei der Straßen herumbewegten. Das Wetter trug freilich ebenfalls dazu bei, den Wunſch nach Veränderung in uns rege zu machen, und ſo zog ich einen der Empfehlungsbriefe aus meiner Taſche, um nach dem Hauſe des Hofrathes und Profeſſors Schedius zu wandern. In großen Räumen bedarf man überhaupt mehr als ſonſt des gemüthlichen Umganges mit Menſchen, und ſo wurden wir nach der freundlichſten Aufnahme wiederum für alles neu ſich Darbietende empfänglich. Profeſſor Schedius ergriff alsbald den Regenſchirm, um uns trotz des unfreundlichſten Wetters mit den intereſſanteſten Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Ich bin zwar kein Freund von Häuſer-Beſehen, aber die beiden Gebäude, zu denen wir geführt wurden, nahmen wegen ihrer Großartigkeit unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Kaum unſere größeren Städte haben etwas aufzuweiſen, was dem Neugebäude gleichgeſtellt werden könnte, und man muß nur bedauern, daß in der neueſten Zeit andere daneben gebaute Häuſer einen vollen Anblick darauf nicht mehr geſtatten. Das ganze Gebäude bildet ein Viereck, was einen gegen 10000 Klaftern enthaltenden Hof einſchließt, und beſitzt an ſeinen vier Ecken wiederum viereckige, querſtehende, mit einem kleinen Hofe verſehene Häuſer, die mit Ausnahme des einen aus 4 Stockwerken beſtehen. Man gebraucht das Neugebäude zur Niederlage der Munition und als Artillerie-Kaſerne.

Nicht minder großartig, aber intereſſanter und ſchöner durch ſein glanzvolles Aeußere, beſonders durch die ausgezeichneten Façaden, iſt das ſtädtiſche Theater, das leider jedoch im Innern dem Aeußern durchaus nicht entſpricht. Es wurde erſt 1832 vollendet und ſoll die ungeheuere

Summe von 1,300000 Gulden Konv. gekoſtet haben. An Größe der Bühne (das Proſcenium iſt 51 Fuß breit) und an Höhe (5 Gallerien) wird es gewiß nur von wenig Theatern übertroffen. Leider ſollen aber die Geſetze der Akuſtik zu wenig berückſichtigt worden ſein, ſo daß die Schauſpieler mit großer Anſtrengung zu ſprechen gezwungen ſind und trotz dem oft nicht deutlich gehört werden. Nach der Donau zu iſt ein Flügel angebaut, der unten ein Speiſe- und Kaffeehaus, oben hingegen den ebenfalls großartigen durch zwei Etagen gehenden Redouten-Saal enthält. Bei einer Länge von 100 und einer Breite von 60 beſitzt der letztere eine Höhe von 80 Fuß. Auch hier iſt der auf 6 Pfeilern ruhende Balkon und das Fronton ſchön.

Unſer freundlicher Führer geleitete uns von hier aus zu dem Kaſino, was auf der Donauſeite eine prächtige Säulenhalle beſitzt. Die Einrichtung iſt großartig, und da es zu gleicher Zeit mit einem Leſe-Muſeum verſehen iſt, das ſich den beſſeren unſerer Großſtädte kühn an die Seite ſtellen kann, ſo entſpricht es vollkommen ſeinem Zwecke und trägt zur allgemeineren Bildung der Einwohner beider Zwillingsſtädte weſentlich bei. Vorherrſchend waren politiſche Zeitſchriften und Abhandlungen faſt aller Länder Europa's vorhanden, aber es wäre wohl zu wünſchen, daß das Rein-Wiſſenſchaftliche, zumal Peſth zu gleicher Zeit die einzige und vielbeſuchte (gegen 1600 Studenten) Univerſität Ungarns iſt, nicht ſo ſehr in den Hintergrund geſtellt würde, als es hier der Fall iſt.

Nicht minder macht das National-Muſeum den Ungarn Ehre, um ſo mehr, da dergleichen Anſtalten in Deutſchland, beſonders in den kleinern Staaten, wohl noch ſo lange fromme Wünſche bleiben müſſen, als Spießbürgerthum und Beſchränktheit, die Folgen enger Gränzen, ſich nicht im allgemeinen vaterländiſchen Bewußtſein verloren haben. Dieſer Vorzug beſteht keineswegs in einer koſtſpieligen Aufhäufung von Natur- und Kunſtgegenſtänden aus allen Län-

dern, ſondern im Gegentheil iſt man mehr bemüht, die vaterländiſche Naturgeſchichte und Archäologie durch Sammlungen aus Ungarns Bereiche aufzuklären. Es wäre nur zu wünſchen, daß Männer an der Spitze ſtänden, die außer dem guten Willen auch hinlänglich Sachkenntniß beſäßen, um der Wiſſenſchaft zu nützen, und ſo liegen leider die dort aufgehäuften Materialien für uns übrige Europäer ſo gut wie todt da. Ungarns geiſtige Kraft beginnt freilich erſt jetzt ſich freier zu entwickeln und es wird gewiß bald die Zeit kommen, wo Ungarns Gelehrte ſich dem regen Streben des übrigen Europa's in wiſſenſchaftlicher Hinſicht anſchließen. Man muß nicht zuviel auf einmal verlangen und bei der beginnenden geiſtigen Entwickelung eines jugendlichen thatkräftigen Volkes ſchon zufrieden ſein, wenn man nur zunächſt den guten Willen und Liebe zur Wiſſenſchaft ſieht. Haben wir doch mitten in Deutſchland Sammlungen, die zum allgemeinen Nutzen und Frommen Einer hervorrief und nun von nicht berufenen Leuten bevormundet und noch weniger Berufenen gerade nicht zum Frommen der Wiſſenſchaft, wohl aber zum Nutzen des Beutels anvertraut werden.

Die plötzliche nationelle Entwickelung der Ungarn und beſonders der Madjaren hat etwas ſo Großartiges, daß die Geſchichte kein zweites Beiſpiel an die Seite ſtellen kann. Seit kaum zwei bis drei Jahrzehenden beginnt ein Volk ſich dem tiefen Stande ſeiner Kultur, die früher die der Völker Aſiens wenig übertraf, zu entreißen und um ſo lohnenswerther iſt dieſes Streben gerade darum, weil der mit Vorrechten reichbegabte Adel, zum Theil wenigſtens, auf dieſe freiwillig verzichtete, um zunächſt dem gemeinen Manne eine höhere Bildung möglich zu machen. Bei einem ſolchen Streben darf es nicht wundern, wenn auch Mißgriffe geſchehen, und vor allen andern gehört auch der dazu, daß vor Allem der Madjar bemüht iſt, ſeinen Urſprung und die Wohnplätze, welche ſeine Vorfahren einſt einnahmen, auf lächer-

liche Weiſe heraus zu finden. Nicht zufrieden mit der Geſchichte, nach der die Madjaren freilich noch vor einem Jahrtauſende im Norden des Kaukaſus wohnten, ſuchen ſie durch Sprach-Vergleichungen und mancherlei ſonderbare Hypotheſen ihren Urſprung bis in das graueſte Alterthum hinauf zu verfolgen. Von dem Gedanken, die Urſitze des Volkes, von dem ſie ſtammen, in Aſien aufzufinden beſeelt, zogen und ziehen noch einzelne Madjaren, ihrem Vaterlande und allen Bequemlichkeiten auf mehre Jahre den Rücken kehrend, in die weite Fremde, um ein eingebildetes Vaterland auszuſpähen. Keine Mühe und keine Opfer wurden geſcheut, um dem vermeintlichen Ziele ſo nahe als möglich zu kommen. Ihr ganzes Studium wendeten dieſe vom Patriotismus beſeelten Männer der vergleichenden Sprachkunde zu, aber für Sprachforſchung ſelbſt zu wenig gebildet, waren ſie bei ihren Unterſuchungen mehr bemüht, das Gefundene ihrer Idee anzupaſſen, als vorurtheilsfrei zu forſchen und dann erſt zu urtheilen. So ließen ſich die Meiſten bei der Vergleichung der Sprachen durch bloße Wortähnlichkeiten leiten, ſo ſehr auch der geiſtreiche Bopp, der Schöpfer unſerer heutigen vergleichenden Sprachkunde, das Unſtatthafte ſolcher Forſchungen nachgewieſen hat. Bis zu dem Hochgebirge Thibets drang ſchon vor mehren Jahren ein Madjar raſtlos vor und ſchwelgte, als er wirklich in der dortigen Sprache einige Wortähnlichkeiten fand, in dem ſüßen Wahne, das urſprüngliche Vaterland ſeiner Vorfahren entdeckt zu haben. Mit eiſernem Fleiße arbeitete er eine thibetaniſche Grammatik und ein Wörterbuch, die beide ſchon vor ihm vorhanden waren, aus, da unterlag der Unglückliche den zahlloſen Entbehrungen und ſonſtigen Leiden eines ungaſtlichen Landes. Von Neuem durchwandern jetzt Madjaren die weiten Steppen Sibiriens und wollen dann den unſichern Ländern des kaukaſiſchen Iſthmus ihre Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die Geſchichte der rohen wilden Horden, bevor ſie in Ungarns ſchönen Ebenen hervorbrachen, iſt und bleibt das Lieblingsthema jedes ſelbſt noch ſo ungebildeten Madjaren; eine Zeit möchte er enträthſeln, die, wenn wir nur 1100 Jahre zurückgehen, ſeine Bruſt doch keineswegs mit Stolz erfüllen kann. Ich dächte die Schilderung der ugriſchen und finniſchen Völker durch die Byzantiner müßte bei den Madjaren eher den Wunſch rege machen, die frühere Geſchichte dieſer Barbaren für immer unſerm Wiſſen zu verſchließen. Freilich verſteht der Madjar mit ſonderbaren Hypotheſen und noch lächerlicheren Behauptungen ſeinem Nationalſtolze zu Hilfe zu kommen, und jede auch noch ſo widerſinnige Abhandlung, wenn ſie nur die Vorfahren weit hinauf führt und ihnen eine ehrwürdige Stelle in der älteſten Völkergeſchichte anweiſt, erfreut ſich des vollſten Beifalles, hat ſogar oft eine Nationalbelohnung zur Folge. So erhält der Profeſſor der Geſchichte H. in Peſth von der Nation eine jährliche Belohnung von 2000 Gulden für ſeine Unterſuchungen über die Geſchichte der Madjaren vor ihrer Einwanderung, während man die nach ihrer Einwanderung kaum einer beſonderen Berückſichtigung für werth hält. Mit einem wirklich beiſpielloſen Fleiße, von dem es nur leid thun muß, daß er zu ſo unnützen Dingen verſchwendet wird, gibt ſich Profeſſor H. der Anfertigung einer Geſchichte der Madjaren vor aller geſchichtlichen Zeit hin. Seine an Geſchichtswerken der älteſten und älteren Zeit bedeutende Bibliothek ſtudirt er auf das Eifrigſte, macht ſich Haufen von Excerpten und ſetzt nun eine Geſchichte zuſammen, die keineswegs in einer kritiſchen Beurtheilung, ſondern in einer Zuſammenſtellung nicht zuſammengehöriger, ſondern künſtlich vereinigter Daten beſteht.

Nach ihm gehören die Madjaren und Deutſchen zu den älteſten Völkern und wohnten nach einander in Aegypten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß beide Völker auch damals ſchon ihre jetzigen Sprachen redeten. Seine Behauptung

in Betreff der Madjaren gründet er einfach darauf, daß Aegypten früher Mißr oder Maſſar geheißen habe. Eine größere Uebereinſtimmung aber als die Wörter Madjar und Maſſar, was außerdem vielleicht auch Madjar ausgeſprochen wurde, beſitzen, kann man nicht verlangen, um zu dem Schluſſe befähigt zu ſein, daß die heutigen Madjaren früher in Aegypten wohnten. Nach ihm hat Adam (was urſprünglich roth bedeutet) phöniziſch geſprochen, denn das Wort Phönix hat mit Adam eine Bedeutung. Die alte phöniziſche Sprache aber haben nur unverſtändige Sprachforſcher zum ſyriſchen oder arabiſchen Sprachſtamme gezählt, denn da die Ruthenen und Rutuler auch die Rothen bedeuten, ſo unterliegt es wiederum keinem Zweifel, daß ihre Sprache mit der ruſſiſchen, wenn auch nicht zuſammenfalle, doch ihr ſehr nahe ſtehe. Man könnte demnach folgerecht weiter ſchließen, daß Adam eigentlich ein Ruſſe geweſen ſei und ruſſiſch geſprochen habe. Wie die Phönizier nach dem hohen Norden Europa's gekommen ſeien, wird ebenfalls mit triftigen Gründen beſtätigt, denn ſie trieben Bernſteinhandel und holten ſich den Bernſtein von Preußens Küſten. Wie leicht konnten nun Phönizier die damals gewiß unwirthlichen Gegenden mit ihrem ſchönen Vaterlande vertauſcht haben?

Auch wir Deutſche werden bald in Betreff unſerer Vorfahren mit einer eben ſo gründlichen Bearbeitung beſchenkt werden. Bis jetzt ſind unſere Geſchichtsforſcher darin übereingekommen, daß die Geſchichte der Deutſchen von Tacitus bis auf die Völkerwanderung außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, und wagen ſich gar nicht in die Zeit vor Tacitus hinaus. Dieſer Furcht hat ſie nun der gelehrte Madjare in Peſth enthoben, da das Manuſcript für eine Geſchichte der Deutſchen vor Tacitus bereits fertig daliegt und dieſe bis faſt auf Adam hinauf mitgetheilt wird.

Es ſcheint nun wirklich, als ob Unſinn anſteckte, denn über die glücklichen Forſchungen des Urſprunges der Madjaren neidiſch, fangen auch die Slawen an, ihrem Volke ein

größeres Gewicht im Alterthume zu geben und ihr Streben geht auf nichts Geringeres hinaus, als den Beweis zu führen, daß die alten Griechen eigentlich Slawen waren. Von den jetzigen Bewohnern Griechenlands hat wohl Fallmereyer mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sie größtentheils eingewanderte Slawen sind. Mit Stolz blicken Ungarns Slawen auf Homer und seine Helden, auf die glorreichen Perserkriege u. s. w., denn ihre Vorfahren waren es ja, die einst die größten Thaten ausgeführt haben. Man braucht wirklich eine lange Zeit, ehe man sich in die beiden miteinander über ihren Ursprung rivalisirenden Völker eines und desselben Landes findet, zumal er bei beiden nicht weit her ist, und es ist jedem Fremden in Ungarn zu rathen, sich ja nicht auf Widerspruch einzulassen, wenn er sich nicht größern Unannehmlichkeiten aussetzen will.

Den folgenden Tag benutzten wir größtentheils, um uns mit der gegenüberliegenden Stadt Ofen einigermaßen bekannt zu machen, und trotz dem man hier weder breite Straßen noch elegante Häuser vorfindet, so befriedigten uns die Wanderungen innerhalb derselben und in den nächsten Umgebungen weit mehr, als die gestrigen. Wir gingen über die 528 Schritt lange Schiffbrücke ohne Zoll zu bezahlen, denn unsere Kleidung schützte uns vor der Forderung. Nach den unnatürlichen Einrichtungen hat in Ungarn nur der gemeine Mann die Lasten der Abgaben zu tragen und so muß er auch diese entrichten, wenn er über die Brücke geht.

Gleich an der Brücke beginnt die Raizenstadt und zieht sich den Vorhöhen des Blocksbergs hinan. Unter Raizen versteht man einen serbischen Volksstamm, der jetzt zerstreut in Ungarn, doch vorzüglich in den Gegenden an der Donau wohnt. Im 18ten Jahrhunderte kamen viele unter den östreichischen Truppen nach Deutschland und zeichneten sich unter dem Namen Panduren, wie sie von einem bei Baja weiter unten an der Donau befindlichen Hauptdorfe genannt sein sollen, durch ihr wildes und rohes Wesen aus. Die

Ofener Raizen wanderten ſchon im 15ten Jahrhunderte ein und gründeten dieſen Stadttheil, der jetzt aber auch von andern Völkern bewohnt wird. Mit Ausnahme der Donauſeite ſind die Straßen eng und die Häuſer klein. Es ſcheint als wenn Venus vulgivaga hier ihre Tempel aufgeſchlagen hätte, denn als wir die Straßen empor kletterten, um uns einer größern Ueberſicht zu erfreuen, lugten allerhand zweideutige Geſchöpfe aus den kleinen Fenſtern oder niedrigen Hausthüren heraus. Die Ausſicht war trotz der ſchmutzigen Umgebung wunderſchön.

Einmal in der Nähe der Bäder wendeten wir unſere Schritte ihnen zu. Auf dieſer Seite Ofens befinden ſich deren drei: das Raizen-, Bruck- und Blocksbad und ſämmtlich haben ſie eine Temperatur von 35 bis 38° R. Es ſind Schwefelbäder, die, beſonders das letzte, wegen ihrer reichen Schlammniederſchläge vielfach benutzt werden. Der Ungar hat ſchon darin eine Aehnlichkeit mit dem verweichlichten Aſiaten, daß er warme Bäder über alles liebt und ſo trifft es ſich nicht ſelten, daß man trotz der vielen Anſtalten eine lange Zeit warten muß, bevor man ein Badezimmer erhalten kann. Die Gemeinbäder ſind zu keiner Zeit leer und werden von dem gemeinen Volke, zumal die Perſon für die Benutzung derſelben auf eine Stunde nur 1 Kreuzer zahlt, mit einem gewiſſen Wohlbehagen, das wir gar nicht kennen, benutzt.

Das Gemeinbad des Bruckbades intereſſirte uns um ſo mehr, als es noch von den Türken in der ihnen eigenthümlichen Badebauart angelegt und in demſelben Zuſtande erhalten iſt. Es beſteht aus einem backofenförmigen Gewölbe und wird von 8 Säulen getragen. In der Mitte befindet ſich innerhalb der Eingränzung genannter Säulen das große Baſſin und wird von einem ringsherum gehenden Trottoir eingefaßt. An der Mauer ziehen ſich Bänke hin. Wenn man nach dem, was man von den türkiſchen Bädern geleſen hat und wie ſie beſonders in Tauſend und einer Nacht und

andern orientaliſchen Schriften geprieſen werden, urtheilt, ſo macht man ſich eine ganz andre Vorſtellung von ihnen und wird in ihr noch mehr irregeleitet, daß der Orientale im Stande iſt, nicht Stunden, ſondern ſelbſt Tage lang ſich des Badegenuſſes hinzugeben. Die nackte Wirklichkeit entſpricht aber keineswegs der vorgefaßten Meinung und hat man nur einmal ein Bad genommen, ſo wird man auch ſchon enttäuſcht. Die gerühmte Sauberkeit ſtellt ſich ſchon in der Nähe des Bades und beim Gange durch die Vorzimmer anders dar, als man ſonſt glaubt, denn ſchon hier tritt Schmutz und Unreinlichkeit allenthalben entgegen. Wird nun gar das Badezimmer geöffnet, ſo wird man auch von einem unausſtehlichen dicken Qualme, der für mehre Minuten unfähig macht, etwas zu unterſcheiden, umgeben. Das warme Waſſer verflüchtigt ſich nämlich in ſo ſtarker Weiſe, daß in kurzer Zeit der ganze Raum angefüllt iſt. Wo die Baſſins klein ſind und nicht genug ausdunſten, wird, um den Dunſt doch hervorzurufen, von Zeit zu Zeit Waſſer auf den ſteinernen Boden geſchüttet. Aber außer Gefühl und Auge werden auch die andern Sinne ſehr unangenehm berührt, denn der Schmutz der großen Menge von Badenden wird wahrſcheinlich von den Dünſten mit in die Höhe geriſſen und gibt ſeine Gegenwart in der Naſe und nicht weniger ſelbſt auf der Zunge kund. Dazu kommt zuletzt noch der Geruch nach Schwefelwaſſerſtoff. Hat man ſich endlich an das kärgliche, durch ein ſchmales Fenſter einfallende Licht einigermaßen gewöhnt, ſo wird man allmählich einzelne Gruppen, die in der Regel aus einer ganzen Familie beſtehen, gewahr und wundert ſich über die Unſchuld, in der Männer und Frauen, junge Burſche und erwachſene Mädchen, und Kinder beiderlei Geſchlechts, nur mit einem Schurze verſehen, ſich neben einander baden. Zur Ehre der Badenden muß man übrigens bekennen, daß ſelbſt der roheſte Mann ſich keine Unanſtändigkeit erlaubt. Gewohnheit thut freilich auch viel. Jeder vergnügt ſich übrigens in dem

Bade auf ſeine eigene Weiſe: der Eine ſpringt wie toll in dem Baſſin herum, der Andere kauert eine lange Zeit regungslos an derſelben Stelle, ein Dritter hat ſich auf dem Trottoir oder auf einer der Bänke ausgeſtreckt und ein Vierter reinigt ſeine ſchmutzige Wäſche. Doch ſchon bald genügt das Geſehene und man iſt froh, wenn man wiederum den unſaubern Ort der Sauberkeit verlaſſen hat, um in Gottes freier Natur reine und. geſunde Luft ſchöpfen zu können.

Da wir uns einmal an dem Fuße des Blocksberges, der übrigens nicht von Hexen, ſondern von einem darauf befindlichen Blockhauſe den Namen erhalten hat, befanden, ſo wanderten wir an ihm hin, um an ſeiner öſtlichen Seite emporzuſteigen. Dicht genug mit Humuserde bedeckt, bietet er Flora's freundlichen Kindern hinlängliche Nahrung und ſo erfreute ich mich hier zuerſt wiederum an der ſüdeuropäiſchen Papierblume, die mit dem ungariſchen Eryſimum, mehren Nelkenarten und dem wohlriechenden Quendel hauptſächlich den Boden bedeckte. Nur hie und da ragte ein nackter, aber ſchwarzgrau gewordener Felſen eines dem Kalktuff ähnlichen Kalkes heraus und kontraſtirte gar ſeltſam mit der Kräuter- und Grasdecke. Je höher wir ſtiegen, um ſo mehr eröffnete ſich vor unſern Augen eine Fernſicht ſeltner Art und endlich oben angekommen, wurde uns der großartigſte Genuß eines reizenden Panorama zu Theil. Die faſt drei Stunden umfaſſende Stadt Peſth und vor ihr noch die ſchöne Donau breiteten ſich unter unſern Füßen aus. Welch ein Wohlſtand muß in der betriebſamen Stadt herrſchen, daß von der 1838 durch großes Waſſer herbeigeführten Verwüſtung, bei der drittehalbtauſend Häuſer einſtürzten und ein Schaden von 30 bis 40 Millionen Gulden verurſacht wurde, jetzt auch nicht die geringſten Spuren unſern Blicken ſich zeigten. Im Gegentheil ſah man allenthalben neue Häuſer und man ſollte kaum glauben, daß trotzdem die

Stadt in den letzten 6 Jahren im Vergleich zur Zeit vor 1838 so bedeutend zugenommen hat.

Hinter Pesth, doch mehr nach Westen, liegt das berühmte Feld Rakosch (Rakos), auf dem seit Ludwig I. glorreicher Regierung bis auf die Türkenherrschaft die allgemeinen Reichstage gehalten wurden. Hier unter dem Himmelsgezelte wurden alle Berathungen vorgenommen, und um den Vorschlägen und Angaben mehr Gewicht zu geben, erschien ein Jeder der Berather in der vollen Rüstung. Oft war freilich die Versammlung nur ein Zeichen des Bürgerkrieges und eben so häufig drohte der gesammte Adel in Verbindung mit der Geistlichkeit, den König in seiner Burg zu belagern, als er bereitwillig war, für seinen Herrn Gut und Blut zu opfern.

Weiter hinaus bis ins Unabsehbare zieht sich die große ungarische Ebene und wird nach Norden und Osten von dem Hauptzuge der Karpathen, deren Häupter man bei gutem Wetter sehen soll, umschlossen. Diese Ebene wird mit Recht zum Unterschiede von der vorigen die große genannt, steht jener jedoch an Fruchtbarkeit weit nach und wird besonders von der Theiß und ihren Nebenflüssen bewässert. Wie jene ist sie immerwährenden Ueberschwemmungen ausgesetzt und ein großer Theil des Landes besteht sogar aus Morästen und Sümpfen. In ihr wohnen besonders Madjaren, die hier dieselben Gegenden, als sie im Norden des Kaukasus verlassen hatten, wiederzufinden glaubten und eine lange Zeit ihr herumschweifendes Leben beibehielten.

Einmal auf der nicht unbedeutenden Höhe befindlich, gingen wir an der Sternwarte vorbei und um die Raizenstadt herum durch die Christinenstadt zur eigentlichen, romantisch gelegenen Festung. Auf dem ganzen Wege dahin wurde uns der Unterschied zwischen unserm Standpunkte und dem traurigen Sandfelde, auf dem Pesth liegt, in seinem ganzen Gewichte klar. Die größte Mannigfaltigkeit der Parthien, Abwechslungen jeder Art von dem Lieblichsten bis zum Gro-

tesken traten uns entgegen und man muß ſich nur wundern, daß Spaziergänge hier nirgends bemerkbar waren. Auch die Feſtung ſelbſt bot, beſonders auf ihren jetzt Promenaden bildenden Wällen und auf den ſchroffen Abhängen, reizende Anſichten dar, die Häuſer hingegen und die winkeligen engen Gaſſen erfreuten uns durch ihre größere Reinlichkeit. Die Hauptkirche iſt ein herrliches gothiſches Gebäude und das Schloß des hier wohnenden Erzherzog Palatin zeichnet ſich nicht weniger durch Eleganz als durch Größe aus.

Ziemlich ermüdet traten wir unſern Rückweg an und gelangten auch alsbald wiederum nach unſerm Wirthshauſe in Peſth. Ehe ich die Beſchreibung unſerer Weiterreiſe beginne, will ich doch etwas über die ſonſt ſo ſehr gerühmten Wirthshäuſer von Peſth ſprechen. An Größe und innerer Eleganz in Betreff der Bauart zeichnen ſie ſich vor den meiſten Gaſthäuſern Deutſchlands aus, aber an Bequemlichkeit ſtehen die unſrigen, ſelbſt die dritter Klaſſe, weit vor. Vor Allem habe ich die wünſchenswerthe Reinlichkeit, von der ich ſo viel gehört hatte, nicht allein hier, ſondern auf der ganzen Donau-Reiſe ſehr vermißt. Auch iſt die Bedienung, trotz dem es nicht an Kellnern, Lakaien und Hausknechten fehlt, herzlich ſchlecht und man kann oft Stunden warten, bevor man etwas erhält. Unangenehm zunächſt iſt es, daß unabhängigen Lohnbedienten die Bedienung des Zimmers, das Reinigen der Kleider u. ſ. w. übertragen iſt, während der Kellner ſich um die Herren im Zimmer eigentlich gar nicht bekümmert. Dieſem iſt ſeine Sphäre in dem meiſt prachtvollen Speiſeſaale angewieſen, aus dem er ſich nie herausbegiebt, außer wenn er Speiſen holt. Im Parterre befindet ſich das für ſich beſtehende Kaffeehaus, in welchem man in der Regel wiederum eine andere Geſellſchaft vorfindet. Zeitungen ſieht man allenthalben in Menge und ſo auch hier, denn der Ungar beſchäftigt ſich mit nichts ſo gern als mit der Politik. So ſchön und geſchmackvoll die innere Einrichtung in dieſen Kaffeezimmern

ist, so fehlt auch hier Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe, die freilich bei dem anhaltenden und starken Rauchen der Gäste nicht leicht durchzuführen ist. In Vergleich zu Wien habe ich die Preise in Allem, trotz der weniger gut zubereiteten Speisen und Getränke, höher gefunden.

Am 15. Juni schon um 4 Uhr des Morgens befanden wir uns auf dem Dampfschiffe, um den langweiligen Weg von Pesth bis Semlin zurückzulegen. Es gehört Phantasie und stille Ergebenheit in alles Dargebotene dazu, um die sehr mittelmäßigen Schönheiten, die zudem im Vergleich mit dem früher Gesehenen weit in den Hintergrund treten, zwei lange Tage hindurch, wie ein Reisender es gethan, bewundern zu können. Es ist nicht zu leugnen, daß es auf dem langen Wege einige hübsche Punkte gibt, sie gleichen aber allenthalben einander so sehr, daß nur ein geschickter Maler im Stande wäre, für sämmtliche Ansichten ein reges Interesse hervorzurufen. Wenn man auch hier die Donau „den schönen Strom" nennt, so hat man allerdings insofern Recht, daß ein breiter Fluß an und für sich schön ist; vergleicht man ihn aber mit anderen Stellen, so muß die Donau auf ihrer Wanderung durch die große ungarische Ebene auf das Prädikat „schön" verzichten.

Der Rückblick auf die beiden größten Städte Ungarns, Ofen und Pesth, ist so großartig, daß er selbst in der Erinnerung die nun beginnende monotone Landschaft vergessen macht. Gleich unterhalb Ofen haben dessen Höhen mit dem sogenannten Eugenius-Vorgebirge und den unbedeutenden Hügeln von Albertfalwa, was nur von deutschen Tischlern bewohnt sein soll, ein Ende und damit beginnt auch auf dem rechten Ufer die endlose Ebene. Nur in weiter Ferne erblickt man die graulichen Gipfel des Bakony-Waldes.

Ohnweit der schönen Brüderstadt trennt sich die Donau in zwei Arme und schließt die 5 Meilen lange Insel Zepel (Czepel), auf der die Madjaren die ersten Häuser erbaut

haben ſollen und ihr damaliger Führer Arpad begraben liegt, ein. Hier war es, wo an den verhängnißvollen Tagen im Jahre 1838 Eisberge ſich bildeten und dem Entweichen des furchtbar angeſchwollenen Waſſers einen Damm entgegenſetzten, der mehre Tage hindurch dem wilden Elemente trotzte. Die Inſel ſelbſt und die kleine Strecke bis Földwar bietet noch einige hübſche Anſichten dar, und der breite Strom mit ſeinen grünen Ufern und den von Waſſer eingeſchloſſenen Inſelhainen gleicht der Donau bei ihrer Wanderung durch das Marchfeld. Aber von Földwar bis zur Inſel Margitta und ſelbſt nur wenig beſſer bis Wukowar gibt es nicht leicht eine langweiligere Partie. Sandige oder moraſtige Ufer und auf ihnen zum Theil nur unbedeutendes Geſträuch ziehen ſich weit hin, und die Fahrt wird jedem Reiſenden dadurch noch mehr verleidet, daß ſich der Fluß abſichtlich Mühe zu geben ſcheint, ſo lange als möglich in der eintönigen Gegend zu verharren. Zuerſt fließt er ſo langſam, daß es kaum bemerkt wird, und Segelſchiffe ſind bei einigermaßen konträrem Winde gezwungen, oft mehre Tage zu ruhen. Dann verurſachen zahlloſe Krümmungen wo möglich noch größern Aufenthalt, ſo daß man einen Punkt, der ſehr nahe liegt, erſt nach geraumer Zeit erreicht, und es ſcheint bisweilen, als wenn man geradezu ringsherum gegangen wäre.

Die Geſellſchaft war ebenfalls nicht im Stande, unſern Aufenthalt angenehmer zu geſtalten. Lärm gab es zwar auf dem Verdecke und in den Kajüten genug, aber es war nur ein planloſes Toben und Durcheinandertreiben, wie es kein Vergnügen macht. Dazu wurde noch das Verdeck ſo ſehr mit Waaren beladen, daß mir zu meinen geliebten peripatetiſchen Wanderungen nur ein kleiner Raum übrig blieb; doch zum Glücke hat ein Naturforſcher vor allen andern Menſchen dadurch etwas voraus, daß er immer in ſeiner nächſten Umgebung etwas findet, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen kann, und ſo mußte diesmal mir unſere

Geſellſchaft willenlos zu meinen ethnographiſchen Studien dienen. Da der größere Theil der gebildeten und ungebildeten Reiſegeſellſchaft deutſch ſprach, ſo wurde es mir auch möglich, mein Urtheil über die Abſtammung der betreffenden Perſonen von ihnen ſelbſt verworfen oder beſtätigt zu erhalten. Einige Mädchen aus der Tolnaer Geſpannſchaft, die ſich auf der rechten Donauſeite hinzieht, nahmen wegen ihres einnehmenden Weſens und ihrer ſeltenen Schönheit meine Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch, und ihrem Anſehen nach gehören die Bewohner genannter Geſpannſchaft zu dem ſlawiſchen Völkerſtamme.

Auf dem ganzen Wege bis zur Inſel von Mohatſch (Mohacz) bieten auch die beſonders auf dem rechten Ufer liegenden Dörfer, Märkte und Städte nichts Beſonderes dar, und kaum verdienen Kalotza (Kalocza), Tolna und Baja eine Erwähnung. Kalotza iſt der Sitz eines Erzbiſchofes, der im Range dem Fürſt Primas folgt, und in Tolna wohnen vorzüglich Deutſche, von denen beſonders Wein, Saflor und Tabak gebaut wird. Baja iſt von den dreien der größte Ort und hauptſächlich wegen ſeiner Schweinemärkte berühmt. In ſeiner Nähe liegt das Raizendorf Pandur, von dem ich ſchon oben geſprochen habe.

Nicht weit von Baja trennt ſich die Donau in zwei große Arme, welche ſich erſt nach vier Meilen wieder vereinigen, und dadurch wird die nur einen Wald darſtellende Inſel Margitta gebildet. Unſer Schiff fuhr rechts ein und warf bei dem Städtchen Mohatſch (Mohacs) Anker, um ſich mit neuen Kohlen zu verſehen.

Trotz dem Mohatſch nicht ſo unbedeutend iſt, denn es beſitzt 1,100 Häuſer und über 8,000 Einwohner, ſo iſt es doch ein trauriger Ort, wie ſie ſich freilich nicht ſelten in Ungarn vorfinden. Ein entſetzlicher Schmutz, der uns gar nicht erlaubte, die rußigen, Baracken ähnlichen Häuſer zu beſehen, lag in den faſt bodenloſen Straßen, und ſo kehrten wir von unſerem verſuchten Spaziergange ſchon bald

zurück. Durch zwei das Schickſal Ungarns entſcheidende Schlachten hat Mohatſch einen großen Namen in der Geſchichte, und nach der erſten, die am Tage der Enthauptung Johannes des Täufers (was Manche für ein böſes Zeichen anſahen) am 29. Auguſt 1526 verloren wurde, überflutheten die Türken auch das jenſeitige Ufer der Donau, um von faſt ganz Ungarn Herr zu werden. Nach anderthalb Jahrhunderten rächte Karl von Lothringen die blutige Schmach, und auf derſelben Stelle wurden die Türken, am 16. Auguſt 1687, ſo auf das Haupt geſchlagen, daß das ganze nördlich und zum Theil auch ſüdlich von der Donau liegende Ungarn wiederum in chriſtliche Hände fiel.

Leider wird die Schifffahrt von hier aus unendlich ſchwierig, denn unterhalb der Inſel Margitta, zwiſchen der Donau und Drau, werden die Ufer moraſtig und die Zahl der Inſeln vermehrt ſich. Wir warfen Anker und unſer vorſichtiger Kapitän unterſuchte auf einem Kahne das unſichere Terrain. Er hatte ſich alsbald von den Gefahren einer Weiterfahrt bei eintretender Nacht überzeugt und ſo wurde beſchloſſen, hier den Tag zu erwarten. Die Gefahr, auf eine Sandbank zu gerathen, erfordert immer, ſelbſt bei dem höchſten Waſſerſtande, deſſen wir uns doch erfreuten, große Vorſicht. Auch dieſen Aufenthalt ſuchte ich als Naturforſcher zu benutzen, und da durch lange Bretter eine Kommunikation mit dem Ufer möglich wurde, ſo ſuchte ich mich mit der pflanzlichen Beſchaffenheit des hieſigen ſauren Bodens bekannt zu machen. Die Flora glich hier der der moraſtigen Gegenden Süd-Deutſchlands, und nur durch die Anweſenheit des drüſigblättrigen Süßholzes (Glycyrrhiza glandulifera *W.* et *K.*) unterſchied ſie ſich etwas.

Es herrſchte eine drückende Hitze, die ſich in der Nacht nur wenig abkühlte. Schaaren von Mücken wurden durch die weitſcheinenden Lichter herbeigelockt und umgaben uns alsbald in ſolcher Menge, daß wir uns nur mit Mühe vor ihren brennenden Stichen wehren konnten. Noch ſchlimmer

wurde es des Nachts und nur Geſicht und Hände bedeckt war es möglich, ſich einige Stunden dem erquickenden Schlafe zu übergeben. Wir prieſen uns glücklich, als der erſte Schein des kommenden Tages am Horizonte ſichtbar wurde, und die Anker gelichtet, ſetzten wir die Reiſe fort. Der Einfluß der Drau, die hier eine Breite von 500 Schritten beſitzt, war zeitig erreicht. Ringsumher iſt das Land ſumpfig. Gegen zwei Meilen landeinwärts liegt die ſtarke ungariſche Veſte Eſſek, deren Thurmſpitzen kaum ſichtbar vor unſern Augen erſchienen. In derſelben Ebene fährt man noch eine Zeit und die lieblichen Höhen der Zwetſchenberge (Fruſka-Gora) machen endlich dem Monotonen ein Ende. Das Land zwiſchen Drau und Sau bildet das vormalige Herzogthum Sirmien, was ſchon den Alten als Sirmium bekannt war und deſſen Name als ein Umwandlung des Wortes „Serbien“ angenommen wird. Wukowar heißt der Hauptort der jetzigen ſirmiſchen Geſpannſchaft, und nicht weit davon ändert die Donau wiederum ihren ſüdlichen Lauf in einen öſtlichen um.

Mit Wukowar ändern ſich, wie geſagt, die nächſten Umgebungen der Donau, wenigſtens ihres rechten Ufers, und die ebengenannten Zwetſchenberge begleiten den Fluß bis zur Aufnahme der Sau, bewachſene Höhen in reichlicher Anzahl bis an das Ufer ſendend. Punkte, wie ſie bei Illok, Kamenitz (Kamenicz), Peterwardein und Karlowitz (Karlowicz) geboten werden, können den übrigen, ſelbſt den ſchönern Anſichten des Donaugebietes an die Seite geſetzt werden, und ſie nehmen um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, als eine bedeutende Kultur der Obſt- und beſonders der Zwetſchenbäume, alſo die thätige, ſchaffende Hand des Menſchen den urſprünglichen Reizen der dortigen Natur nicht allein nicht Abbruch thut, ſondern im Gegentheile ſie erhöht. Schon die Alten kannten die Fruchtbarkeit des freundlichen Höhenzuges und nannten das unbedeutende Gebirge „almus mons.“

Die Ausdehnung der Zwetſchengärten, die dem ganzen, vorzüglich aus Serpentin beſtehenden Gebirge den Namen gegeben haben, iſt ſo bedeutend, daß allein jährlich 40,000 Eimer des bekannten Zwetſchen-Branntweines (Sliwowitza), gewonnen werden. Dabei wird der Ertrag des Weines ebenfalls auf nicht weniger als 250,000 Eimer angegeben.

Außer ihrer weitgerühmten Fruchtbarkeit haben aber auch die Zwetſchenberge durch die auf ihnen befindlichen 12 Klöſter des heiligen Baſilius, der zuerſt die unglückliche Idee des Mönchsthumes ins Leben rief, Bedeutung erhalten. Die Mönche, Kaluger (καλὸς γέρων, d. i. guter Greis) genannt, ſind ihrem Stifter treuer als die meiſten andern geblieben und zeichnen ſich vor den übrigen privilegirten Nichtsthuern der Chriſtenheit durch thätiges und einfaches Leben aus. Bei den kargen Einkünften ihrer Klöſter ſind ſie gezwungen, mit ihrer Hände Arbeit einen Theil ihrer Bedürfniſſe ſich ſelbſt zu verdienen. Es iſt Schade, daß uns noch kein Reiſender mit dem, in jeder Hinſicht ſo merkwürdigen Sirmien vertraut gemacht hat, und nur dem Journale „das Ausland," Jahrgang 1837, verdanken wir eine Beſchreibung.

Der Anblick Peterwardeins von dem anmuthigen Kamenitz aus iſt ausgezeichnet und wird um ſo großartiger, je näher man dem Schlüſſel Ungarns kommt. Es ſcheint, als wenn die Feſtung ſelbſt ſich dem Weiterfließen der Donau entgegengeſetzt hätte, denn ſie liegt auf einem ſchroffen Serpentinberge, den zu umgehen, ſelbſt die ſtolze Donau gezwungen iſt. Die weißen Mauern und Baſteien ſtechen gar wunderlich gegen die graugrünen, gerademporgerichteten Felſen ab. Oben liegt die eigentliche Feſtung, unten hingegen die ebenfalls mit einer Mauer umgebene unbedeutende Stadt. Eine Schiffbrücke führt nach dem gegenüberliegenden größern Neuſatz, was jetzt eine Einwohnerzahl von nicht weniger als 24,000 zählen ſoll.

Peterwardein ſoll ſeinen Namen von dem Kreuzfahrer Peter von Amiens erhalten haben, denn hier verſchanzten

ſich die armen Ungarn gegen die wilden Banden des Kreuzheeres, die das Grab unſeres Heilandes aus dem Beſitze der Ungläubigen befreien wollten. Neuſatz hingegen verdankt ihn ſeiner erſt 1738 erfolgten Erbauung, wo Deutſche, wie häufig in Ungarn, den erſten Grund legten.

Vor Neuſatz warfen wir Anker und hielten uns in der vielthurmigen Stadt eine Zeit lang auf. Eine Menge Lumpengeſindel, lauter Serbier, kam uns in der Hoffnung entgegen, den vertriebenen Fürſten Miloſch zu finden oder wenigſtens die Nachricht zu erhalten, daß Oeſterreich den Fürſten Michael mit Gewalt wiederum einſetzen werde. Wie gewöhnlich wurden die Armen getäuſcht. Gegen 1,000 Anhänger der Familie Miloſch waren mit Michael aus dem empörten Serbien geflohen und nährten, durch eitle Vorſpiegelungen bethört, die Hoffnung, bald im Triumphe ihr Vaterland wieder zu betreten. Hunger, Elend und Verzweiflung ſprach ſich auf den meiſten Zügen der hagern Männer aus, denn die unbedeutende Unterſtützung des Fürſten Michael reichte täglich kaum für die nöthige Nahrung.

Ohngefähr zwei Meilen unterwärts Peterwardein ergießt ſich die vielleicht 600 Schritte breite Theiß in die Donau und lange fließt ihr blaugrünliches Waſſer unvermiſcht in derem Bette. Sie iſt der Hauptfluß der großen ungariſchen Ebene und geht von Norden nach Süden. In ihrem mittlern Gebiete, zwiſchen ihr und der Donau, wohnen die einzigen Ueberbleibſel der einſt in der Geſchichte gewichtigen Kumanen, mit denen, trotz dem ſie ſo nah uns wohnen, uns ebenfalls noch kein Reiſender bekannt gemacht hat. Es ſcheint faſt, als wenn die Theiß die Donau beſtimmt hätte, ihren öſtlichen Lauf wiederum in einen ſüdlichen zu verwandeln, denn dieſe Richtung nimmt der Hauptſtrom von nun an und ſetzt ſie bis weit über Semlin hinaus fort.

Allmälig nehmen die Berge an Höhe ab und verſchwinden vollſtändig in dem Winkel der Donau und Sau. In

ihm liegt Semlin, und vor dieſer Stadt hielt das Dampfſchiff eine kurze Zeit an. Die neuen Umwälzungen in Serbien und das nahe Belgrad waren, zumal wir auch mit dem nächſten Dampfſchiffe unſere zurückgebliebenen Effekten erwarteten, uns Urſache genug, einige Tage in Semlin und ſeinen intereſſanten Umgebungen zu verweilen.

Zweites Kapitel.

Belgrad und die Donauengen.

In einem leidlichen, aber theuern Wirthshause, in dem mehr für Essen und Trinken, als für sonstige Bequemlichkeiten gesorgt war, fanden wir auch nur ein leidliches Unterkommen, und unser Aufenthalt wurde um so interessanter, als mehrere Honoratioren der Stadt sich daselbst einfanden, uns Näheres über die in Topdschi-Dereh bei Belgrad befindliche Volksversammlung mittheilend. Am andern Morgen sollte die abermalige Wahl des Fürsten vor sich gehen, und so nahmen wir das freundliche Anerbieten eines Beamten an, uns in aller Frühe schon mit einem Erlaubnißscheine für Belgrad und die ganze Umgegend zu versehen. Ein sogenannter Ueberreiter stand bereits um 7 Uhr am andern Tage zu unserer Verfügung, und so eilten wir mit ihm nach dem nahen Ufer der Donau, um auf einem sogenannten Tschaik, mit vier Tschaikisten versehen, nach Belgrad zu rudern.

Mit der größern Anzahl von Reisenden, die die Dampfschifffahrt jetzt bringt, hat die humane österreichische Regierung auch Sorge getragen, die entgegentretenden Schwierigkeiten, welche einem Besuche in Belgrad, das doch schon in der Türkei liegt, entgegentreten, so viel als möglich wegzuräumen, und so ist es Jedermann erlaubt, ohne Quarantaine auf dem Rückwege halten zu müssen, in Begleitung eines Beamten die wichtige Festung zu besichtigen, sobald er vor Sonnenuntergang zurückkommt. Die Begleitung des

Beamten, der den Namen Ueberreiter führt, iſt dem Fremden weniger eine Laſt, als vielmehr eine angenehme und nothwendige Zugabe, da dieſe Leute in der Regel nicht ungebildet ſind, die dortigen Verhältniſſe genau kennen und häufig auch die ſerbiſche Sprache verſtehen. Das Trinkgeld ſteht mit den geleiſteten Dienſten in gar keinem Verhältniſſe, und ſchon ein Gulden Konv. erregte bei unſerm Begleiter große Zufriedenheit, trotz dem er doch einen vollen Tag mit uns herumgelaufen war. Ebenſo freundlich erlaubt die Regierung den Reiſenden, ſich zur Ueberfahrt der ſogenannten Tſchaiken, großer Boote, mit vier Ruderern bemannt, zu bedienen und man zahlt wiederum für die Benutzung derſelben auf den ganzen Tag nicht mehr als 1½ Gulden (gewiß ein mäßiger Preis), die in eine allgemeine Kaſſe gethan, dem ganzen Inſtitute zu Gute kommen. Einige Kreuzer Trinkgeld außerdem, was aber keineswegs gegeben werden muß, erhöhen die Thätigkeit der Bootsleute und machen ſie um ſo dankbarer und freundlicher.

Semlin liegt dicht an der Donau, und ſo fuhren wir auf ihr hinab bis an die Stelle, wo die Sau von ihr aufgenommen wird, um gegenüber in Belgrad an das Land zu ſteigen. Die Zeit der Ueberfahrt dauert drei Viertelſtunden. In dem guten Wirthshauſe, was ein Deutſcher hält, frühſtückten wir auf deutſche Weiſe und wanderten dann in Begleitung unſeres Ueberreiters nach der Polizei, um uns Erlaubniß nach Topdſchi-Dereh auszuwirken. Zum Glück für uns ſprach der Polizei-Sekretär auch deutſch, und ſo wurde nach einigen Bedenklichkeiten unſer Wunſch gewährt. Die häufigen Verſuche der Anhänger an Miloſch's Familie, die jetzige Regierung zu ſtürzen, und die Forderungen Rußlands hatten das ganze Land in eine große Spannung geſetzt und dadurch ein allgemeines Mißtrauen hervorgerufen, ſo daß Fremde nur mit beſondern Erlaubnißſcheinen in das Bereich der Volksverſammlung zugelaſſen wurden.

Leider nahmen wir uns vor, erſt nach Tiſche nach Topdſchi-Dereh zu fahren, und verſäumten auf dieſe Weiſe die Gelegenheit, den eigentlichen Berathungen beizuwohnen. Während des Vormittags beſchauten wir uns die Stadt und die Feſtung. Die erſtere liegt am Fuße des Feſtungsberges und zieht ſich rund herum und dieſen ſelbſt aufſteigend eine geraume Strecke hinan. Auf der weſtlichen Seite des Berges an der Sau und hinter ihm befindet ſich die Serbenſtadt mit ihren unregelmäßigen Straßen, entgegengeſetzt hingegen das Viertel der Moslimen. Im Allgemeinen ähnelt die erſtere den Städten zweiten Ranges in Ungarn oder Polen. Der ziemlich große Baſar ziehet ſich auf der hinteren Seite herum und zeichnet ſich durch Mannigfaltigkeit der dort dargebotenen Gegenſtände aus. Die Häuſer beſtehen größtentheils aus Holz oder Lehm, und nur in der neueſten Zeit ſind auch ſteinerne Gebäude entſtanden. Unter ihnen ſtehen das Schloß des abgedankten Fürſten Michael, die Buchdruckerei und das Haus eines Schloſſers obenan. Auch der Gerber Wukſitſch (denn dieſes Geſchäft treibt der bekannte Parteiführer) hat ſich ſchön eingerichtet und eben ſo verdient das Brauhaus mit dem dabei befindlichen Wirthshauſe in der Vorſtadt einer Erwähnung. Auf der andern Seite des Berges und an der Donau liegt, wie ſchon geſagt, die Türkenſtadt mit ihren weißen Moſcheen und Minareh's und zeichnet ſich durch die in ihr herrſchende Stille und Ruhe vor der ſehr belebten Serbenſtadt aus. In ihren engen Straßen ſah ich auch kaum einige Türken, aber hier an der äußerſten Gränze gegen das übrige civiliſirte Europa noch in der alten türkiſchen Kleidung mit Turban, Jacke und Unterrockshoſen. Die Moſcheen waren klein und ihr Inneres verdient ihrer großen Einfachheit wegen kaum einer Berückſichtigung.

Ich glaube wohl, daß die Straßen Belgrads bei ſchlechtem Wetter ſchmutzig ſind, denn nur wenige ſind gepflaſtert, aber trotz dem herrſcht hier eine größere Reinlichkeit, als

in den meiſten Städten der Türkei und wie ſie kaum in den mittlern Städten Ungarns vorhanden iſt. Wenn daher andere Reiſende den Schmutz und die Unſauberheit in Belgrad mit grellen Farben ſchildern, ſo haben ſich entweder in der Zeit die Umſtände geändert, oder, was wahrſcheinlicher iſt, man urtheilte nach unſeren Städten, hatte aber keine anderen der Türkei und Aſiens geſehen. Mit deutſchen Städten verglichen, iſt der Abſtand freilich groß, aber faſt eben ſo groß iſt er zwiſchen Belgrad und einer anderen türkiſchen Stadt. Die Behörden geben ſich viel Mühe, die Hauptſtadt und jetzige Reſidenz des Fürſten zu verſchönern, und den Serben ſelbſt iſt keineswegs, wie den Türken und übrigen Aſiaten, Gemeinſinn abzuſprechen. Schmutz und ſonſtiger Unrath darf nicht mehr auf die Straße geworfen, ſondern muß an beſtimmten Stellen außerhalb der Stadt aufgehäuft werden. Dadurch ſind auch die Hunde, welche früher in zahlloſen Rudeln Belgrad durchliefen, unnütz geworden und die einſt angegebene Zahl von 5,000 hat ſich vielleicht auf nicht mehr als 50 reducirt.

Von der Serbenſtadt aus erſtiegen wir die auf dem Gipfel des Berges gelegene Feſtung und kamen zuvor auf den durch Volksverſammlungen berühmten Platz Kalimaidan, von dem aus ſich die ſchönſte Ausſicht über Belgrad und ſeine reizende Umgebung darbietet. Ringsherum ziehen ſich Gräben und Wälle, denen man die Verwüſtung nicht weiter anſieht, als daß hohe Kräuter mit üppigem Wuchſe auf ihnen wuchern. Durch das Thor eingetreten, ſahen wir nur Ruinen oder wenigſtens dem Verfalle nahe Mauern und Gebäude. Die ausgezeichneten Kaſematten ſind jetzt Kröten und Unken zur Wohnung angewieſen, und man darf gar nicht wagen, in ihre Räume einzutreten, ohne zugleich der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, von ſchädlichen Ausdünſtungen umfangen zu werden. Der Anblick des Ganzen wird um ſo trauriger, je näher man den jetzigen Zuſtand kennen lernt. Alle die ſchönen Gebäude, die Prinz Eugen innerhalb der

Feſtung aufführen ließ, ſind verſchwunden und haben elenden, hölzernen Baracken Platz gemacht. Schierling und Siegmarskraut (Malva Alcea *L.*), von der Größe oft eines Mannes, nahmen den Hofraum ein und enge Wege führten durch das Kräutergebüſch nach der hölzernen Wohnung des Paſcha's und nach der rußigen Moſchee, die beide in traurigem Zuſtande ſich befinden. Eine Menge langer, eiſerner Kanonen, die man um vieles Geld von den Oeſterreichern gekauft hat, liegen an der Flußſeite, um die Donau zu beherrſchen, aber gewiß ſind ſie nicht im Stande, einen ſelbſt ſchwachen Feind abzuſchrecken und ſcheinen deßhalb mehr die Türken, die ſich vor der Größe fürchten, in gehörigem Reſpekte erhalten zu ſollen. Den traurigſten Anblick boten jedoch die jämmerlichen Geſtalten der Wache haltenden Soldaten mit ihren einfältigen, ja ſelbſt blödſinnigen Geſichtern dar. In einer Ecke des Thores lehnte der zerlumpte Wächter der Gränzfeſtung, die Flinte neben ſich gelehnt, und ſperrte, bei faſt geſchloſſenen Augen, den großen Mund weit auf, gleichgültig gegen Alles, was um ihm vorging. Das iſt alſo Belgrad, die Feſtung, die in ſeltener Größe und Schönheit durch den großen Eugen mit einem Aufwande von 4 Millionen Gulden erbaut wurde und aller Macht Trotz bieten konnte. Ein im Jahre 1739 ſchimpflich abgeſchloſſener Frieden übergab ſie mit Serbien und der Wallachei von Neuem den nichtsnutzigen Türken. Hundert Jahre ſind ſeitdem vergangen, aber noch ein Mal fiel ſie in chriſtliche Hände, um dem Erbfeinde der Chriſtenheit auf immer übergeben zu werden. Dahin iſt der hohe Glanz und die Stärke des einſt ſtolzen Belgrad, deren ſich keine zweite Feſtung rühmen konnte! Daß ſein großes Werk ſo ſchmachvoll untergehen würde, hat Eugen wohl nie geahnt.

Betrübten Sinnes wendete ich mich von den Trümmern einer untergegangenen Größe und ſtellte mich vorn auf die Seite, wo die Donau tief unter meinen Füßen ſich dahinzog und das grünliche Waſſer der nur wenig mindermächti-

gen Sau ſich allmälig mit dem lehmgelben Hauptſtrome vereinigte. Die Ausſicht iſt wunderſchön, und über das weitläufige Semlin mit ſeinen deutſchen Dörfern nach Sirmien und Ungarn hin ſchweifen die Augen in eine unabſehbare Ebene. Nur Schade war es, daß die beiden Ströme nicht ſo belebt waren, als man hätte glauben ſollen, denn nur einzelne Kähne bewegten ſich auf dem weiten Gewäſſer.

Nächſt der Ausſicht erfreute mich noch ein wohlerhaltenes Grabmahl dicht bei den Kaſematten des Einganges, und ich erfuhr darüber, daß hier die ſchöne Tochter eines Paſcha's begraben liege. Als der wilde Kara-Georg, der Vater des jetzigen Fürſten, Belgrad 1806 eroberte, fiel die Unglückliche in ſeine Hände und ſollte gezwungen werden, ihren Glauben abzuſchwören und Chriſtin zu werden. Hartnäckig weigerte ſie ſich dem ungerechten Anſinnen und wurde mitten auf dem freien Platze hingerichtet. Neun Jahre ſpäter rächte ſich das Geſchick an 36 Serbiern, und auf derſelben Stelle erlitten die Unglücklichen die grauſamſten Martern, ehe der Tod ſich ihrer erbarmte. So ſtraft oft das fürchterliche Geſchick! Der Märtyrerin wurde ein prachtvoller Katafalk errichtet, und während alle übrigen Bauten der Feſtung jetzt dem Untergange entgegengehen, wird er allein gepflegt. Alljährig kommen Tauſende frommer Muſelmänner an das Grab und beten inbrünſtig an heiliger Stätte und ohne Vermittler zum höchſten Gotte.

Auf einem ſchmalen und gefährlichen Pfade, von dem aus von Neuem die ſchönſte, ſchon oben angedeutete Ausſicht ſich den Blicken darbietet, geht man abwärts, um nach der unteren, ſogenannten Waſſerfeſtung zu gelangen. Hier befanden ſich einſt die Zeug- und Proviantháuſer, jetzt hingegen werden nur noch leere Räume von wankenden Mauern eingeſchloſſen und geben wiederum ein treues Bild von dem Zuſtande des türkiſchen Reiches. Auf der äußerſten Ecke, hart am Zuſammenfluſſe der Donau und Sau, ſteht der einſt furchtbare Thurm, aus dem Leichen wie Lebende in die

Donau geworfen wurden. Der entſetzliche Jammer hat ihm aus Hohn den Namen „Ne bais ſeh!“ d. h. „Fürchte dich nicht,“ gegeben. In ihm ſaß Miloſch's Bruder, Jephrem, eine lange Zeit an eiſerne Ketten geſchmiedet und bis an die Bruſt im Waſſer befindlich gefangen, bis er endlich durch ſeines Bruders Tapferkeit gegen einen Paſcha ausgelöſ't wurde.

Ermüdet traten wir endlich den Rückweg nach unſerem Wirthshauſe an und fuhren bald darauf auf einem kleinen Wagen dem eine Meile entfernten Topdſchi-Dereh zu. Der Weg geht nicht weit von der Sau dieſer aufwärts durch eine wenig angebaute Gegend nach dem lieblichen Thale, was nach einer dort früher befindlichen Kanonengießerei den Namen Kanonen-Thal, Topdſchi-Dereh erhalten hat. Der reizenden Lage halber pflegte Fürſt Miloſch auch hier ſeinen Sommeraufenthalt aufzuſchlagen und beſitzt noch daſelbſt eine Korduanfabrik. Auf den prächtigen Wieſen des hier keſſelartig erweiterten Thales hatten ſich einige Tauſende der freien Serbier verſammelt, um zu berathen, was in der Noth des Vaterlandes zu thun ſei. Eine ſchwache Umzäunung ſperrte den Ort der Verſammlung ab und einer daſelbſt ausgeſtellten Wache hatten wir unſern Erlaubnißſchein vorzuzeigen. Innerhalb des bezeichneten Raumes ſtand ein zweiter Poſten, der jeden nicht legitimirten Fremden zurückwies. Wir ſtiegen ab und erfreuten uns alsbald des ſeltſamen Schauſpieles. Die eigentliche Berathung war zu Ende und in vielfachen Gruppen lag die große Menge zerſtreut unter Zelten oder unter weitſchattigen Eichenbäumen. Jedermann war bewaffnet und hatte in ſeinem breiten Gürtel wenigſtens eine Piſtole und einen Dolch. Allenthalben brannten Feuer und große Keſſel hingen mit Fleiſch, Waſſer und verſchiedenen gewürzhaften Kräutern angefüllt über den Flammen. Daneben waren auch glühende Kohlenhaufen, und über ihnen bereitete einer der großen und ſchönen Geſtalten Spießbraten, bald in kleineren Stücken über

einander geſteckt, bald aber auch ganze Keulen oder Rückenſtücke langſam drehend. Eine Art Marketender hatten Buden mit allerhand Getränken und Speiſen errichtet. Die Pferde ſtanden entfernter an eigends dazu verfertigten Halten angebunden und trugen ebenfalls dazu bei, die an und für ſich ſchon große Mannigfaltigkeit zu vermehren. Ein in Belgrad erhaltener Empfehlungsbrief verſchaffte uns einen Cicerone, der ebenfalls der deutſchen Sprache mächtig war, und mit ihm gingen wir durch das intereſſante Lager, um uns auf alles Wichtige aufmerkſam machen zu laſſen. Hier ſchwelgten Einige mehr in Speiſen, als in Getränken, und mit dem Gebrauche der Gabeln und Meſſer nicht bekannt, verſtanden ſie, mit meiſterhafter Geſchicklichkeit den Braten mit den Fingern zu zerlegen und die Knochen herauszuſchälen. An einer andern Stelle ſaß ein dichter Haufen bei einander und man ſah den erhitzten Geſichtern an, daß das Geſpräch, was aber eher einem Geſchreie gleichkam, wichtige Gegenſtände abhandelte. Nicht weit davon hatten ſich einige Serbier in das ſchöne, mit Kräutern aller Art gemengte Gras gelegt, um nach der lebendigſten Berathung in Morpheus Armen ſich von Neuem zu ſtärken.

Die Häupter der Verſammlung machten es ſich bequemer und hatten ein Gebäude, was dem Fürſten Miloſch gehörte, eingenommen. Leider waren ſie ſämmtlich nicht ſichtbar, und ihre zahlreichen Diener ſchienen uns nicht für wichtig genug anzuſehen, um ihren Herren unſere Ankunft anzuzeigen. So mußten wir uns mit der Beſichtigung der uns gleichgültigen Räume begnügen.

Bei dieſer mir ſo günſtig dargebotenen Gelegenheit wurde es mir leicht, den den Serbiern eigenthümlichen Habitus herauszufinden, und dieſem nach können ſie ihre ſlawiſche Abſtammung durchaus nicht verleugnen. Die Serben ſind große, breitſchultrige und kräftige Geſtalten mit einem nervigen Gliederbau. Der rundliche Kopf ſteht auf einem mittelmäßigen, ſtarken Halſe und trägt ein dunkelkaſtanien-

braunes Haar. Von den Tauſenden, welche ich hier verſammelt ſah, bemerkte ich nicht einen Einzigen, der blondes oder ſchwarzes Haar gehabt hätte. Das volle, abgerundete Geſicht iſt keineswegs markirt, und alle ſeine Theile ſind normal ausgebildet. Nur die Augen, ebenfalls von rundlicher Form, erſcheinen groß, Homer's ächte Boopes, d. i. Ochſenaugen, darſtellend. Dichte Brauen ziehen ſich in Form leichter Bogen über ihnen dahin. Von dem weiblichen Geſchlechte wage ich nicht zu ſprechen, da mir, außer in dem gemiſchten Belgrad, weder Mädchen noch Frauen zu Geſichte kamen. Mit keinem Volke haben die Serbier mehr Aehnlichkeit, als mit den Mingreliern. Auch die Griechen gleichen ihnen hinſichtlich der Form, ſind aber kleiner. Die ächten Groß-Ruſſen kommen ihnen ebenfalls nah, haben aber blondes Haar und damit zuſammenhängend, einen helleren Teint.

Nicht weniger hervorſtechend ſind ihre pſychiſchen Eigenſchaften, und Alles, was ich von ihrer Nüchternheit, Gaſtfreundſchaft und züchtigem Lebenswandel hörte, nahm meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Diebſtahl ſoll faſt nie bei ihnen vorkommen und Treubruch in jeder Hinſicht gehört zu den ihnen unbekannten Laſtern. Durch Tapferkeit haben die Serbier ſich von jeher vor allen oſteuropäiſchen Völkern ausgezeichnet, und im ganzen Mittelalter ſpielten ſie eine nicht minder wichtige Rolle, als in der neueſten Zeit. In ihren undurchdringlichen Wäldern und unzugänglichen Schluchten erhielten ſie ſich das Gefühl nach Freiheit, was ſie ſo ſehr auszeichnet, und ſo begannen ſie unter günſtigen Umſtänden zu Anfange dieſes Jahrhunderts, zuerſt von dem ſchwarzen Georg (Kara-Georg) geleitet, den Kampf gegen die türkiſche Herrſchaft. Was dieſer begonnen, ſetzte Miloſch ruhmvoll fort. Mit dem Frieden zu Hunkiar-Skeleſſi ward ihre theilweiſe Selbſtſtändigkeit unter türkiſcher Oberhoheit und ruſſiſchem Schutze anerkannt. Bald darauf legte das auf ſeine Freiheit eiferſüchtige Volk ſeinem Herrſcher eine ſeine Rechte ſichernde Verfaſſung vor und zwang ihn,

ſelbige zu beſchwören. Doch Miloſch, ſo ſehr er auch für das Wohl ſeines Vaterlandes beſeelt war, vermochte nicht lange die Feſſeln, die man ſeinem eiſernen Willen geſchlagen, zu tragen und ſuchte dieſen mit Gewalt wiederum zum Grundgeſetze zu erheben. Sein Verſuch mißglückte nicht allein, ſondern er wurde ſogar gezwungen, zu Gunſten ſeines Sohnes Milan abzudanken. Dieſer ſtarb ſehr bald, und ſein ſchwacher Bruder Michael gelangte zur Regierung. Anhänger des Miloſch bemächtigten ſich unter ihm der Leitung der Staatsgeſchäfte, und das Volk, von zwei ſchlauen Männern, Wukſitſch und Petrowitſch, geleitet, glaubte ſchon die mit ſeinem Blute errungene Freiheit wiederum zu verlieren. Ein Aufſtand, der nur die Entfernung der ſchlechten Miniſter aus der nächſten Umgebung des Herrſchers bezweckte, brachte dieſen ſo außer Faſſung, daß er ſich ſchnell auf öſtreichiſches Gebiet flüchtete. Das Volk, über die unzeitige Flucht und die dabei bewieſene Feigheit empört, erklärte den Michael für unwürdig, länger zu regieren und wählte ſich in dem jugendlichen Sohne des ſchwarzen Georgs einen neuen Herrſcher. Die hohe Pforte beſtätigte die Wahl, aber Rußland widerſetzte ſich als Schutzmacht, mit dem Vorgeben, daß die Wahl nur von einigen Parteiführern und nicht vom Volke ausgegangen ſei. Es verlangte eine andere Wahl und Entfernung der beiden ebengenannten Hauptführer. Aus Nah und Fern ſtrömten Tauſende nach Topdſchi-Dereh und Wukſitſch ſelbſt ſchlug die neue Wahl vor. Aber Alles war umſonſt, da die ganze Menge einſtimmig von ihrem Rechte überzeugt war und jedes Anſinnen einer neuen Wahl unwillig zurückwieß. Wenige Tage vor unſerer Ankunft erſchienen 140 wohlberittene Serbier in der oberen Feſtung, um dem Paſcha den feſten Entſchluß, ihren bereits von der Pforte beſtätigten Fürſten mit Gut und Blut zu vertheidigen, mitzutheilen. Daſſelbe erklärten ſie ſpäter dem ruſſiſchen Abgeordneten, Fürſt Lieven, der ſo lange tauben Ohren predigte, bis er ihnen mehrmals wieder-

holt hatte, daß ſie ihren Fürſten wieder erwählen könnten, jedoch mit der Bedingung, daß die beiden Volksführer Wukſitſch und Petrowitſch, als Urheber der ungeſetzlichen Revolution, verbannt werden müßten. So eilten die 140 berittenen Abgeordneten zurück nach dem Kanonenthale. Ein furchtbarer Tumult über die vermeintlichen Anmaßungen Rußlands entſtand, und nur den Bemühungen Wukſitſch's gelang es, einigermaßen Ruhe wiederherzuſtellen. Er brachte die Verſammlung ſelbſt dahin, daß ſie am 17. Juni, an dem Tage, wo wir in Belgrad waren, die gewichtige Angelegenheit von Neuem berathen wollte. Mit bewunderungswürdiger Beredſamkeit ſprach er über die möglichen Folgen eines dauernden Widerſtandes und rieth von ganzem Herzen die neue Wahl an, da es ja mit der größten Gewißheit vorherzuſehen ſei, daß Kara-Georgewitſch (der Sohn des Kara-Georg) wiedererwählt werde. Man ſolle eben dadurch Rußland zeigen, daß nicht er mit ſeinem Freunde, ſondern das ganze Volk den früheren Beſchluß gefaßt habe. Er wolle gern, wenn das Wohl ſeines Vaterlandes es verlange, mit ſeinem Freunde eine andere Stätte ſuchen, wo er in Ruhe ſein müdes Haupt niederlegen könnte, ſobald er nur ſeine geliebten Mitbürger glücklich wiſſe. „Es iſt beſſer," ſetzte er im orientaliſchen Gleichniſſe redend hinzu, „daß aus einem Walde zwei Bäume, die ein mächtiger Sturm bedroht, von ſelbſt entfernt werden, als daß ſie bei dem gewiſſen Sturze viele andere mit niederreißen und dem Untergange entgegenführen." „Wohl iſt es wahr," ſchrie mit einem Male der ganze Haufen, „aber die anderen Bäume ſind ſtark genug, um den Fall ihrer beiden Mitbrüder aufzuhalten. Vereint kann ein Wald dem Sturme trotzen, aber von Euch verlaſſen, gleichen wir einem Menſchen, dem man mit dem Herzen auch den Impuls aller Unternehmungen geraubt hat." Man ſieht hieraus, wie ſelbſt ungebildete Menſchen (Wukſitſch ſoll weder leſen noch ſchreiben können), wenn ihnen nur der moraliſche Werth geblieben iſt, in be-

geiſternder Rede ihre Anſichten mittheilen können. Derſelben natürlichen Beredſamkeit bei den noch tiefer ſtehenden Tſcherkeſſen habe ich ſchon bei einer anderen Gelegenheit Erwähnung gethan, und wir ſehen nach den letztern Zeitungs-Nachrichten ein Gleiches in der neueſten Geſchichte Algiers.

Hätten mich nicht andere Pflichten weiter gerufen, ſo wäre ich gern eine Zeit lang in Serbien geblieben, um dem intereſſanten Ausgange ſelbſt beizuwohnen. Nach den Zeitungen haben bald darauf Wukſitſch und Petrowitſch Serbien verlaſſen, und Kara-Georgewitſch hat nach der wiederholten Wahl von Neuem ſeine treuen Freunde zu ſich gerufen.

Sehr befriedigt kehrten wir gegen Abend zurück und fanden am Ufer der Sau unſere uns ſehnlichſt erwartenden Tſchaikiſten. Vor uns im fernen Horizonte hatten ſich ſchwarze Wolken aufgethürmt, und alsbald ertönte entſetzliches Krachen eines weithin rollenden Donners. So ſehr wir uns auch beeilten und unſere emſigen Ruderer mit den breiten Stangen das Waſſer peitſchten, fielen doch alsbald große Tropfen. Eiligſt ſtiegen wir ans Land und nahmen in einer Tſcherdake (Czerdake) unſere Zuflucht.

Unter Tſchardake oder Tſcherdake verſteht man ein auf 4 Pfählen oder einem ſteinernen Unterbaue ruhendes, nur aus einem Zimmer beſtehendes hölzernes Häuschen, was den Gränzern als Wachthaus dient und deßhalb mit einer ringsherum gehenden Gallerie verſehen iſt. Die Südſlawen und vor Allem die Serbier verſtehen darunter jedes luftige Luſthaus oder eine Sommerwohnung, bisweilen auch einen Söller. Das Wort ſelbſt iſt perſiſch und bedeutet Vierdach. In Konſtantinopel ſind es Bretter-Gerüſte auf dem Hauſe, auf denen man beſonders Abends friſche Luft ſchöpft. Auch trocknen hier die Frauen die Wäſche. In Perſien und Kurdiſtan erſcheinen ſie als luftige und reinliche Zimmer, in denen die ganze Familie den düſteren und

feuchten Gemächern des eigentlichen Hauſes während der wärmern Jahreszeit entflieht. Sechs bis acht ſogenannte Gränzer bewohnen eine Tſcherdake und bewachen die Gränze, damit ſie kein Türke überſchreite, bis zum nächſten Wachtpoſten, der in einem gleichen Wachthauſe ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat. Wo der Boden nicht moraſtig iſt, ſind ſie wie die ruſſiſchen Erdhäuſer (Semljanken) oder gruſiſchen Wohnungen (Sackli's), von denen ich in der Beſchreibung meiner vorigen Reiſe geſprochen habe, beſchaffen und befinden ſich demnach halb in der Erde oder ſind an Erhöhungen angelehnt. Man nennt ſie nun Kullen.

Zur Verſtändigung des eben Geſagten muß ich hinzufügen, daß wir uns ſchon ſeit Peterwardein innerhalb der ſogenannten Militärgränze, die ſich längs der ganzen türkiſch-öſtreichiſchen Gränze hinzieht, befanden. Unter dieſem Namen hat man eine militäriſch beſetzte Gränzlinie, wie ſie ebenfalls auf der kaukaſiſchen Linie vorhanden und von mir im erſten Theile meiner Reiſebeſchreibung (Seite 179 bis 218) beſchrieben worden iſt, zu verſtehen, und ſie war es ſelbſt, die Peter den Großen im Jahre 1711 und noch mehr Katharina II. 1777 beſtimmten, auf gleiche Weiſe die ſüdlichen Provinzen gegen die häufigen Ueberfälle der Tſcherkeſſen und übrigen Kaukaſier zu ſchützen. Trotzdem die Einfälle türkiſcher Horden in der neueſten Zeit nur noch ſehr ſelten vorkommen, ſo hat man doch das Inſtitut der Militärgränze in derſelben Weiſe beibehalten und verwendet nun die Soldaten, Gränzer genannt, zur ferneren Bewachung der Gränze gegen Schmuggler und Peſt. Beſonders als Schutz gegen das Eindringen der Peſt muß ſich ganz Europa zu großem Danke gegen Oeſterreich verpflichtet fühlen. Während vor der Errichtung der Militärgränze die Peſt häufig Ungarn verheerte, hat ſie ſeitdem, ſo ſehr und ſo oft ſie auch in den türkiſchen Provinzen wüthete, die Gränze nie wieder überſchritten.

Die frühere Organiſation der Militärgränze mag ſich

wohl nur wenig von der der Linien-Kosaken am Kaukasus unterschieden haben, allein seit dem Jahre 1807 hat sie eine Verfassung erhalten, die sich durch Jurisdiction und Administration so sehr auszeichnet, daß die kaukasische Linie nicht mit ihr verglichen werden kann. Der ganze 863 Geviertmeilen umfassende Flächenraum gehört der Krone, die ihn zum Theil als Lehn unter die Familien vertheilt, zum Theil sich zur weiteren Verfügung vorbehalten hat. Was die Familie, hier Hausgemeinschaft genannt, als Lehn erhalten, ist ihr unveräußerlich; was sie aber als sogenanntes Ueberland außerdem noch besitzt, steht zu ihrer Verfügung, darf jedoch nur an Gränzer verkauft werden. Ebenso ist jeder Hausgemeinschaft eine gewisse Menge Vieh, das stets vorhanden sein muß, vorgeschrieben. Eine Trennung findet nur dann statt, wenn die Anzahl der Glieder einer Hausgemeinschaft sich sehr vergrößert hat, und der abgelößte Theil erhält, unabhängig von dem älteren, ein neues Lehn. So lange der Vater lebt, bleiben auch die verheiratheten Söhne in derselben Hausgemeinschaft und wenn er stirbt, tritt der älteste Sohn in die Rechte, insofern er sich durch reinen Lebenswandel ausgezeichnet hat. Er führt nun den Namen Hausvater (Hospodar) und hat alle Geschäfte zu leiten, während seiner Frau, der Hausmutter (Hospodaritza), die häuslichen Sorgen obliegen. Alle männlichen und gesunden Glieder der Hausgemeinschaft vom 18ten bis 60sten Jahre sind als Gränzer eingeschrieben und haben in jeder dritten Woche den Dienst zu besorgen. Die Unter- und Oberofficiere bleiben aber 16 Tage im und eben so viele außer Dienst. Auf diese Weise sind in Zeiten des Friedens und des gesunden Zustandes der angränzenden türkischen Provinzen täglich 4200 Gränzer im Dienst; wenn die Pest aber in der Nähe ist, vergrößert sich nach den obliegenden Umständen die Zahl.

Die Hausgemeinschaften bilden wiederum Kompagnien, Bataillone und Regimenter, doch so, daß jede Kompagnie

ihre besonderen Einrichtungen hat. Da auch Frauen und Kinder mit eingerechnet werden, so klingt es sonderbar, daß es auch Kompagnie-, Bataillons- und Regiments-Hebammen giebt, die förmlich dem ärztlichen Personale untergeordnet sind.

Trotz der beschwerlichen Wachtdienste haben die Gränzer eine nicht unbedeutende Kopfsteuer, die freilich zum allgemeinen Besten verwendet wird, zu entrichten und müssen außerdem die militärischen Transporte und alle das öffentliche Wohl betreffenden Arbeiten umsonst übernehmen. Dagegen erhält der dienstfähige Mann jährlich 12 Gulden Konv. und die nöthigen Waffen und Munition.

Zu den Gränzern gehören auch die oben genannten Tschaikisten, welche in früheren unruhigen Zeiten die Bewachung der Donau, Sau und Theiß über sich hatten. Jetzt liegt ihnen nur der Wassertransport ob. Sie bilden ein Bataillon von ohngefähr 1000 Mann.

Nachdem das Gewitter sich abgetobt hatte, setzten wir unsere Rückreise weiter fort und langten alsbald vor der weitläufigen Quarantäne an. Unser freundlicher Begleiter eröffnete uns den Weg und so kamen wir zur rechten Zeit, als eben die Sonne untergegangen war, wiederum in Semlin an, erfreut, den Tag über so viel Neues gesehen zu haben.

Zwei volle Tage mußten wir noch warten, ehe ein neues Dampfschiff ankam, um uns abzuholen, und so versuchten wir uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Stadt bildet eine sogenannte Militär-Kommunität, deren Bewohner gegen eine größere Abgabe vom Militärdienste befreit sind und mit städtischen Gewerben sich beschäftigen. Nur zum Theil verdient Semlin den Namen einer Stadt, da außer einigen breiten und gepflasterten Straßen und darin befindlichen hübschen Häusern nur erbärmliche Hütten vorhanden sind und ein trauriges Ansehen darbieten. Die schlechtesten deutschen Dörfer würden

bei einem Vergleiche gewinnen, und unſer Vieh ſelbſt könnte ſich ſchämen, ſolche Spelunken zu bewohnen. Auf der Lehm-Terraſſe wird es freundlicher, und die gränzenloſe Unreinlichkeit verliert ſich allmählig. Man ſieht wiederum deutſche Ordnung und freut ſich an den hübſchen Häuſern der deutſchen Vorſtadt Franzensthal. Schöne Maulbeerbäume mit roth-ſchwärzlichen und weißlichen Beeren bilden liebliche Alleen, welche die mit dem Giebel nach vorn herausſtehenden Häuſer noch freundlicher machen. Leider ſind die Straßen ſehr breit und es iſt bei Regenwetter ſchwierig, über den ſchlüpfrigen Lehmboden auf die andre Seite zu gelangen.

Der erſte Tag unſeres Aufenthaltes in Semlin war ein Sonntag und ſo wurde uns auch Gelegenheit gegeben, mit dem geſelligen Zuſtande der halbdeutſchen Stadt bekannt zu werden. Die Kaffeehäuſer der Hauptſtraße ſind zwar auch in den Wochentagen ſehr beſucht, zeichnen ſich aber am Sonntage durch größere Reinlichkeit aus. Leider verdient das Getränk, was mit Obers, d. h. Sahne, als Kaffee dargeboten wird, nicht den Namen Kaffee, ſondern iſt ein trauriger Abſud von geröſteten Möhren und Cichorien. Und doch iſt es, wenigſtens in den Wirthshäuſern von ganz Ungarn ſo theuer, daß man in Wien, wo man die Bereitung des arabiſchen Getränkes ſo vorzüglich kennt, für daſſelbe Geld die doppelte, ja dreifache Menge erhält. Die hohen Rechnungen der Wirthshäuſer in Ungarn vertragen ſich überhaupt nicht mit der Wohlfeilheit aller Nahrungsmittel, und in Semlin mußten wir für die Flaſche Wein gerade ſoviel bezahlen, als was der halbe Eimer dem Wirthe gekoſtet hatte. Eben ſo wurde uns für die Portion Schöpſenbraten faſt eben ſo viel angerechnet, als dem Wirthe der ganze Schöps (ohne Fell) zu ſtehen kam. Am allertheuerſten ſind die kleinen, kaum mehr als das Bett faſſenden Zimmer und in der Regel muß man für ein ſolches täglich einen Gulden, ſelten nur zwei 20Xr., bezahlen. Von der Wohlfeilheit der Lebensmittel in Ungarn hat man bei uns

gar keinen Begriff und ſelten bezahlt man für einen Hammel mehr als einen Gulden. In demſelben Verhältniſſe ſtehen die Preiſe des Brodes und Weines und die Leute ſind ſchon zufrieden, wenn es ihnen nur gelingt, ihre Produkte verkaufen zu können. Es iſt unbegreiflich, warum die Ungarn nicht ſelbſt ſich Handelswege eröffnen, auf denen ſie ihre zahlreichen Produkte gegen andere Bedürfniſſe austauſchen könnten.

Der einzige und vorzüglichſte Beluſtigungsort in Semlin iſt Spirta's Garten, ein Etabliſſement, dem bei uns jede Dorfſchenke mit ihrer Umgebung an die Seite geſetzt werden kann. So ſchön der Lage und Fruchtbarkeit halber der Garten hätte ſein können, ſo verwildert war er trotz ſeiner großen Trompeten- (Catalpa syringifolia *Sims.*) und Papier-Bäume (Broussonetia papyrifera *Vent.*). Mehr intereſſirte mich die daneben befindliche Seidenraupenzucht, wenn auch die Anſtalt keineswegs den Anforderungen entſprach.

Anhaltendes Regenwetter erlaubte uns nicht, in der nächſten Umgebung weit herumzuſchweifen und ſo waren wir vorzugsweiſe auf die Stadt beſchränkt. Mehr als einmal beſuchten wir den ſogenannten Zigeunerberg, an dem zwar der ſchlechteſte Theil der Stadt ſich befindet, der aber eine intereſſante, wenn auch unbedeutende Ruine auf ſeinem höchſten Punkte beſitzt. Hier ſtarb der größte Held Ungarns, Johann Hunjadi (Hunyady), erſchöpft von den Mühen und Anſtrengungen eines langjährigen Krieges, im Jahre 1456. Selbſt der mit Lorbeern bekränzte Eugen kann ſich nicht im Kampfe gegen die ſtets ſtärkern Türken ſolcher Heldenthaten rühmen, als Johann Hunjadi, der tapfere Vater des glorreichen Königs Matthias Korvinus, vollbracht hat.

Eben ſo ſehr wie die geſchichtlichen Erinnerungen nahm die herrliche Ausſicht mich in Anſpruch. Die breite Donau lag vor uns in ihrer ſeltenen Größe, wie ſie eben das reiche Gewäſſer der Sau in ihrem Schoße aufnahm. Jenſeits der letztern befand ſich Belgrad mit ſeiner ſelbſt noch im Verfalle

großartigen Feſtung, reich mit Baſteien und Bruſtwehren verſehen. Aus der Türkenſtadt ragten viele Minarehs hervor und hatten mit ihrer durch Kalküberwurf hervorgerufenen weißen Farbe ein gegen die übrigen Gegenſtände abweichendes Anſehen.

Kanonenſchüſſe verkündeten uns am 19. Juni Abends die Ankunft des Dampfſchiffes und ſo eilten wir nach der Donau, um unſere Reiſe fortzuſetzen. Leider befand ſich mit uns Riſaat-Paſcha auf demſelben, und ſo angenehm es mir war, dieſen türkiſchen Staatsmann perſönlich kennen zu lernen, ſo wurde doch die Anweſenheit ſeiner zahlreichen und zum Theil arroganten Dienerſchaft mit der Zeit langweilig. Riſaat war eben von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Wien abgerufen worden, um die Stelle eines Miniſters der äußeren Angelegenheiten zu übernehmen. Er iſt ein Mann in ſeinen beſten, d. h. zwiſchen den vierziger und funfziger Jahren, und beſitzt eine unterſetzte, etwas korpulente Figur, die ohne Zweifel mongoliſches Blut vermuthen läßt. Die kurzen, etwas gekrümmten Beine deuten ebenfalls darauf hin. Sein im Verhältniß zum Körper ſtehender großer Kopf hat ein volles, ich könnte ſagen, aufgedunſenes Geſicht, aus dem kleine Augen hervorlugen. In ihm lag jenes Indolente, was, mit wenigen Ausnahmen, jedem Türken zukommt.

Auch der ruſſiſche Geſandte Titoff und der ruſſiſche Generalkonſul für die Wallachei, Daſchkoff, befanden ſich auf unſerem Schiffe und erſterer ſtach durch ſeine Einfachheit gegen ſeinen türkiſchen Kollegen gar wunderlich ab. Gegen die ruſſiſche Sitte hatte er von einem einzigen Bedienten begleitet die ganze Reiſe nach Wien und zurück gemacht. Titoff beſitzt eine ſchmächtige, mehr kleine Figur, aber ein im hohen Grade geiſtreiches Geſicht, was wegen ſeines dunkeln Teints und den damit zuſammenhängenden Eigenthümlichkeiten keineswegs den Typus der ruſſiſchen Phyſiognomie trägt.

Kanonen gaben das Zeichen, die Anker zu lichten, aber unausgeſetzter Kanonendonner ertönte, als wir in die

Nähe Belgrads kamen. Lächerlich erklangen dagegen unſere drei Schlüſſelbüchſen, die immer von Neuem mit Pulver verſehen wurden, um nur einigermaßen die erhaltene Ehre zu erwiedern. Es war ein ſchöner Anblick, als wir langſam Belgrad vorbeifuhren, zumal uns leidliches Wetter begünſtigte. Das ganze türkiſche Militär ſtand unter Waffen auf den Baſteien und Bruſtwehren, beſonders der unteren Feſtung, und Janitſcharen-Muſik erſchallte von dem dicht mit Menſchen beſetzten türkiſchen Ufer nach unſerem ruhig dahingleitenden Schiffe. Die Töne ſchienen aus höheren Regionen herunter geſtiegen zu ſein, um auf dem durch kein Lüftchen bewegten ſtillen Waſſerſpiegel in freundlicher Harmonie liebliche Reigen aufzuführen. Der Kanonendonner war durch das Waſſer in ſeiner unangenehmen Stärke gedämpft und ſo hatte ſich Jupiter ſelbſt mit Apollo vereinigt, um etwas Großartiges zu fördern. Leider wurde meine Freude bald getrübt, denn als ich den Stand des Luftdruckes an einem meiner Barometer beobachten wollte und das Inſtrument deßhalb umkehrend in ſeine nöthige Lage brachte, zeigte mir ſchon vorher ein Rollen des Queckſilbers an, was geſchehen ſei. Die ſtarken Erſchütterungen hatten die Glasröhre zerbrochen.

Von Belgrad an hält ſich das Dampfſchiff auf der linken Seite der Donau, da es ihm nicht mehr erlaubt iſt, mit dem gegenüberliegenden türkiſchen Ufer zu kommuniziren. Wir waren bis Pankſchowa (Pancſowa) gekommen, als Nacht einbrach, und unſer Kapitän hielt es für beſſer, Anker zu werfen, als in der Nacht einem Unglücke entgegen zu gehen. Pankſchowa iſt ebenfalls eine Militär-Kommunität und Hauptort des banatiſchen Gränzregimentes. Wie alle mittleren ungariſchen Städte (ſie zählt über 10,000 Einwohner) hat ſie zwar nicht gepflaſterte Straßen, beſitzt aber beſſere Häuſer, als ſonſt dergleichen Städte in Ungarn. Sie liegt an der Temeſch (Temes), dem Hauptfluſſe des ungariſchen Banates.

In aller Frühe am andern Morgen (20. Juni) fuhren wir weiter und gelangten bald an die Stelle, wo ein unbedeutender Arm, die Donawitza, von dem Hauptſtrome ſich abtrennt und erſt 5 Meilen weiter unterwärts ſich wieder mit ihm vereinigt. Die dadurch gebildete Inſel iſt im hohen Grade moraſtig und hohe Schilfwälder, aus denen in den beſtimmten Zwiſchenräumen die Tſcherdaken heraus ragen, nehmen den größten Theil derſelben ein. Anmuthiger ſind die gegenüberliegenden, mit Eichenwald dicht bedeckten, unbedeutenden Höhen des ſerbiſchen Ufers und bieten manchen hübſchen Anblick dar. Bald erblickten wir die zahlreichen Thürme und Baſteien der Feſtung Semendria, die ihrem Erbauer Ehre macht. Wir hielten leider nicht an und ſo ſahen wir nur, daß die Jeſſawa, der nördliche Ausfluß der Morawa, Serbiens Hauptfluß, ohnweit der Feſtung ſich mit der Donau vereinigt. Dieſer mit ſeinem oberen Gebiete deutſche Fluß nimmt hier eine ungeheure Breite an, und nach der Angabe unſeres Kapitäns ſoll ſie nicht weniger als 6000 Fuß betragen. Von Neuem trennt ſich aber der Fluß in zwei gleiche Arme, die die 3 Meilen lange, ebenfalls mit Tſcherdaken beſetzte Inſel Oſtrowa (ſlaw. die Inſel) einſchließen. Die Wälder auf der linken Seite der Donau werden dichter und wahrſcheinlich hat hier ſeit mehren Jahrhunderten die Axt des Menſchen nicht gehauſet. Majeſtätiſche Eichen ſind es faſt allein, welche nicht nur Serbiens Ufer bedecken, ſondern auch ſich tief ins Land hineinziehen. Sie ſind die Urſache der vielen und vorzüglichen Schweine in Serbien und es ſcheint als wenn das ganze Land nur der Schweinezucht obläge. „Giebt es gute Eicheln!“ vertritt bei den Serbiern unſeren „guten Tag!“ Die Ausfuhr der Schweine ſoll jährlich nicht weniger als 10 Millionen Stück betragen.

Je mehr man nun vorwärts kommt, um ſo großartiger wird die Umgebung. Noch iſt es möglich, die hier abſteigenden banatiſchen Karpathen und die ſerbiſchen Gebirge in

ihrer ſeltenen Größe zu überblicken. Auf dem rechten Ufer der Donau hatten die wenn auch unbedeutenden Höhen gar nicht aufgehört, während auf der linken Seite die banatiſche Ebene ſich nordwärts zog. Mit dem Ende der Inſel Oſtrowa erheben ſich aber auch hier ſteile Ufer gerade empor und werden um ſo höher, je weiter man kommt. Noch beſitzt aber die Donau ein breites Bett von ohngefähr 4600 Fuß im Querdurchmeſſer und erweitert ſich ſogar Baſiaſch (Bazias) gegenüber zu einem nicht unbedeutenden Keſſel, in deſſen Mitte die äußerſt romantiſche Inſel Nowagaia liegt. Hier bricht oft gegen Sonnenuntergang aus der unteren, den Fluß beengenden Gebirgsſpalte ein furchtbarer Sturmwind, der ſeine Kraft in einem weiter unten gelegenen zweiten Keſſel geholt, mit ſolcher Macht hervor, daß die Donau ſelbſt in ihrem Laufe aufgehalten und das Waſſer weit in das Land getrieben wird. Augenzeugen konnten nicht genug mit grellen Farben den grauſenhaften Anblick ſchildern, wenn die hoch empor geriſſenen Waſſermengen laut heulend durch das Felſenthor ſich zwängen und in dem breiten Keſſel blitzesſchnell ſich ausdehnen. Man nennt dieſen Sturm Koſchowa (Koſowa). Auch von der entgegengeſetzten Seite kommt bisweilen ein Sturm, Gorniak genannt, der Donau entlang herab, erreicht aber nie die Stärke des Oſtwindes.

Hat man die Inſel Nowagaia paſſirt, ſo rücken die gegenüberſtehenden Felſen des grauen Uebergangskalkes näher und laſſen ohnweit Gradiſchte kaum einen Raum von 500 Fuß übrig. Eine überraſchende Anſicht, die im ganzen Donau-Gebiete nicht ihres Gleichen hat, bietet ſich hier dar. Es beginnt ein neuer Keſſel, in dem die Inſel Moldawa liegt, und auf beiden Seiten erheben ſich bewachſene oder vom Alter grauſchwarz gefärbte Felſenberge, von denen über alle auf der linken Seite der majeſtätiſche Alibei hinwegragt. Alles übertrifft die Ausſicht nach vorn. Mitten im Waſſer ſteht ein ſchroffer Fels, Babakai, hinter dem auf

mulium) und mag in ſumpfigen und wärmeren Gegenden allerdings läſtiger werden. In die Höhlen flüchtet ſich die Mücke nur, wenn es ſchlecht Wetter iſt, und es hat dann den Anſchein, als würden ſie in den Höhlen erzeugt. Das Zumauern einiger derſelben konnte deßhalb zu keinem Reſultate führen. Wo keine andere Zufluchtsorte ſind, verſammeln ſich die Mücken an anderen hinlänglich ſchützenden Stellen, beſonders der Eichenbäume, und bilden an dieſen wie die Bienen bisweilen ganze Knäuel.

Hinter dem Dorfe Golubatz erweitert ſich die Donau wieder etwas und ſie mag wiederum bis nach Drenkowa eine Breite von 7—800 Fuß beſitzen. Dicht am Ufer erheben ſich jäh aufſteigende Berge, über und über mit freundlichem Laubholze bedeckt. Nur hie und da erblickt man nackte Felſenwände in ſteiler Richtung oder einzelne hervorragende Riffe. Beſonders wo Bäche aus dem Gebirge hervorkommen, bildet ſich in dieſem eine ſchluchtähnliche Ebene und auf ihr haben ſich dann Menſchen angeſiedelt, um ein friedliches Dorf zu bilden. Im Anfange fließen die Waſſer der Donau zwar ſchon raſch, doch noch ohne Geräuſch dahin, bald aber deuten Wirbel den unebenen Boden des Bettes an. Da nun die ſogenannten oberen Katarakten beginnen, über die ein größeres Schiff nur bei dem höchſten Waſſerſtande wegfahren kann, ſo hält man in der Regel bei dem erſt ſeit der Dampfſchifffahrt 1836 entſtandenen Orte Drenkowa an und vertauſcht das große Fahrzeug gegen mehre Kähne. Früher geſchah dieſes ſchon bei Moldawa, weil aber der von dem Alibei heruntertoſende Koſchowa oft ſo entgegenweht, daß ein Weiterfahren nicht möglich iſt, ſo geht jetzt das Dampfſchiff, ausgenommen bei ſehr niedrigem Waſſerſtande, bis Drenkowa.

Zwei oder drei bedeckte Barken nehmen in Drenkowa die Reiſenden auf und Menſchenhände vertreten bis Orſchowa (Orſowa) die Stelle des Dampfes. Im Vergleiche mit der früheren Fahrt geht es nun langſam vorwärts, allein eben

deßhalb erhält man Gelegenheit, die dargebotenen Schönheiten mit Muße zu betrachten. Leider war der Waſſerſtand der Donau ſehr hoch und viele der ſonſt mitten in der Donau ſich darbietenden Schönheiten gingen uns dadurch verloren. Dieß mochte wohl die Urſache ſein, warum ich mich in meinen Erwartungen, die freilich durch Alles das, was ich hierüber geleſen und gehört hatte, den höchſten Grad erreicht hatten, getäuſcht fühlte. Nur die höchſten Felſen ragten aus den Fluthen heraus, und die ſo ſehr gerühmten Stromſchnellen und Wirbel hatten ſich ebenfalls deßhalb mehr oder minder ſo ausgeglichen, daß nur noch die bedeutenderen ſichtbar waren. Im Anfange traten auch die Umgebungen im Vergleiche zu den andern ſchönen Punkten in den Hintergrund, trotzdem waren und bleiben ſie reizend, unterſcheiden ſich aber nur wenig von denen, wie ich ſie vor Drenkowa beſchrieben habe.

Gleich unterhalb beſagten Ortes beginnen die erſten Schnellen, und ohne daß wir auf der Oberfläche der Donau etwas bemerken konnten, fuhr unſere Barke durch ſie raſch dahin. Der bergartige Fels Treſchkowatſch (Treskowacs) tritt nun entgegen und ſteigt aus der Tiefe des Waſſers ſenkrecht in die Höhe. Hier ſoll man bei weniger Waſſer ſchon das Toſen der Brandung an den quer durchgehenden Felſenriffen, die den Namen Islaſch (Izlas) führen, vernehmen, doch wir waren dießmal ſchon in ſeiner nächſten Nähe, bevor wir das Anſchlagen des brauſenden Waſſers deutlich hörten. Die Kunſt des Schiffers wird hier auf die Probe geſtellt und er läßt ein Dankgebet emporſteigen, wenn er glücklich die Klippenreihe paſſirt iſt. Man nennt gewöhnlich die Stelle die Scylla. Hat man die Klippen hinter ſich, ſo beginnen wiederum ganze Reihen von Wirbeln und dadurch hervorgerufene Schnellen. Am gefährlichſten iſt es am Felſen Tachtali, denn faßt hier die Kraft des Waſſers ein unglückliches Boot, ſo wird es mit Macht an den Felſen geſchleudert und zertrümmert. Da zeigt vom

Neuen der Schiffer ſeine Kunſt, wenn er auch glücklich die Charybdis vermieden hat. Weiter tritt plötzlich ein Felſenkamm, der deßhalb den ſlawiſchen Namen Greben beſitzt, weit in den Fluß hinein und verengert ſein Bett bis auf eine Breite von 360 Fuß. Drüben ſetzt eine ſenkrecht abſteigende Felſenwand eine Gränze. Die aus dem Innern der Erde mitten im Waſſer emporgetriebenen plutoniſchen Felſen verſchwinden nun, dadurch gewinnt aber das Bett an Tiefe und mit reißender Schnelligkeit ſtürzt das Waſſer durch die auch hinter dem Greben ſich noch eine Zeit lang fortſetzende Schlucht.

Auf beiden Seiten weichen die Berge wiederum auseinander und die Gewäſſer nehmen faſt den ganzen dadurch entſtandenen Keſſel ein. Flache Ufer ſetzen ſich eine Strecke fort und auf ihnen ſieht man links und rechts freundliche kleine Dörfer. Aber auch in der Mitte des Waſſers ragt ein großer ſchöner Hain heraus und bildet die freundliche Inſel Poretz (Porecz), die, obgleich unter türkiſcher Oberhoheit, doch kein Muſelmann betreten darf. Fürſt Miloſch ſoll hier die lieblichſten Anlagen gemacht haben.

Damit beginnt ohne Zweifel der Glanzpunkt im ganzen Donaugebiete. Die Berge ziehen ſich wie noch nie vorher zuſammen und bilden eine bedeutende Schlucht, die den Namen Kaſan führt. Die Donau, gezwungen, ihr reiches Gewäſſer plötzlich zuſammen zu ziehen, tobt furchtbar heulend zwiſchen den ihr trotzenden ſenkrechten Felſen hin. Neue Gefahren bieten ſich dem Schiffer dar und er muß ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf lenken, von dem blitzesſchnellen Strome nicht an die Felſen geworfen zu werden. Feder und Pinſel vermögen das Großartige und Mannigfaltige, was ſich hier in einem kurzen Raume darbietet, ſelbſt nicht mit den geringſten Anſprüchen wieder zu geben. In den ſchönſten Gruppirungen erſcheinen die Felſenpartien und während mehr unten am Waſſer Mauern dieſes einzudämmen ſcheinen, nehmen ſie weiter oben, ſich verſchiedenartig zertheilend, die ſonder-

barſten Geſtalten an. Nicht minder trägt die üppige Vegetation zur Verſchönerung bei. Wo nur eine Spalte, wenn auch noch ſo klein, erſcheint, wuchern Felſenblumen: Alpenglocken, Schleifenblumen, Nelken, Silenen u. ſ. w., in ſeltener Fülle. Zeigt aber das Geſtein einen Abſatz, oder iſt es irgendwo mit fruchtbarer Humuserde bedeckt, ſo ſteigt freudig-grünes Laub- oder melancholiſches Nadelholz empor, und ſeine Stärke richtet ſich nach der zum Theil ſpärlich dargebotenen Nahrung.

Später treten die ſenkrechten Felſenwände wiederum etwas zurück, und ihnen hat ſich, ſchräg aufſteigend, anderes dicht mit Buſchwerk allerhand Art beſetztes Geſtein angelagert. Ueber ihm ſieht man den Eingang zu einer Höhle, in der die Oeſtreicher zweimal tapfer ſich gegen die Uebermacht der Türken vertheidigten. Auf meine Bitten ruderten unſere Matroſen dem Ufer zu, und ich ſtieg nebſt einigen Fremden aus, um mich mit der intereſſanten Umgebung vertrauter zu machen.

Dicht am Ufer zieht ſich eine ſchmale Straße hin und ſtellt die Verbindung der oberen und unteren Donau her. Auch ſie verdankt ihre Entſtehung dem Grafen Stephan Setſchenji (Széchenyi István), der ſoviel für Ungarn gethan hat und hier ſelbſt bei den wichtigſten Arbeiten gegenwärtig war. Die meiſten Schwierigkeiten boten ſich in der Schlucht Kaſan dar, aber trotz der faſt unüberwindlich ſcheinenden Hinderniſſe gelang es den unermüdlichen Arbeitern, ſich mitten durch die ſenkrechten Felſen einen Weg zu bahnen.

Ein ſchmaler und beſchwerlicher Pfad führt zu der Höhle mitten durch das dichte, aus Haſelſtauden, Hartriegel, Weißbuche u. ſ. w. beſtehende und von wilder Weinrebe, Waldrebe und Epheu umrankte Gebüſch. Vor Allem nahm die Weinrebe meine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, zumal ſie glücklicher Weiſe in Blüthe ſtand. Die Unterſuchung der letzteren zeigte auch nicht den geringſten Unterſchied

von unſerer kultivirten, wohl aber zeigten ſich ſämmtliche übrige Theile ſo ſehr verſchieden, daß die Pflanze eher der nordamerikaniſchen Rebe (Vitis Labrusca *L.*), als der unſerigen ähnlich ſah. Ich habe ſie ſpäter, beſonders im pontiſchen Gebirge, auch im Fruchtzuſtande viel beobachtet, und darnach bin ich gewiß, daß dieſe Art die eigentliche Mutterpflanze aller unſerer kultivirten Weinſorten iſt. Die Frucht ſtellt eine kleine, vollkommen trockene Beere dar; Ranken waren nur wenige vorhanden und die Blätter erſchienen ſämmtlich auf der Unterſeite filzig. Dieſen Filz auf der Unterſeite habe ich ſpäter bei der verwilderten Weinrebe in genauem Zuſammenhange mit der Trockenheit der Beere gefunden, und jemehr die Unterſeite an Glätte und Unbehaartheit zunahm, um ſo mehr vergrößerte ſich die Saftigkeit der Beeren. An einer andern Stelle werde ich noch weitläufiger über dieſe wilde oder verwilderte Weinrebe ſprechen und verweiſe daher Botaniker dorthin.

Bald waren wir an dem Eingange der Höhle. Sie gehört zu den unterirdiſchen Räumen, wie ſie in dem ganzen Gebirge des grauſchwarzen Uebergangskalkes häufig vorkommen und nicht ſelten von bedeutender Ausdehnung ſind, und beſitzt eine horizontale Lage, durch ſenkrechte Felſen auf beiden Seiten und querliegende Steinmaſſen nach oben geſchloſſen. Sie ſtellt ein großes Gewölbe von mehren hundert Fuß Umfang, an das ſich noch einige kleinere Räume anſchließen, dar. Eine nach oben und vorn ſich befindende Spalte führt dem Innern ſparſames Licht zu. Gegen 5—600 Menſchen haben in ihr geräumigen Platz. Schon die Römer waren auf ſie aufmerkſam geworden und gebrauchten ſie befeſtigt zur Vertheidigung der Donau. Ihren Ruhm erhielt ſie aber erſt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts durch General Veterani, nach dem ſie auch den Namen der Veteraniſchen Höhle erhielt. Er ließ ſie befeſtigen, und unter ihm hemmte Hauptmann d'Arman 45 Tage lang die Schifffahrt auf der Donau. Nicht minder ruhmvoll war ihre an-

dere zwei Monate dauernde Vertheidigung faſt 100 Jahre ſpäter durch Major Stein, und beide Male kapitulirten die Belagerten nur, nachdem alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren. Mauern ſchließen noch zum Theil den Eingang, und auch im Inneren ſieht man Ueberreſte der früheren Befeſtigung.

Unterhalb der Veteraniſchen Höhle treten auf der linken Seite die Berge zurück, und eine der lieblichſten Buchten wird ſichtbar. Dieſelben Felſenpartien und Wände, mehr oder weniger bewachſen, ziehen ſich aber auf der rechten Seite hin. Hier befindet ſich auch die berühmte Trajanstafel. An einem der dortigen, der Zeit und ihren Verwüſtungen trotzenden Felſen verewigte Trajan, einer der größten Kaiſer Roms, im Jahre 105 n. Ch. G. ſeinen ruhmvollen Feldzug nach Dacien durch eine Inſchrift. Wir hielten einen Augenblick an. Leider haben weniger die Zeit, als der Muthwille und die Gleichgültigkeit des Menſchen, die Inſchrift ſo beſchädigt, daß man nur mit Mühe die geflügelten Genien, welche die Tafel halten, zwei Delphine und den römiſchen Adler erkennt. Von der Inſchrift konnte ich gar nichts ſehen. Zum Verderben dieſes Denkmales befindet ſich unter ihm eine Vertiefung, in der ſerbiſche Fiſcher oft ein Feuer anbrennen, deſſen Rauch die ganze Umgebung geſchwärzt hat.

Hier ſieht man auch Spuren des Pfades, den die Römer auf dieſer Seite der Donau entlang führten und zum Theil ſelbſt in den Felſen einhauen ließen. Wenig oberhalb Drenkowa ſoll auch noch eine Inſchrift, die darauf hindeutet, vorhanden ſein. Deutſche und Ungarn haben dem Pfade den Namen der Treppelgänge beigelegt.

Die Ufer auf der linken Seite ſind flach, da der Fuß des emporſtrebenden Gebirges ſich zurückgezogen hat, und ſchöne Wieſen breiten ſich bis Alt-Orſchowa (Orſowa) aus, einem reizend gelegenen Orte, an dem wir Halt machten. Bis zur Weiterreiſe blieben uns einige Tage Zeit, und ſo

beſchloſſen wir, ſelbige in den Bädern ohnweit Mehadia zuzubringen. Orſchowa, ein kleines, freundliches Städtchen, iſt der letzte öſtreichiſche Ort, in dem die deutſche Sprache, eben ſo gut wie in jeder ungariſchen Stadt, die herrſchende iſt. In einem, auf deutſche Weiſe eingerichteten Wirthshauſe, erhielten wir ein gutes Unterkommen. Soviel uns der Tag noch erlaubte, gingen wir in den freundlichen Umgebungen ſpatzieren.

Man gibt die Entfernung der Herkulesbäder, wie man gewöhnlich die Schwefelquellen bei Mehadia nennt, von Orſchowa gewöhnlich zu vier Stunden an, allein da wir mit raſchen Pferden ſoviel Zeit gebrauchten, ſo beträgt ſie gewiß weit mehr. Der Weg dahin geht nordwärts in dem anfangs breiten Thale des Schwarzwaſſers (Tſchorna-Woda, Czerna-Woda) nach dem auch die Quarantaine-Anſtalten beſitzenden Dorfe Schupanek. Hat man aber dieſes im Rücken, ſo rücken die Kalkberge näher zuſammen und das anfangs liebliche Thal wird romantiſcher. Die abgerundeten Berge ſind mit hohem Buſchwerk, weiter oben auch mit baumartigem Gehölz bewachſen, und nur hier und da blicken ſchroffe Felſenwände hervor, in deren Spalten manches ſeltene Kräutlein wächſt. Auf der Hälfte des Weges ſieht man noch deutlich die Spuren einer, wahrſcheinlich römiſchen Waſſerleitung in verſchiedenen Zwiſchenräumen. In der Nähe des Dorfes Topletz iſt ſie noch am Meiſten erhalten, und 11 Bogen auf dicken, abwechſelnd aus Kalk und Backſteinen erbauten Pfeilern lehnen ſich an den felſigen Berg. Der Weg hat hier viel Mühe gekoſtet und iſt oft hart am Schwarzwaſſer vorbei in den Berg eingegraben, ſo daß das wilde Waſſer lautbrauſend unten dahin fließt, als könnte es kaum die Zeit erwarten, um ſich mit der Donau zu vereinigen.

Bald theilt ſich das Thal. Der Fluß nimmt zur Linken den weißen Bach, Bela-Reka, auf, und an dieſem liegt eine halbe Stunde weiter oben das romantiſch gelegene

Städtchen Mehadia, nach dem, dazu gehörig, auch die Bäder genannt werden. Das Thal der Tſchorna wird hiermit enger und erſcheint kaum noch gegen 2—300 Schritte breit. Bei dem Dorfe Petſchenjeſchka (Pecsenyeska) führt eine leicht und doch dauerhaft gearbeitete eiſerne Brücke, die aus der rühmlichſt bekannten Fabrik der Gebrüder Hoffmann zu Ruskberg hervorgegangen iſt, über das Schwarzwaſſer, und hiermit iſt man ſchon bei den eigentlichen Bädern, einer einzigen nur aus den zum Bade gehörigen Häuſern beſtehenden Straße, angekommen.

Sämmtliche Bäder (9 an der Zahl) gehören der Regierung, die es ſich im hohen Grade angelegen ſein läßt, für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeit der Gäſte zu ſorgen. Große Gebäude, ſowohl zum Baden, als auch zum Wohnen, hat ſie, keine Koſten ſcheuend, aufgeführt und dafür bereits die hohe Summe von faſt einer Million Gulden ausgegeben. Trotzdem nun die jährliche Einnahme durchſchnittlich nur aus 15,000 Gulden beſteht, ſo trägt die Regierung doch für Verbeſſerung und Verſchönerung fortwährend Sorge. Obgleich die Bäder ſich ſehr heilſam gezeigt haben und nicht viele andere in ganz Europa ſo viele Naturſchönheiten darbieten, ſo werden ſie doch keineswegs ſo beſucht, als ſie es verdienten. Nur 500 Badegäſte fanden ſich bei unſerer Anweſenheit vor. Die Urſachen der Vernachläſſigung Mehadia's liegen wohl einzig darin, daß ſeine Bäder noch nicht wie andere modern geworden ſind.

Auf gleiche Weiſe geht es faſt mit den kaukaſiſchen Bädern, die, gegen alle Bemühungen der ruſſiſchen Regierung, in der neueſten Zeit mehr ab- als zunehmen. Unſicherheit der Umgegend und Mangel guter Straßen können am Kaukaſus Urſache der geringen Frequenz, nicht aber in Mehadia ſein, wo keine feindlichen Bergvölker in der Nähe ſind und eine Dampfſchifffahrt die Bäder direkt mit Wien verbindet. Ich bin überzeugt, würden nur einige Male große Herren der Monarchie, oder gar Glieder des kaiſerlichen Hauſes ſich

entſchließen, nach Mehadia zur Badezeit zu gehen, ſo würden die Herkulesbäder allmählig gerade ſo ſehr in die Mode kommen, als es jetzt mit dem früher ſo vernachläſſigten Kiſſingen der Fall iſt.

Alle Quellen haben zunächſt ihren Urſprung in einer granitenen Unterlage, brechen aber meiſtens aus dem darüber liegenden grauſchwärzlichen, zum Theil viel Thon enthaltenden Kalke hervor. Sie ſind ſo mächtig, daß in einer einzigen Stunde faſt 6,000 Kubikfuß Waſſer an die Oberfläche befördert werden. Die mächtigſte iſt die Herkulesquelle, indem ſie allein $^5/_6$ der Geſammtmaſſe liefert. Sie allein beſitzt keinen Schwefelwaſſerſtoff, wodurch ſich die übrigen Quellen auszeichnen, iſt aber beſonders reich an Kohlenſäure und ſalzſauren Alkalien, welche Beſtandtheile übrigens auch den anderen Quellen zukommen. Die Temperatur iſt bedeutend, und an einigen Stellen beträgt ſie ſogar 52° R. In allen chroniſchen Leiden, bei denen die Ernährung nicht auf ordentlichem Wege vor ſich geht, beſonders bei Stockungen des geſammten Lymph- und Drüſenſyſtems und der erſten Wege, und bei Abſonderungen abnormer Stoffe, vorzüglich in den Gelenken, haben die Bäder erfreuliche Folgen gehabt.

Da ſämmtliche Zimmer in den Privat- und Wirthshäuſern bereits beſetzt waren, erhielten wir in dem geräumigen Gebäude des Karolinenbades ein bequemes Logis, dicht über der tief unter uns rauſchenden Tſchorna. Außer einem Tiſche und einigen Stühlen fanden wir aber nur noch ein leeres Bettgeſtelle darin. Ungarn und Siebenbürgen gehören zu den Ländern, wo man, wie in Rußland, gezwungen iſt, ſich auf Reiſen, wenn man des Nachts weich liegen will, mit Betten zu verſehen. Zum Glücke hat aber wiederum die Regierung Sorge getragen, daß Leute, welche mit der Aufwartung beauftragt ſind, auch einen Vorrath von Matratzen, Kiſſen, Decken und Weißzeug beſitzen, um ſelbige den Gäſten gegen ein Billiges abzutreten; dadurch wird aber der Preis des Logis weſentlich erhöht, und man zahlt

nun täglich für ein bequemes Zimmer 1—1½ Gulden. Die Bäder von Mehadia waren ohne Zweifel schon den Römern bekannt, und diese nannten sie wohl wegen des außerordentlichen Wassergehaltes der Hauptquelle Thermae Herculis, d. i. Herkulesbäder. Außer der schon oben erwähnten Wasserleitung findet man noch eine Menge Spuren aus den altrömischen Zeiten, und vor Allem interessirten mich die Ueberbleibsel der oben schon erwähnten und hier beginnenden Wasserleitung. Der Anfang besteht aus gebrannten Röhren, die in einer Mörtelmasse liegen und dadurch gegen Zerbrechlichkeit und andere äußere Einflüsse mehr geschützt waren; auch der Mörtel erschien mir anders, als gewöhnlich, da er nicht allein eine außerordentliche Festigkeit besaß, sondern anstatt des sonst beigemischten Sandes Stücken zerschlagener Backsteine enthielt.

Von den mit Inschriften und andern Skulpturen versehenen Steinen und sonstigen Denkmälern der Vorzeit, welche hier früher aufgefunden wurden, sind die schönsten nach Wien abgeliefert worden, und was man jetzt hier noch in den erneueten Mauern eingefügt findet, ist unbedeutend. Am Meisten interessirte mich in dem heißen Armenbade, was sich besonders als Nachkur bei Syphilitischen von besonderer Wirkung gezeigt hat, die alte Inschrift auf einem Steine: „Mercurius Veneri (Merkur der Venus)" als wenn die Alten geahnt hätten, welches Specifikum einst Merkur, d. i. Queckfilber, gegen Ausschweifungen in Venere sein werde, sobald es nur zeitig, besonders durch warme Schwefelbäder wiederum aus dem Körper entfernt wird.

Von den ursprünglich gebräuchlichen 9 Quellen werden nur noch 8 benutzt, da das 1838 das südliche Osteuropa durchziehende Erdbeben auch hier Spuren seiner Verwüstung hinterlassen hat, denn das Wasser der sonst mächtigen Karlsquelle hat sich seitdem auf ein Minimum reduzirt. Ueber die Quellen läßt sich nichts weiter sagen, als daß sie eben wie andere hervorströmen; nur die Herkulesquelle imponirt

durch ihre Mächtigkeit und mit einem ſtarken, einem unterirdiſchen gedämpften Donner ähnlichen Geräuſche quillt ſie, zwei Fuß im Durchmeſſer enthaltend, aus einer bedeutenden Felſenſpalte mit einer Temperatur von 48° R. hervor.

Der ganze Badeort beſteht aus zwei Reihen Häuſern, die einen breitern Raum, den ſogenannten Marktplatz einſchließen und bietet, trotz der Kleinheit, einen im hohen Grade freundlichen Anblick dar. Die Tſchorna fließt hinter der einen Häuſerreihe und es iſt deßhalb Schade, daß ihr raſch über Stock und Stein fließendes Waſſer dadurch den Blicken entzogen und ihr lautes Gemurmel nicht vernommen wird. Nur den in den hintern Zimmern, beſonders des großen Karolinenbades wohnenden Gäſten iſt ſein Anblick vergönnt, und zu jeder Zeit fühlte ich mich nach dem Fenſter hingezogen, unter dem im tiefen Bette der lauttoſende Bach dahinfloß. Selbſt am heißen Mittage war es hier kühl, denn der dichte, bis faſt an den Rand des Fluſſes reichende Wald geſtattete der Sonne zu keiner Zeit, ihre Strahlen bis zur Tiefe des Waſſers herabzuſenken. War die Ausſicht auch noch ſo beſchränkt und reichte ſie kaum 100 Schritte weit, ſo bildete doch der ſchmale Raum bis zu dem hier aufſteigenden Domoglett eine wahrhaft maleriſche Landſchaft. Ueberhaupt ſind die auf beiden Seiten des engen Thales aufſteigenden Berge mit ihren dichten Weiß- und Rothbuchenwäldern prächtig anzuſchauen, und bieten mit ihrem freundlichen Grün, durch das nur an einzelnen Stellen Felſengruppen durchlugen, ſchöne Anſichten dar.

Mit dieſen reizenden Umgebungen ſteht leider das geſellige Leben in grellem Widerſpruche und es ſcheint, als wenn hier die Natur allen Einfluß auf die Menſchen verloren hätte, oder dieſe ſelbſt für alle höheren Schönheiten ſtumpf geworden wären. Ich habe daſſelbe ſchon früher in den kaukaſiſchen Bädern beobachtet, aber hier muß es Einen um ſo mehr wundern, da alles Schöne und Erhabene ſo bequem als möglich dargeboten wird, ſo daß

man nur eine Viertelstunde auf dem bequemsten Wege gehen oder selbst nur die Augen zum Sehen aufschlagen darf, um allerhand Reize der Natur zu erschauen, wornach man bei uns Tage und selbst Wochen lang geht. Man sollte es kaum glauben, daß von allen Badegästen Niemand die Höhe des weithin blickenden Domoglett, oder den Felsenweg oberhalb Zosna, von denen ich sogleich mehr berichten werde, besucht hatte und doch war es leicht, zu Fuße oder zu Pferde dahin zu gelangen.

Wie in den kaukasischen Bädern, so können auch hier die Gäste kaum die Zeit erwarten, wo sie die interessante Gegend wiederum verlassen, und so verstreicht in gränzenloser Langeweile ein Tag nach dem andern. Sobald der Tag beginnt, begibt sich der Kranke ins Bad und legt sich hierauf wieder in sein Bett, um besser zu transpiriren. Kranke, die spät einschlafen, was bei einer großen Anzahl der Fall ist, besitzen deßhalb wenig, oft sogar keine Nachtruhe und verlieren außerdem noch den schönen Morgen, an dem Spaziergänge gewiß heilsam sind. Nach Tische ruht man wiederum, weil man meint, es wäre zu heiß, um in der freien Luft zu sein; allein die Hitze ist keineswegs so groß, als sie meistens angegeben wird und allenthalben gibt es kühlenden Schatten. Vor 6 Uhr Abends sieht man nur wenig Menschen außerhalb der Häuser und erst, wenn die Militärmusik beginnt, öffnen sich die Fenster oder Thüren, und im letzteren Falle promeniren Einige eine halbe oder ganze Stunde. Ueber den sogenannten Marktplatz geht man nur selten hinaus, da es allein die Musik ist, welche den meist abgelebten und für alles Höhere abgestorbenen Gästen etwas Interesse abzugewinnen vermag. Den übrigen Theil des Abends bringen die Herren in der Regel spielend zu und zerstören dabei wiederum die wohlthätigen Einwirkungen der freien Natur, deren Luft sie eben eingeathmet hatten. Wie sehr das Spiel zur Leidenschaft werden kann, sieht man hier noch mehr, als in den bekannten Bädern Deutschlands, wo

es ſchändlicher Weiſe noch geduldet wird, denn Gichtbrüchige, die den Fuß nicht mehr vorſetzen können, haben doch Kraft genug, um die Karten zu halten. Bei den Meiſten beginnt die Spielzeit gleich nach Tiſche und dauert oft ununterbrochen bis ſpät in die Nacht. Wie bei ſolchen Verhältniſſen ein Kranker geneſen ſoll, ſehe ich nicht ein, und wenn demnach Viele die erhofften Reſultate nicht erhielten, ſo lag wirklich nicht die Schuld an den heilbringenden Wäſſern. Früher kamen wallachiſche und moldauiſche Bojaren in großer Menge nach Mehadia, und das geſellige Leben hatte durch den fröhligen und heitern Sinn dieſer halbziviliſirten Menſchen gewonnen. Da ergriff auch ſie die Spielwuth, und in kurzer Zeit nahmen ihnen die pfiffigen Bankführer ihre ſämmtlichen Gelder ab, ſo daß ſie alsbald nach ihrer Ankunft und meiſt noch ohne Pferde und Wagen abreiſen mußten. Seitdem verſchmähen Wallachen und Moldauer die verderblichen Freuden Mehadia's.

Das prächtige Wetter begünſtigte unſern Aufenthalt in Mehadia, und ſo verſuchten wir an einem freundlichen Morgen den hoch über uns herabſchauenden Domoglett zu erſteigen. Ich liebe nicht in ſolchen Fällen die einmal betretenen Pfade zu verfolgen, denn ſie machen in der Regel große Umwege, und dann führen ſie meiſt an den ſchönſten Punkten nicht vorbei. Bisweilen iſt das Steigen ſelbſt an anderen Stellen bequemer und häufig iſt es mir in der Schweiz ergangen, daß ich zu entfernteren Hörnern leichter und ſicherer den Weg fand, als weit und breit berühmte Wegführer. Bei ſolchen Gelegenheiten ſuche ich mir zunächſt einen Ueberblick zu verſchaffen und gehe dann einem entworfenen Plane nach. Faſt nie habe ich mich geirrt. Freilich gibt es nur wenig Felſen, die für mich unerreichbar geweſen wären. So verſuchten wir denn auch das Aufſteigen ſogleich auf dem jenſeitigen Ufer der Tſchorna zu beginnen, und daß es zum endlichen Reſultate führte, wird die weitere Erzählung lehren.

Weißbuchengebüsch nahm uns gleich im Anfange auf, und es wurde bald so dicht, daß wir nur mit Noth durchdringen konnten. Es versteht sich von selbst, daß hier die Weißbuche nur strauchartig erscheint, trotzdem oft erst mehre Fuß über dem Erdboden das Zertheilen in mehre Aeste begann und man den Hauptstamm bis an das oberste Ende verfolgen konnte. Das ursprüngliche Wachsthum der Weißbuche geschieht mehr in die Breite, und schon dadurch läßt sie sich von Weitem von der schlanken Rothbuche unterscheiden. Wenn schon Rothbuchen kein Unterholz und selbst nicht die das Dunkel der Wälder suchenden Kräuter dulden, so ist es noch mehr bei Weißbuchen der Fall, und vom besonderen Glücke hat man zu sagen, wenn man eine Erve, ein Hunds-Veilchen, das Wald-Habichtskraut u. s. w. findet. Mein Suchen war bis hoch hinauf vergebens. Selbst die wilde (oben weiter beschriebene) Weinrebe konnte nur da gedeihen, wo anderes Gehölz einen streng abbegränzten Raum erzwungen hatte, und da sah man den stumpfblättrigen Ahorn, den Wallnußbaum oder die spitzblättrige Esche, welche letztere schon hier beginnt und sich mit unserer gemeinen weit nach Osten hinzieht.

Endlich wurde es um uns lichter und ein Felsenkamm, wie er allen Arten des vielfältigen Kalkes zukommt, zieht sich quer durch den ganzen Höhenzug. Wo er am Meisten vorspringt, bildet er eine Gräte, die genau unter der nächsten höheren liegt und ebenfalls durch einen Vorsprung mit ihr in Verbindung steht. Dadurch werden auf den Seiten abschüssige Vertiefungen erzeugt und diese von Oben nach Unten herabgehende Rinnen bilden den Sammelplatz alles Wassers, was herunterfällt, Geröll aller Art mit sich fortreißend. Ich nenne solche Rinnen, da sie besonders in Schwaben und Thüringen dazu dienen, aus höheren Stellen ohne Gefahr Holz in die Thäler herunter zu bringen, mit dem daselbst gebräuchlichen Namen Schleifen.

An den vorſpringenden Felſen oder Gräten ändert ſich die Vegetation, indem ſie nicht allein durch die Felſen bedingt, einen neuen Charakter annimmt, ſondern in der Regel auch dem bisher vorherrſchenden Gehölz eine Gränze ſetzt. Es erſchien nämlich in großer Menge der Perückenſtrauch in zwergiger Form, der ſüdliche Brombeerſtrauch mit ſeinen filzigen Blättern, dichten Blüthenriſpen und roſafarbigen Blumen (Rubus sanctus *Schreb.* und in faſt allen Floren und Pflanzenaufzählungen des Südens mit einem beſonderen Namen aufgeführt) und die filzige Zwergmiſpel. An den Felſen wucherte, ſich dicht anſchließend, der Epheu in der kleinblättrigen, Europa angehörenden Form. Ueber dem Vorſprunge trat die Region der Rothbuche ein, und dieſe ſelbſt neigte ſich in ihrem Wuchſe ſchon zu der eigenthümlichen Cypreſſenform, in der ſie in allen Gebirgsgegenden des kaukaſiſchen Iſthmus faſt allein vorkommt. Die Bäume waren nicht ſtark und hatten im Durchſchnitte kaum mehr, als die Dicke eines Fußes.

Wieder ſetzte eine Gräte unſerem Emporklimmen ſich entgegen und bald darauf kam eine neue. Die Schwarzföhre und der Pinaſter erſchienen nun zwiſchen den Felſenſpalten, und an den ſonnigen Stellen ſeidenglänzende Cytiſus-Arten. Je höher wir kamen, um ſo urwäldlicher ſah es aus. Die Rothbuchen nahmen an Stärke zu und hie und da hatte ein Sturm die altersſchwachen Bäume erfaßt und niedergeſchmettert. Endlich vermehrten ſich die Felſen, und das Steigen wurde in hohem Grade beſchwerlich, ſo daß wir uns mehr an den Zweigen emporhoben, als daß wir gingen. Endlich erreichten wir die höchſte, aus emporgerichteten Felſen beſtehende Spitze und ruhten lange von unſerer beſchwerlichen Wanderung aus. Die Rothbuche war allmälig in den Hintergrund getreten und das Gehölz mannigfaltiger geworden. Alle bis hierher aufgeführten Gehölze erſchienen in freundlicher Nachbarſchaft und zu ihnen geſellte ſich noch der wohlriechende, leider jetzt aber ſchon verblühte Flieder.

Auch an Kräutern, größtentheils in ſchönſter Blüthe ſtehend, war große Mannigfaltigkeit vorhanden und ſie alle gehörten zur alpinen Region.

Die Ausſicht war von dem hohen Standpunkte aus unvergleichlich und jäh vor uns herabſehend, blickten wir auf einen Theil des Marktes, auf dem die Menſchen klein wie Ameiſen ſich bewegten. In dieſer höhern Sphäre fühlte ſich der Geiſt auch höher und mit innerem Wohlgefallen ſchauten wir vor uns, unſere Blicke weithin ſendend. Wenn ſchon die nächſte Nähe großartig erſchien, ſo waren es faſt noch mehr die entfernteren Höhenzüge mit ihren kuppelförmigen Spitzen, denn die ganzen banatiſchen Karpathen, die in vielen Bächen der Temeſch (Temes) ihren Urſprung geben, breiteten ſich weithin aus. Wohin man ſchaute, trat das freundliche Grün der Laubhölzer entgegen und nur wenige Kuppeln waren mit Kräuter-Matten bedeckt. Nur rechts von uns (alſo nördlich) war eine Spitze, die uns um etwa 100 Fuß überragte, und dorthin die Ausſicht ſperrte; links hingegen ſchien der ganze Höhenzug allmälig abzunehmen, bis er in dem impoſanten Alion bei Orſchowa von Neuem ſich erhob. Dadurch wurde es aber möglich, den Blick bis zum breiten Bette der Donau zu ſenden, und einer ſilberglänzenden Verzierung gleich trug ſie viel dazu bei, die Anſicht zu erhöhen.

Hinter uns befand ſich eine herrliche Alpenwieſe, die von drei Höhen gegen rauhe Winde geſchützt, indem ſie ſelbſt tiefer liegend, die Verbindung zwiſchen denſelben herſtellte, eine ſolche Ueppigkeit entfaltete, daß wir auf ihr 2 bis 3 Fuß hoch von mannigfaltigen Kräutern umgeben waren. Die blendend weiße und blaurothe Farbe herrſchte in duftenden Blumen vor. Von dieſer Wieſe aus führt ein angenehmer Pfad allmälig hinab in die Tiefe des Thales und er iſt um ſo bequemer, als er den ſteilen Domoglett ganz umgeht. Gern wären auch wir auf dieſem Wege zurückgekehrt, allein der Magen mahnte mächtig daran, daß

die Mittagszeit längſt vorüber ſei, und ſo gingen wir einer jener Schleifen zu, von denen ich früher geſprochen habe. Den ſtarken Stock, aus junger Weißbuche ſelbſt verfertigt, ſeitwärts anſtemmend, betrat ich die tiefſte Stelle der Rinne, und das Gerölle unter mir wich, allmälig der Schwere meines Körpers nachgebend. Das Herabſteigen geſchah auf dieſe Weiſe ſchnell, und nur wo große Steine das Geröll bildeten, war mein Gewicht doch zu gering, um ein Herabdrücken derſelben zu bewirken. Bald kamen wir unten an, und unſere Bekannten ſchüttelten mit Bedenken den Kopf, daß wir an einem jener heißen Tage, von denen man hier ſo viel fabelt, ein ſolches Wagniß ausgeführt hätten. Wir erfuhren dabei, daß die hieſigen gemeinen Slawen von Zeit zu Zeit den Berg erſteigen, um nach der Donau und ihrem frühern ebenern Vaterlande (Ungarn) ſehnſüchtig zu blicken; deßhalb würde der Berg auch Blick nach Hauſe, Domoglett, genannt.

Am andern Tage beſuchten wir die Räuberhöhle. Sie befindet ſich kaum 100 Fuß hoch und dicht über der Herkulesquelle und ein bequemer, leider nur ſchmaler Pfad führt bis an die Oeffnung. Es iſt hier derſelbe grauſchwarze Uebergangskalk, wie er durch die ganzen banatiſchen Karpathen vorzuherrſchen ſcheint, und unterirdiſche Gewalten haben in den urſprünglich horizontalen Schichten des Geſteins eine ſolche Verwirrung bei den Hebungen hervorgebracht, daß nur ein Theil in ſeiner urſprünglichen Lage verharrt iſt und nun die gebildeten Spalten wie eine Decke verſchließt. Die Räuberhöhle iſt übrigens klein und kann mit der Veterani-Höhle gar nicht verglichen werden. Wie 200 Räuber, wie man erzählt, in ihr Platz gehabt haben, iſt mir unbegreiflich.

Von allen Umgebungen wird die Räuberhöhle von den Badegäſten am Meiſten beſucht und man ſah noch allenthalben Spuren, daß der Menſch auch in dieſer Entfernung nicht weniger eitel, als bei uns iſt. Wie in dem Kuhſtalle der

ſächſiſchen Schweiz, oder an einer anderen beſuchteren Stelle, alle Felſen und Wände mit Namen beſchrieben ſind, ſo nicht weniger hier, und damit die Inſchriften der Nachwelt ja nicht verloren gehen, haben Viele ſich Leitern holen laſſen, um ſie an unzugänglichen Stellen einzugraben. Andere aber darüber ärgerlich, brannten unten Reiſig an und ſuchten mit deſſen Rauche die Buchſtaben unleſerlich zu machen.

Schon die nächſte Nähe iſt in hohem Grade reizend, da die Felſengruppe, zu der die Höhle gehört, ſenkrecht in die Höhe ſteigt und an einzelnen Stellen zerklüftet, eine mit verwittertem Geſtein und Humus-Erde bedeckte Spalte bildet, aus der allerhand Gebüſch, meiſt in abgerundeten Formen, herausgewachſen iſt. Wendet man ſich aber nach dem Thale zu, ſo bietet ſich ein weit größerer Genuß dar, zumal ein Vorſprung vor der Höhle eine freie Ausſicht erlaubt. Zu Füßen liegt die brauſende Tſchorna in dem engen Thale und ihr grünliches Waſſer tobt von einem Felſenſtücke zum anderen, ſich ganz mit Schaum bedeckend. Etwas weiter oben wird man auch einen Waſſerfall gewahr, der gerade groß genug iſt, um die Gegend noch pikanter zu machen. Die Bergreihe auf der gegenüberliegenden Seite iſt hier romantiſcher, als vom Marktplatze aus geſehen, weil die Felſenparthien mehr hervortreten und in ihren Formen mannigfaltiger werden. Die Natur ſchien ſich in wunderbaren Schönheiten erſchöpfen zu wollen, um noch nie Geſehenes darzuſtellen. Etwas ſchräg ſteigt der Fuß des Berges aufwärts und iſt mit dichtem Gehölz bewachſen, bis eine groteske Felſenreihe mit den abenteuerlichſten Geſtalten erſcheint. Nun wiederholt ſich der Wald, und eine eben ſo großartige Felſenreihe folgt. Beides kehrt zum dritten Male wieder, und endlich beginnen die Spitzen, in Form eines abgeſtutzten Kegels, oder einer aus Felſen zuſammengeſetzten Pyramide. Oft ragt ein ungeheuerer Felsblock noch weit heraus und ſcheint ſeine nächſte Umgebung bewachen zu wollen.

Am dritten Tage gingen wir mit Sonnenaufgang aus, um uns mit dem ſchönen Thale der Tſchorna weiter bekannt zu machen. Ein bequemer Weg für die Badegäſte führt rechts eine kleine halbe Stunde aufwärts, und man ſollte kaum glauben, daß während der drei Tage, an denen wir ihn aufwärts gingen, kein Menſch uns begegnete. Der eigentliche Pfad geht dann auf der linken Seite aufwärts, und wenn er auch oft für zwei Menſchen nicht breit genug iſt, ſo erſchien er doch im ganzen Verlaufe unſerer Wanderung bequem genug, um von Damen benutzt werden zu können. Ueber die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen ließe ſich, ſowohl in Betreff der Felſenformen, oder der ſeltſamen Tinten in dem Grünen des Laubes und dem Bunten der Blumen, oder endlich in Betreff des melodiſch über Stock und Stein dahin murmelnden Waſſers, viel ſagen, wenn es hier nicht zu weit führte und auch die gelungenſte Beſchreibung nur andeuten könnte, was in der Wirklichkeit vorhanden war. Jede hundert Schritte brachte uns eine neue und nicht minder reizende Ausſicht, und bald war ſie lieblicher bald romantiſcher. Eine eigentlich wilde Parthie trat uns nirgends entgegen. Die Weißbuchen waren längs des Schwarzwaſſers vorherrſchend; nach einer Stunde Weges erſchienen auch Rothbuchen, aber nie in ihrer ſchlanken, imponirenden Geſtalt, wie die Wälder Mingreliens und auch Deutſchlands ſie zeigen, ſondern kaum als mittelmäßige Bäume auftretend, und waren bis an das Ende unſerer Wanderung am Häufigſten vorhanden. Hier und da erſchien ein freier Platz und Kräuter und Gräſer wucherten, wie auf unſeren ſüdlichen Waldwieſen, in üppiger Fülle, doch nicht ſo großartig, wie ich es auf dem Domoglett beſchrieben habe. Bisweilen nahm auch der Adlerfarrn, oft von bedeutender Höhe, große Strecken ein, und er ſcheint im Süden des öſtlichen Europa's und in den Kaukaſusländern unſere Beſenheide (Calluna vulgaris *Salisb.*) zu vertreten. Nach einiger Zeit kamen wir an eine Stelle, wo Granit das ganze Flußbett

nicht allein eingenommen hatte, ſondern ſogar hohe Felſenufer bildete. Einige nicht unbedeutende Schwefelquellen kamen aus Spalten hervor, und der Geruch nach Schwefelwaſſerſtoff hatte ſie uns ſchon lange vorher angezeigt.

Nicht weit davon ſah es etwas urwäldlich aus. Der Fluß erlaubte uns nicht, neben ihm weiter zu gehen, und ſo gingen wir, von ſchönen Rothbuchen beſchattet, auf einem geebneten Pfade an der Seite des Berges. Ein umgeſtürzter Baum nahm uns Müde auf ſeinem Stamme auf, und indem ich in der morſchen Rinde herumwühlte, entdeckte ich ein ganzes Lager kleiner, ſchwärzlicher Skorpionen. Schnell ſprangen wir beide auf und ſetzten unſere Wanderung fort. Endlich kamen wir an der Gränzſtation Zosna an', und ſprachen bei dem freundlichen Feldwebel ein, um uns weiter zu erkundigen. Mit großer Bereitwilligkeit gab uns der gutmüthige Oeſtreicher einen ſogenannten Gränzer mit, um uns auf die Höhe des Gebirges zu der großartigſten Stelle der ganzen Umgebung führen zu laſſen. Es iſt hier die Gränze und um die Verbindungen der einzelnen Wachtpoſten leichter zu machen, hat man ſelbſt an den ſchwierigſten Stellen einen auch für die nächtlichen Patrouillen bequemen Weg gebahnt. Ich habe ſchon früher geſagt, daß die urſprüngliche Bedeutung dieſer Gränzwächter, Ueberfälle und Räubereien zu verhüten, aufgehört hat; hier hebt ſich aber auch noch, durch Errichtung einer Quarantäne von Seiten der drei Donau-Fürſtenthümer die Obliegenheit auf, die Monarchie gegen das Eindringen der Peſt zu ſchützen, und ſo dauert die Gränzbewachung nun allein als Zolllinie fort. Man ſollte kaum glauben, daß die Türkei ein Fabrikat oder ſonſt etwas beſäße, was in den öſtreichiſchen Staaten eingeſchmuggelt zu werden verdiente, und ſo iſt es auch nur das Salz, was in der Wallachei dreimal wohlfeiler, als im Banat und Siebenbürgen iſt. Früher, als die Regierung das Salz um einen niedrigen Preis (für ein Drittel) verkaufte, holten ſich die Bewohner der drei Fürſtenthümer

ihren Bedarf aus Siebenbürgen, während es ſich jetzt umgekehrt zu verhalten ſcheint. Die Erhöhung der Salzpreiſe war wohl nur von Seiten der Regierung ein Coup, um dem ſteuerfreien Adel zu Gunſten des nur beſteuerbaren Bauernſtandes wenigſtens indirekt eine Abgabe aufzulegen.

Im Zickzack durch gelichtete Wälder, in denen ich hie und da den Heidelbeerſtrauch mit ſeinen blauen Beeren und ſeltener Erdbeeren fand, ſtiegen wir ohne Beſchwerde aufwärts und immer weitumfaſſender entfaltete ſich das Panorama vor unſern Blicken. Je höher wir kamen, um ſo romantiſcher wurde es, bis endlich die Gegend einen wilden Charakter annahm. Kalkfelſen erhoben ſich von 30 bis 50 Fuß ſenkrecht in die Höhe und das jetzt mit blaugrauen und orangengelben Schüſſelflechten bedeckte Geſtein mag wohl ſchon manches Jahrtauſend unverändert dageſtanden haben. Die Spitze zerklüftete ſich oft in Zacken und wo irgend eine Spalte oder ſonſt ein Theil mit Erde bedeckt war, wucherten blaue Glockenblumen, röthliche Silenen und weiße Kreuzblüthler in gedrängter Fülle. War der Raum größer, ſo erſchien auch Laubholzgebüſch oder verkrüppelter Pinaſter mit ſeinen ſparrigen Aeſten und dem melancholiſchen Grüne ſeiner Nadeln. An dieſen Felſen führt der Weg auf die Höhe und mit ungeheurer Mühe und vielen Koſten hat man ihn bisweilen mitten durch das dichte Geſtein gebahnt. Schaudernd ſtanden wir oft vor einem jähen Abgrunde und doch war der Eindruck, den die großartigſte Natur hier auf uns machte, mächtiger und größer als das ängſtliche Gefühl, was ſich beim Herabblicken unſerer bemächtigen wollte. Mitten in dieſer grotesken, aber doch auch lieblichen Wildniß begegnet man einer einfachen Hütte und in ihr ſteht Tag und Nacht ein Gränzer, gleichgültig für die Naturſchönheiten ſeiner reizenden Umgebung. Seine ſpähenden Blicke ſendet er nur nach Schmugglern aus. Wie gern hätte ich dem Manne auf eine Woche Geſellſchaft

geleiſtet oder gar ihn vertreten, doch es trieb mich mächtig nach dem fernen Oſten!

So führt der Weg über das ganze Gebirge und über den Alion nach Orſchowa und gern wären wir weiter gegangen, wenn wir in den Bädern nicht Sachen gelaſſen hätten. Mit ſchwerem Herzen trennten wir uns von dem Schönen und kehrten nach Zosna zurück.

Bei dem freundlichen Feldwebel angelangt, war ich wiederum Zeuge der öſtreichiſchen Gutmüthigkeit, die mir ſo oft im Leben entgegengetreten iſt. Der gute Mann hatte Forellen fangen und uns zubereiten laſſen. Eine ärmliche, uns aber nichts deſto weniger mundende Suppe mit hölzernen Löffeln genoſſen, ging vorher. So traten wir aufs Neue geſtärkt, auf demſelben Pfade unſern Rückweg an und gelangten, raſch vorwärts ſchreitend, nach drei Stunden wiederum nach den Bädern von Mehadia.

Trotzdem unſer Aufenthalt nur $3\frac{1}{2}$ Tage gewährt hatte, ſo waren wir doch mehr als alle Badegäſte mit der Umgebung vertrauter geworden und es kam uns ganz ſonderbar vor, daß Leute, die mehr Wochen als wir Tage hier zugebracht hatten, noch nicht weiter als bis zur Räuberhöhle gekommen waren. Als ich Einigen, noch von dem Geſehenen voll, den hohen Genuß ſchilderte, regte es ſich doch in ihrer Bruſt und ſie nahmen ſich vor, in den nächſten Tagen Ausflüge — wenigſtens zu Pferde — zu machen. Wir hingegen, um das erwartete Dampfſchiff nicht zu verſäumen, reiſten nach Orſchowa zurück.

Da einige eben erſt angekommene Fremde die Bäder in Mehadia beſehen wollten, ſo fand ſich auch die Direktion der Dampfſchifffahrt in Orſchowa bereit, mit dem Abgange der Boote noch einen Tag zu warten. So that es uns leid, daß wir nicht noch einen Tag in Mehadia geblieben waren. Mehr als irgendwo wird auf den Donauſchiffen auf die Reiſenden Rückſicht genommen und leider geht dem, der an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt iſt, dadurch

manche Zeit verloren. Nicht genug, daß nach dem Wunsche einiger Reisenden die Abfahrt einen Tag aufgeschoben wurde, trug der Schiffssekretär am frühen Morgen noch Sorge, daß keiner der Reisenden zurückbliebe, und schickte sogar nach den Fehlenden. Mehre derselben hatten trotz der langen Zeit vergessen, ihre Pässe in Ordnung zu bringen und mit großer Freundlichkeit war auch hier die Direktion bereit, noch so lange zu warten, bis Alles gehörig besorgt war. Bei solchem Aufenthalte darf es nicht wundern, wenn die festgesetzte Zeit der Abfahrt wiederum um nicht weniger als drei Stunden hinausgerückt wurde.

Da uns auf diese Weise für Orschowa noch anderthalb Tage übrig geblieben waren, so benutzten wir die müßige Zeit, um uns mit seiner schönen Umgebung noch bekannter zu machen. Längs der Donau und auf die ersten Vorhöhen des bewachsenen Alion machten wir mehre Spaziergänge. Die ganze Umgebung bietet fruchtbares Land in Menge dar, aber fleißigen Anbau sucht man vergebens. Selbst Wiesen und Triften waren nur zum Theil benutzt und so wurde es mir möglich, Vergleichungen mit ihnen anzustellen. Sie unterscheiden sich wesentlich von den unsrigen dadurch, daß sie schon einen südlichen Charakter angenommen haben. Man kann den ganzen Süden Europa's durchwandern, ohne die Lieblichkeit und harmonische Vereinigung des verschiedenartigen Grüns und der übrigen bunten Farben wie auf unsern Wiesen zu finden. Gräser und Kräuter bieten sich in unsern kälteren Klimaten die Hand, um eine gleichmäßige freundliche Decke des Bodens hervorzurufen. Im Süden treten die Gräser zurück oder nehmen sogleich, nur aus einer oder wenigen Arten bestehend, große Flächen ein. Haargras-, Trespen- und Hafer-Arten spielen in diesem Falle die Hauptrolle. Die Kräuter, selbst die häufigen Kleearten, sind entweder nur klein und verlieren sich unter den Gräsern, oder sie erheben sich in nicht gefälligen Formen zu einer bedeutenden, mit den übrigen Kräutern nicht im Einklang stehenden Höhe.

Wenn auch Pflanzen, wie die pyramidenförmige Natterzunge, der Alant, Centaureen u. ſ. w., bei uns in Gärten ſich gut ausnehmen, ſo macht man doch bei einer freien Vegetation andere Anſprüche und verlangt vor Allem eine innigere Verſchmelzung des Einzelnen mit dem Ganzen.

Da die Umgegend vorzüglich von Wallachen bewohnt wird, ſo wurde mir auch Gelegenheit gegeben, dieſes Volk näher kennen zu lernen. Wahrſcheinlich ſind ſie die urſprünglichen Bewohner des Landes, was einſt einen Theil Daciens bildete, und ſtehen dem ſlawiſchen Völkerſtamme nahe, ohne ihm jedoch anzugehören. Man iſt hier und da geneigt, ſie für Lateiner zu halten, und darnach wären ſie die Ueberbleibſel der Kolonien, welche Trajan in großer Menge in Dacien anlegte. Den Hauptbeweis ſucht man aus der wallachiſchen Sprache zu führen, allein ſie iſt der lateiniſchen keineswegs ſo ähnlich, als manche behaupten, und wenn ich aufmerkſam ihren Geſprächen zuhörte, ſo wurde es mir im Gegentheile leichter, ſlawiſche Wörter zu unterſcheiden. Die Wallachen ſind mehr klein als mittelmäßig, und in ihrem Baue erinnerten ſie mich an die äginetiſchen Krieger der Münchner Glyptothek. Der Kopf iſt rundlich und die regelmäßige Phyſiognomie hat keine markirten Züge. Das Auge erſcheint länglich und nähert ſich deßhalb mehr dem der Deutſchen, als dem der ſlawiſchen Völker. Unter der mittelmäßigen Stirn entſpringt die Naſe aus einer unbedeutenden Vertiefung und läuft mit abgerundetem, jedoch keineswegs breiten Rücken, vielleicht einen halben Zoll von der ſenkrechten Linie abweichend, nach der Oberlippe, auf die ſie in einem rechten Winkel herabfällt.

Die Kleidung der Frauen hat merkwürdiger Weiſe zum Theil eine Aehnlichkeit mit der der Hochſchotten, und die buntwürfeligen mit Franſen dicht behängten Schürzen erinnerten mich lebhaft an deren Plaids. Ein langes, weites Hemd, ein Unterrock und jene vorn und hinten getragenen Schürzen bilden in der Regel die ganze Kleidung, und nur an kältern

Tagen tragen ſie noch einen kurzen Pelz, der allerhand bunte Verzierungen aufgenäht beſitzt. Das ſchwarze, aber auch kaſtanienbraune Haar hat eine bedeutende Stärke und wird in langen Flechten getragen. Die Frauen winden dieſe um ihren Kopf, die Mädchen hingegen laſſen ſie, jedoch mit aufwärts gerichteter Spitze, nach unten hängen. Da die Schönheit eines Mädchens hauptſächlich nach den Flechten beurtheilt wird, ſo iſt man auch darauf bedacht, deren Länge künſtlich zu vergrößern, indem fremdes Haar und ſelbſt auf das Beſte gefärbter Flachs eingeflochten wird. Die bis in das Knie und ſelbſt noch tiefer herabreichenden Flechten ſetzten mich anfangs in Verwunderung, bis ich endlich durch Zufall den Betrug erfuhr.

Es war ſchon ſpät am Morgen des 26. Juni, als endlich die Weiterreiſe erfolgte. Die Gefahren der Donaufahrt ſollten noch nicht beendet ſein, da das ſogenannte eiſerne Thor noch zu paſſiren wäre. Aus dieſer Urſache fuhren wiederum Boote die Reiſenden bis nach Skella-Kladowa, um dort endlich von Neuem das Dampfſchiff zu beſteigen.

Die Fahrt auf der Donau führt dicht bei der Feſtung Neu-Orſchowa vorbei. Dieſe liegt auf einer Inſel und beherrſcht den ganzen Fluß. Wie Belgrad, ſo verdankt auch ſie ihre Entſtehung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Oeſtreichern und ſie wurde auf eine unverzeihliche Weiſe mit dieſem zugleich den Türken übergeben. Ihr Anblick iſt in hohem Grade freundlich, ſoll aber im Widerſpruche mit der Erbärmlichkeit im Innern ſtehen. Die dauerhaften Kaſematten, die jedem Beſchießen von den Bergen aus Trotz bieten ſollen, haben noch ein gutes Anſehen und werden wohl noch lange der Zeit widerſtehen, ſo ſehr ſich die Türken auch bemühen, den Verfall zu beſchleunigen.

Auf der ſerbiſchen Seite ſteht das Eliſabeth-Fort zum Schutze der Feſtung und an ihm führt die Landſtraße mitten durch einen dieſe ſperrenden Thurm vorbei. Daß Alles hier ſich noch in gutem Zuſtande befand, macht

dem Erbauer alle Ehre. Wie man den Alion, der eine Art Vorgebirge in die Donau ſchickt, umſchifft hat, beginnt auf der linken Seite die Wallachei.

Ich hatte vielfach gehört, daß die Fahrt unterhalb Orſchowa nicht allein gefahrvoller, ſondern auch intereſſanter wäre, aber ſo ſehr auch meine Aufmerkſamkeit rege war, ſo ſuchte ich doch auf dem ganzen Wege des Paſſes vergebens die verheißenen Gefahren und die geprieſenen Schönheiten. Auf jeden Fall iſt die Landſchaft, wenigſtens des oberen Donaupaſſes, unendlich ſchöner als die, die ſich eben vor unſeren Blicken entfalten ſollte. Der Fluß, wenn auch beengt, hat hier an den ſchmalſten Stellen immer noch eine Breite von 6—800 Fuß und die ihn einſchließenden Berge ſind zwar lieblich, aber keineswegs ſo großartig als weiter oben. Nackte Felſen erſcheinen weniger und ſchroffe Wände, wie ſie ſenkrecht in den Fluß herabſteigen und von denen ich dort geſprochen habe, kommen gar nicht vor.

Der hohe Waſſerſtand mag wohl zunächſt Urſache geweſen ſein, daß unſer Boot leicht und ſicher dahinfuhr. Vergebens horchte ich, um das Toſen der Brandungen zu vernehmen, denn es ſollte ſo ſtark ſein, daß die Schiffer ſelbſt ſich nicht mehr verſtänden. Ich horchte noch, als ich ſchon das eiſerne Thor paſſirt war, aber nirgends vernahm ich ſelbſt nur das geſchwätzige Gemurmel der Waldbäche. Bei der erſten Reihe von Felſenriffen, die ſich quer durch die Donau ziehen und den Namen Gornje Belega führen, angekommen, bemerkte ich im Fluſſe weder Geſtein, noch zeigte die Oberfläche des Waſſers auch nur die geringſte Veränderung oder Unruhe. Erſt als wir der Donje Belega, wo ein zweiter und mächtigerer Felſenriff ſich quer durchzieht, uns näherten, beobachtete ich allerdings die eiligere Fluth und die damit zuſammenhängende ſchnellere Fahrt, aber keineswegs war der Vergleich eines Bergſtromes paſſend. Herausragende Felſen, von denen bei tiefem Waſſerſtande der größte den Namen des großen Räubers (Roß-

boinik weliki) führt, ſah ich hier ebenfalls nicht. Leider verſtanden unſere wallachiſchen Schiffer nur ihre Sprache und ſo wandte ich mich vergebens an ſie, um von ihnen darüber näheren Aufſchluß zu erhalten. Vielleicht ſind auch die gefährlichſten Riffe bei tiefem Waſſerſtande abgeſprengt worden, denn nach den Zeitungen wollte man vor einigen Jahren einen Verſuch machen, um hier eine leichtere Schifffahrt herzuſtellen.

So waren wir das berühmte eiſerne Thor, ein Name, der übrigens vielen Engpäſſen im Oriente zukommt, paſſirt und eilten nun dem wallachiſchen Städtchen Skella-Kladowa zu. Von Orſchowa bis hierher hatten wir drei Stunden nöthig. Der Blick wurde hiermit freier und beſonders auf der linken Seite der Donau begann eine unabſehbare Ebene, die ſich wenig unterbrochen bis an das ſchwarze Meer hinzieht. Die Donau, ihrer mächtigen Banden ledig, breitet ſich weit aus und bildet wiederum die erſten beiden Inſeln, von denen die größere, Oſtroffgol, einen freundlichen Anblick gewährt. Als wir auch ſie im Rücken hatten, lag das elende wallachiſche Städtchen Skella-Kladowa mit ſeinen freundlichen Quarantäne-Gebäuden vor uns. Hier hielten wir mit unſerem Boote an.

Drittes Kapitel.

Reiſe durch die Donau-Niederungen und auf dem ſchwarzen Meere.

Trotzdem man die Waaren ſchon früher hierher geſchickt hatte, ſo mußten wir doch noch eine geraume Zeit warten, bevor das Dampfſchiff abfahren konnte. Leider waren unſere Reiſe-Effekten, derenthalber wir in Semlin gewartet, wiederum in Orſchowa liegen geblieben, und um nicht neuen Aufenthalt zu haben, beſchloſſen wir ohne dieſelben weiter zu gehen, zumal man uns die feſte Verſicherung gab, Alles mit der nächſten Fahrt nach Konſtantinopel zu ſenden. Da Riſaat-Paſcha ſich mit ſeinem Geſindel ebenfalls wiederum eingefunden hatte, ſo war das Schiff mehr angefüllt, als es ſonſt der Fall ſein ſoll und die türkiſchen Zudringlichkeiten und Anmaßungen verleideten uns die Reiſe bis Tſcherna-Woda nicht wenig.

Unterhalb genannten Stapelortes befindet ſich noch ein viereckiger unbedeutender Thurm, der bei den Wallachen und Türken den Namen Severusthurm führt. Von ihm aus ſieht man mehre Pfeiler in den Fluß hinein gehen und man glaubte früher deßhalb, daß hier die berühmte Trajansbrücke geſtanden habe; nach neueren Unterſuchungen jedoch befand ſich dieſe weiter unten und hier wurde unter Konſtantin, dem erſten chriſtlichen Kaiſer, als dieſer gegen die Gothen und Sarmaten einen Feldzug eröffnete, von Severus, dem nachmaligen Mitkaiſer, eine Brücke erbaut.

Von nun an verliert die Donaureiſe ihre Annehmlichkeiten; auf der Nordſeite hat die ununterbrochene Ebene bereits begonnen und auf der Südſeite zieht ſich ein Höhenzug noch eine Zeit lang fort, verliert ſich aber immer mehr. Wenn ſchon früher die Dörfer nicht immer einen freundlichen Anblick darboten, ſo entzogen ſie ſich jetzt faſt ganz unſeren Blicken, trotzdem wir bisweilen nahe an ihnen vorbeifuhren. Es beginnt nämlich ſchon hier der aſiatiſche Typus des Häuſerbaues, nach dem die menſchlichen Wohnungen ſich mehr unter als über der Erde befinden. Ein wallachiſches oder bulgariſches Dorf hatte vom Schiffe aus betrachtet mehr Aehnlichkeit mit Maulwurfshügeln, wie ſie ſich oft auf unſern Wieſen oder Triften dicht bei einander befinden, oder noch mehr mit Termitenhaufen, deren Bewohner jedoch, die ſogenannten weißen Ameiſen, mehr Kunſtfertigkeit und Geſchmack an den Tag legen, als mit unſeren ſchlechteſten Dörfern und Weilern. Man trauet kaum ſeinen Sinnen, wenn man ſtatt Thiere, Menſchen aus dieſen elenden Löchern hervorkriechen ſieht. Unſere Viehſtälle mancher Bauern würden dagegen den Wallachen für Paläſte gelten.

Mit der Ebene beginnt die Donau, wie geſagt, ſich auch wieder auszubreiten und ſie erhält die anſehnliche Breite von $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunde, die leider jedoch keineswegs der unbedeutenden Tiefe entſpricht. Wie in der ungariſchen Ebene verlangt die Schifffahrt Vorſicht und wie dort, ſo bieten auch hier Sandbänke, die vielleicht erſt ſeit wenigen Tagen der Oberfläche nahe gekommen ſind, nicht geringe Gefahren dar. Neben den alten mit Rohrwäldern dicht beſetzten Inſeln bilden ſich neue nur mit Sand bedeckte und ihre Anzahl vermehrt ſich mit dem vorwärtsſchreitenden Jahre.

Wir erreichten ſehr bald die Gränze von Serbien und der Bulgarei und ein nicht unbedeutender Gebirgsrücken ſchiebt ſich daſelbſt vom Balkan aus vor. Von der bulgariſchen Morawa zum Theil durchbrochen, bildet er die

Wasserscheide zwischen der serbischen Morawa und dem kleineren, aber wasserreicheren Timok.

Da die Bulgarei selbst nicht den Schein einiger Selbstständigkeit, die die drei Donau-Fürstenthümer: Serbien, Wallachei und Moldau sich in der neuesten Zeit mit Hilfe Rußlands errungen, besitzt und demnach auch keine selbstständige Quarantäne errichten konnte, so ist jede Verbindung mit ihr von Seiten genannter Fürstenthümer untersagt. Um aber doch den größeren Städten der rechten Donauseite die Wohlthat der Schifffahrt angedeihen zu lassen, so ist die Einrichtung getroffen, daß die Schiffe abwechselnd nur mit dem linken oder rechten Ufer kommuniziren. Wir waren auf die rechte oder bulgarische Seite gewiesen, während das nächste Mal die Uferstädte Bulgariens ausgeschlossen und umgekehrt die der Wallachei, der Moldau und Bessarabiens bevorzugt sind.

Gegen Abend kamen wir nach Widdin und hielten daselbst über zwei Stunden an. Eine Deputation der Stadt hatte uns schon längst erwartet und erschien sogleich auf dem Verdecke, um dem Rifaat-Pascha ihre Huldigungen darzubringen. Die Deputirten waren sämmtlich schöne Männer von einem edeln Anstande, der mit ihrer sklavischen Höflichkeit und gemeinen Kriecherei in grellem Widerspruche stand. Der schöne kastanienbraunhaarige Kopf hatte eine imposante griechische Physiognomie und war weniger rund geformt, als bei den Serbiern. Wenn die Anwesenden als Norm für das ganze bulgarische Volk gelten, so sind die Bulgaren ohne Zweifel das schönste Volk des großen slawischen Stammes.

Wir benutzten die müßige Zeit, um die Stadt und Festung Widdin uns näher zu betrachten. Der äußere Anblick einer türkischen Stadt läßt immer mehr erwarten, als man in ihrem Innern findet, und so traute ich kaum meinen Augen, als ich in den über alle Maßen schmutzigen Straßen der nicht unbedeutenden, gegen 25,000 Einwohner

zählenden Stadt ſpatzierte. Ich hätte faſt gewünſcht, auf dem Schiffe geblieben zu ſein, denn das freundliche Bild, das Widdin, und beſonders ſeine 25 ſchlanken Minareh's und die impoſante Feſtung hervorriefen, zerfloß allmählig in der elenden Wirklichkeit. Die Menſchen mit ihren Lumpen harmonirten mit ihrer elenden Umgebung. Alles geſtaltete ſich um ſo erbärmlicher, als man den mittelmäßig hohen Häuſern, die in Rauch gehangen zu haben ſchienen, anſah, daß ſie einſtens freundlicher geweſen ſein mußten. Zigeuner, das elendeſte Volk auf Gottes weiter Erde, trugen dazu bei, unſere Umgebung noch ekelhafter zu machen. Knaben von 12 bis 14 Jahren, ohne alle Kleidung, und Mädchen, die eben zur Jungfrau heranwachſen ſollten, nur mit ſchmutzigen Fetzen behängt, liefen herum, um die Reiſenden auf die läſtigſte Weiſe zu quälen. Wie hungrige Wölfe mit gleich gierigen Blicken ſtürzte ſich die Schaar der Bettler über die Kupfermünzen her, die die Fremden dem Bodenſatze des menſchlichen Geſchlechtes zuwarfen, und wem es glückte, ein Stück zu erhaſchen, der war noch lange Zeit den Anfechtungen der andern ausgeſetzt. Ich glaube kaum, daß das Elend in dem Judenviertel Prags oder in den ärmlichſten Quartieren von London oder Paris, größer und das menſchliche Gefühl höhnender ſein kann, als es mir in Widdin und faſt in jeder Stadt der großen Türkei entgegentrat.

In Widdin war es auch, wo mir die Schädelbildung der türkiſchen Laſtträger zuerſt auffiel. Dieſe meiſt großen und ſchlanken Leute, denen man die Körperkraft, die ihnen nothwendig ſein muß, gar nicht anſieht, ſind im Stande, Laſten auf ihrem keineswegs breiten Rücken zu tragen, die unſere Träger und Abläder kaum von der Stelle bringen könnten. Ihr Kopf ſteht mit dem übrigen Körper in keinem Verhältniß und iſt ſehr klein. Der eigentliche Schädel, d. h. die drei das Gehirn nach oben und hinten deckenden Knochen erheben ſich und ſchließen eine eiförmige Höhle ein.

In ihr haben bestimmt die Organe des Gehirns eine andere Entwickelung erhalten oder sind zum Theil selbst mehr oder weniger geschwunden. Den Erkundigungen zu Folge, die ich in Konstantinopel und sonst noch eingezogen habe, sollen auch ihre geistigen Fähigkeiten nur gering sein, und in ihrem Benehmen und den Gelüsten hätten sie eine wahrhaft thierische Natur, aus der sie sich nie erheben könnten. Wie das Packpferd oder das Rindvieh ruhig schwere Lasten sich aufladen läßt, so murrt auch der türkische Träger nie, sobald er nur im Stande ist, wenn auch mit der größten Kraftanstrengung, die Last zu tragen. Es wäre eine belohnende Aufgabe eines Konstantinopolitaner Arztes, den ganzen Kopf eines türkischen Trägers anatomisch zu untersuchen.

Unterhalb Widdin mehren sich die Inseln der Donau und machen die Fahrt wiederum schwierig. Das Schilf erreicht auf ihnen eine außerordentliche Höhe, so daß es einem Walde nicht unähnlich wird. Als ich ein Jahr später den Kuban bis zu seinem Ausflusse verfolgte, traten auch dort mir dieselben Schilfwälder entgegen. Mit der völligen Dunkelheit waren wir wieder gezwungen, mitten in dem Flusse Anker zu werfen.

Am andern Morgen fuhren wir in der einförmigen Gegend weiter. Selbst das rechte Ufer, an dem sich fortwährend Erhöhungen hinzogen, bot einen traurigen Anblick dar, denn der graugelbe Boden war oft auf weite Strecken nur mit wenigen Kräutern oder Gestrüpp, deren Grün sich in unserer Ferne ganz verlor, bedeckt. Das einfarbige, gleichmäßige Schilf erquickte demnach sogar die Augen, wenn sie lange auf dem unfruchtbaren Uferrande geruhet hatten.

Gegen Mittag kamen wir an die Stelle, wo Trajan seine berühmte Brücke über den Fluß schlagen ließ, und noch deutlich sieht man die Spuren des großartigen Werkes. Das Dorf Tseleff liegt in der Nähe und von ihm aus soll man noch die berühmte Via Trajana verfolgen können.

Nach 1½ Stunden erreichten wir Nikopoli, was ſich in einer kahlen Lehmſchlucht hinaufzieht und für die Gegend einen freundlichen Anblick darbietet. Die Siegesſtadt war zwei Mal Zeuge einer blutigen und für das Land verhängnißvollen Schlacht. Der große Trajan beſiegte hier den tapfern König Decebalus von Dacien und breitete die römiſche Herrſchaft zum erſten Male bis über die Donau aus. Große Heeresmaſſen trafen hier von Neuem 1396 zuſammen und furchtbar wütheten Menſchen gegen Menſchen. Der Halbmond trug über das Kreuz den Sieg davon und der grauſame Bajazeth I. ſchlachtete in ſeinem Tigergrimme noch 10,000 gefangene Chriſten ab, um ſeine blutdürſtende Rache zu kühlen.

Der nächſte bedeutendere Ort, bei dem wir ſogar anhielten, war Siſtoff. Die Stadt zieht ſich an dem hohen, aber ebenfalls kahlen Ufer hinan und bietet nur als ſolche eine intereſſante Anſicht dar. Die noch ſo kleinen Minareh's verleihen dem Anblicke einer türkiſchen Stadt etwas Eigenthümliches. Im Innern iſt Siſtoff, wie jede andere Stadt in der Türkei, wiederum ſchmutzig und erbärmlich. Vergebens ſuchte ich die Cypreſſen und Platanen, die andere Reiſebeſchreiber hier gefunden haben, und ebenſowenig fand ich den großen Wald, welcher ſich längs der Donau hinziehen ſoll. Die ganze Umgebung beſitzt mit ihrem kahlen Boden und den bisweilen ſchroffen Lehmwänden, die oft durch Regen zerriſſen erſcheinen, gar keine Schönheiten.

Gegen Abend hielten wir bei der Stadt und Feſtung Rustſchuk ½ Stunde an und die kriechende Deputation der Einwohner wurde nur kurz empfangen. Die Feſtung liegt vorn auf der weißen (wahrſcheinlich Kreide-) Anhöhe, und hinter ihr zieht ſich die weitläufige, 6,000 Häuſer und 30,000 Menſchen zählende Stadt, die ebenfalls von einer Mauer umgeben iſt, dahin. Der Anblick gewährte mir wahrſcheinlich mehr Vergnügen, als wenn ich ſie auch im Innern beſchaut hätte. Die Ruſſen haben zwar die Stadt

im Jahre 1811 verbrannt, allein noch in demſelben Jahre waren die ärmlichen Lehmhäuſer wie früher wiederum hergeſtellt.

Rustſchuk gegenüber liegt die wallachiſche Stadt Giurgewo (Jerköi türk.) und vermag, weil ihr die Minareh's fehlen, trotzdem die Häuſer nicht ſchlechter ſind, mit nichts zu imponiren. Die Anzahl ihrer Bewohner ſoll nicht weniger als 20,000 betragen. Da ſie in direkter Verbindung mit Bukareſcht (Bukareſt), der Hauptſtadt und Reſidenz der Wallachei, ſteht und an der Donau liegt, ſo gedeiht ſie von Jahr zu Jahr mehr.

Nicht weit von hier erweitert ſich die Donau zu einem nicht unbedeutenden See und ſchließt eine Menge keineswegs kleiner Inſeln ein. Trotzdem hier die Tiefe im Allgemeinen hinlänglich iſt, um ſelbſt Meerſchiffe zu tragen, ſo warfen wir doch Anker, als die Nacht hereinbrach, und warteten ruhig und ſtill den kommenden Morgen ab.

Der ſchöne Waſſerſpiegel, der ſelbſt unterhalb der ſeeähnlichen Erweiterung die Breite einer Stunde beſitzt, und ſeine anmuthigen Inſeln machen die Umgebung wieder intereſſanter. Die Ufer, obgleich vollkommen eben, bieten den traurigen Anblick der Dürre und Unfruchtbarkeit nicht mehr dar, da ſie allenthalben mit grünen Kräutern und Geſträuch bedeckt ſind. Langweilig bleibt aber ſtets die Fahrt, da den ganzen Tag nicht die geringſte Unterbrechung erſcheint.

Gegen Mittag hielten wir bei Siliſtria an und vergebens ſuchte ich die durch den letzten ruſſiſch-türkiſchen Krieg berühmt gewordene Feſtung, denn ſie liegt nicht, wie man glaubt, dicht an der Donau, ſondern hat ſich hinter einem unbedeutenden Hügel verborgen. Man hält ſie allgemein für die größte türkiſche Donaufeſtung, nirgends jedoch ſah ich Vorwerke, die darauf hindeuteten. Und doch verſuchten im Jahre 1828 die Ruſſen vergebens, ſie trotz des neunmonatlichen Bemühens einzunehmen. Erſt im nächſten Jahre

wurde Diebitſch, aber auch wieder erſt nach ſechswöchentlicher Belagerung, Herr von der Feſtung, und damit war das größte Bollwerk der Türkei gefallen. Die Beute war bedeutend. Erſt 1836 übergaben die Ruſſen die Feſtung wiederum den Türken.

Von hier aus theilt ſich die Donau in zwei oder mehre Arme und ſchließt große, ſumpfige Inſeln ein. Wir blieben auf dem Hauptſtrome, der ſich ſüdlich hinzieht, und kamen ſchon gegen 4 Uhr in Tſcherna-Woda an, um die Donau ganz zu verlaſſen.

Da unſer Schiff mit den Städten der rechten Donauſeite kommunizirt hatte, ſo wäre die weitere Fahrt über Braila und Galatz (Galacz) und die Verbindung mit beiden Städten ohne Quarantäne unmöglich geweſen; es iſt deßhalb die Einrichtung getroffen, daß die Reiſenden von Tſcherna-Woda aus gleich die große Steppe Dobrudſche zu Wagen quer durchfahren und bei Küſtendje am ſchwarzen Meere wiederum ein Dampfſchiff beſteigen. Die Waaren bleiben liegen und gehen mit der nächſten Gelegenheit durch die Donaumündungen nach dem Meere, oder werden ebenfalls auf Wagen, mit Ochſen beſpannt, nach Küſtendje gebracht. Die Reiſenden erhalten zur Fahrt leichte und für dieſe Entfernung bequeme Wagen und legen die ganze Strecke, zwei Stunden Aufenthalt eingerechnet, in acht Stunden zurück. Durch dieſen Landweg gewinnt man zwei volle Tage und man rechnet deßhalb von Wien über Dobrudſche 11, über Braila und Galatz hingegen 13 Tage bis Konſtantinopel. Die Donau verändert nämlich ſchon einige Stunden oberhalb Tſcherna-Woda ihre öſtliche Richtung in eine nördliche, und erſt nachdem ſie über einen Grad ſo gelaufen iſt, wendet ſie ſich etwas oberhalb Galatz wiederum öſtlich. Noch anderthalb Grade muß ſie nun durchfließen, bevor ſie im ſchwarzen Meere, in viele Arme zertheilt, ihr Ende erreicht.

Da es ſchon zu ſpät am 28. Juni war, um unſere Reiſe noch bis Küſtendje zu vollenden, ſo wurde der übrige

Theil des Tages geraſtet. Man bedurfte auch wirklich eine lange Zeit, bevor die Menge von Waarenballen auf die Wagen gepackt und weiter befördert wurden.

Tſcherna-Woda iſt ein elendes Dorf, was an einem langſam fließenden, denſelben Namen (d. h. ſchwarzes Waſſer) führenden Waſſer, etwa 1/4 Stunde landeinwärts liegt, und wird auf der Landſeite von unbedeutenden Höhen halbmondförmig umgeben. Die Ebene war wohl früher mit Waſſer bedeckt und trat erſt nach und nach aus den Fluthen hervor; hier und da erſcheint ſie deßhalb noch ſumpfig.

Mein erſter Blick fiel in der Ebene auf ein weißes Zelt, auf dem eine Flagge mit dem preußiſchen Adler flatterte. Verwundert, das vaterländiſche Zeichen in dieſer Steppe zu ſehen, frug ich nach der Urſache und erfuhr, daß Prinz Adalbert von Preußen, von ſeiner ägyptiſchen Reiſe zurückkehrend, vor wenigen Stunden hier eingetroffen ſei, um bis Giurgewo das Dampfſchiff zu benutzen. Die Sehnſucht nach dem theuren Vaterlande trieb ihn über Bukareſcht, quer durch die Wallachei und Galizien nach Schleſien. Unwillkürlich gedachte ich der Zeit, wo auch ich den großen Gefahren und vielen Mühen entronnen, der lieben Heimath wiederum zueilen konnte.

Wenn man das Schwarzwaſſer genau verfolgt, ſo wird es wahrſcheinlich, daß es früher zu einem ſchiffbaren Kanale erweitert war, und weiter oben nach den großen Sümpfen zu, aus dem der Fluß ſeinen Urſprung nimmt, wird die gerade und beſtimmte Richtung, durch Menſchenhand angegeben, noch deutlicher. Auf jeden Fall verdankt der Kanal dem großen römiſchen Kaiſer Trajan, der ſoviel für die Donauländer that, ſeine Entſtehung. Möglich iſt es, daß er nur bis zu den Sümpfen ausgeführt wurde, denn darüber hinaus geht alle Spur verloren. Man hat in der neuern Zeit ſeine Exiſtenz ganz ableugnen wollen und ſeine Behauptung darauf geſtützt, daß ohnweit der Sümpfe eine, aber unbedeutende Waſſerſcheide vorhanden ſei, als wenn

eine ſolche Erhöhung eine Kanaliſirung nicht zuließe und nicht durchgegraben werden könne.

Wie ein Oeſtreicher es war, der das Direktorium der Dampfſchifffahrt auf den näheren Weg aufmerkſam machte, ſo hat auch im vorigen Jahre ein öſtreichiſcher Ingenieur wiederum die Möglichkeit nachgewieſen, die Donau längs des Schwarzwaſſers direkt mit dem ſchwarzen Meere zu verbinden; weitere Unterſuchungen haben ſich jedoch leider dagegen ausgeſprochen.

Am anderen Morgen ſah ich einige kleine deutſche Wagen und dabei Männer in blauen Leinwandjacken und blauen Beinkleidern. Es waren Schwaben, die lange Zeit ſchon Beſſarabien bewohnt hatten und ſich nach mehrjährigem Mißwachſe veranlaßt fühlten, von Neuem auszuwandern, und nun die Türkei zu ihrem Vaterlande erwählten. Gegen 300 Familien (ſo erzählten mir wenigſtens die Männer) hätten ſich mit der Bitte um Land an die türkiſche Regierung gewendet, und wären zunächſt Willens geweſen, die leere Steppe Dobrudſche, deren Namen (mit dobrij, gut, zuſammenhängend) ſchon auf große Fruchtbarkeit deutet, anzubauen, allein die thörigte türkiſche Regierung, blind für ihre eigenen Vortheile, ertheilte ihnen eine abſchlägliche Antwort. So ziehen nun die armen Deutſchen herum und ſuchen ſich durch Fuhren und Händearbeit kümmerliches Brod zu verdienen. Der größte Theil befindet ſich in der Wallachei und nur 11 Familien war es gelungen, in Siliſtria ein Unterkommen zu finden.

Der Oeſtreicher, der den Weg durch die Steppe Dobrudſche eröffnet hatte, war auch unſer Condukteur und ihm hatten wir es zu verdanken, daß wir raſch vorwärts kamen. Die Steppe war mit den ſchönſten Kräutern und Gräſern geſchmückt und prangte mit einer ſolchen Pracht, wie ich ſie in keiner anderen Steppe der Türkei und Rußlands, ſelbſt nicht in der fruchtbaren Kabardah geſehen hatte. Die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Arten erſchien im Durchſchnitte

ſelbſt größer, als auf unſeren Wieſen, aber wie auf den übrigen Steppen befanden ſich Gräſer nur in geringer Anzahl vor. Aromatiſche Lippenblüthler und Kamillenpflanzen waren vorherrſchend und nahmen Geſicht und Geruch gleich in Anſpruch. Auch andere Zuſammengeſetztblüthler (Kompoſiten), Sternblättler (Rubiaceen), Wolfmilchsarten, Rauhblättler, Doldenträger, Silenen, Skabioſen und Kreuzblüthler waren in Menge vorhanden und verliehen in buntem Gemiſche eine freundliche Erſcheinung. Nur hie und da traten beſtimmte Arten in größeren Maſſen auf, und vor allen waren es Kraus- und Eſelsdiſteln, der pontiſche Wermuth, die ſchmalblättrige Ochſenzunge, der weiße Andorn der Steppen, die Papierblume, die Färber-Kamille, der Gamander, die ſteife Berteroa und das natterzungige Onosma, die ganze Flächen einnahmen. Auch den Hanf ſah ich truppweiſe, es ſchien mir aber immer, als wenn dann Menſchen einſt in der Nähe gewohnt hätten. In großer Menge wucherten auch große Neſſeln, Schierling und Siegmarskraut auf den Ruinen verlaſſener Dörfer.

Nur einige armſelige menſchliche Wohnungen ſahen wir in der großen, wohl 12 Meilen breiten Steppe, aber zahlreiche Vieh- und beſonders Rindviehheerden begegneten uns mehrmals und gaben durch ihr ſtattliches Ausſehen kund, daß die geſunde Nahrung der gewürzhaften Kräuter ihnen gut bekam. Die wenigen Bewohner von Dobrudſche tatariſchen Urſprungs ziehen vor, im dolce far niente ihr Leben bei den Heerden zuzubringen, als ſich die geringe Mühe zu geben, den fruchtbaren Boden zu bebauen. Nur hier und da findet man kleine Felder, auf denen Grannenweizen, die ſechszeilige Gerſte oder Linſen eben in voller Reife ſtanden.

Wir hatten wohl mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir anhielten, um unſere Pferde gegen andere einzutauſchen. Da jedoch ſich keine vorfanden, waren wir gezwungen, mit denſelben, nachdem ſie ſich durch Futter und Ruhe einigermaßen erholt hatten, weiter zu fahren. Leider

war für die Pferde mehr, als für die Menſchen geſorgt und ſo konnten wir, trotz der großen Viehheerden in der Nähe, nicht einmal Milch bekommen.

Die Hitze war bedeutend, aber doch ſetzte ich mich den brennenden Strahlen der Sonne aus, um die nächſte Umgebung, da der Ort, wo wir uns befanden, die höchſte Stelle von Dobrudſche war, kennen zu lernen. Bedeutende Sümpfe erſchienen dicht mit Schilf, Binſen und Rietgräſern bedeckt und wurden von Büffeln ſehr geliebt. Nicht wenig erſchrak ich, als plötzlich die großen, garſtigen Thiere ſich aus dem tiefen Schlamme erhoben und ihre ſchwarzen Schnauzen vorſtreckend, ſich langſam in Bewegung ſetzten.

Die Vegetation war leider von den Heerden ſo abgefreſſen, daß es mir gar nicht möglich war, ihren Charakter herauszufinden.

Nach zwei Stunden ſetzten wir unſere Reiſe in raſchem Galoppe fort und es währte auch nicht lange, ſo eröffnete ſich das ſchöne Meer unſern Blicken. Unſerer Aller Freude war groß, die langweiligen letzten Tage der Donaufahrt im Rücken zu haben. Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft hat in Küſtendje für ein gutes Wirthshaus Sorge getragen und der Wirth, ein Deutſcher, unterließ nichts, um bald nach unſerer Ankunft unſeren Gaumen zufrieden zu ſtellen. Auf der ganzen Donaureiſe bis hierher war die Tafel nie ſo gut beſetzt, ohne daß der Preis erhöht geweſen wäre. Man muß demnach wünſchen, daß die Kapitäne, die größtentheils die Sorge für Speiſen und Getränke auf den Schiffen übernommen haben, mehr die Zunge und den Magen der Fremden, als ihren eigenen Beutel berückſichtigen möchten.

Leider waren in Küſtendje noch nicht alle Waaren angekommen, und es wurde deßhalb der übrige Theil des Tages und die Nacht gewartet. In der Regel geht gleich nach der Ankunft am Meere die Fahrt auch weiter, und, um keinen Aufenthalt zu verurſachen, ſind ſchon eine beſtimmte

Anzahl Wagen bereit, in Tſcherna-Woda die Waaren aufzunehmen und weiter zu führen. Dieſes Mal hatten aber die Wagen nicht gereicht, denn Riſaat-Paſcha führte nicht allein ſeine ſämmtlichen Effekten bei ſich, ſondern Tiflifer Kaufleute, aus dem berühmten Geſchlechte der Mamigonier, deren Ahnen lange vor Chriſti Geburt aus China in Armenien eingewandert ſein ſollen, hatten ſogar über 80 Ballen deutſcher Waaren von Leipzig, um dieſe nach Perſien zu führen, bei ſich.

Ich habe ſchon bei andern Gelegenheiten auf die Nachtheile aufmerkſam gemacht, die für Rußland durch das Abſperren ſeiner transkaukaſiſchen Länder entſtanden, und häufig wurde ich im Verlaufe meiner Reiſe von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugt. Die Waaren, welche jetzt über Trebiſond und Erzerum nach Inneraſien geführt werden, gingen früher zum großen Theile über Redutkaleh und durch das ruſſiſche Transkaukaſien, als dieſe Länder, zwar unter ruſſiſcher Oberhoheit, ſich doch noch eines freien Verkehrs mit dem übrigen Aſien erfreuten. Jetzt iſt es ſelbſt ſoweit gekommen, daß Transkaukaſier, beſonders Tiflifer Kaufleute, die in Leipzig gekauften Waaren gar nicht in ihre Heimath bringen, ſondern ſie direkt nach Tauris oder Teheran führen. Ein Beiſpiel waren die beiden Mamigonier, deren Hauptniederlage ſich in Tauris befand. Der Eine der Brüder war ſeit zwölf Jahren nicht in Tiflis bei den Eltern geweſen, ſo ſchweifen armeniſche Kaufleute umher.

Trotzdem beide, beſonders der Aeltere, mehrmals und eine geraume Zeit in Wien und Leipzig ſich aufgehalten hatten, ſprachen ſie nicht deutſch, waren aber von den deutſchen Sitten und Einrichtungen ſo eingenommen, daß ihrer Meinung nach, nichts in der Welt vorzüglicher ſein könnte. Am Meiſten bewunderten ſie die Poſten und die Ehrlichkeit der Beamten daſelbſt. Da ſie der Sprache nicht kundig waren, ſo gaben ſie in der Regel ihren Geldbeutel dem Beamten, und niemals, meinten ſie in voller Verwunderung,

wäre ihnen nur die geringste Kleinigkeit mehr herausgenommen worden. Sie hätten von Wien aus bis Leipzig die ganze ihnen bekannte Summe des Postgeldes in einen Beutel gethan, und erst auf der letzten Station vor Leipzig wäre er leer geworden. Wie ganz anders sei das in Rußland, wo man bei der größten Vorsicht doch von den Posthaltern betrogen würde.

Auch die Sittenreinheit der deutschen Frauen und Mädchen bewunderten die Armenier nicht weniger, als die Begleiter des Rifaat Pascha, und es war ihnen um so unbegreiflicher, da jene ganz nach ihrem Gutdünken und unverhüllt herumgingen und mit allen Fremden sprechen dürften. Eine schöne Wienerin hatte großen Eindruck auf den Kaplan des Pascha's gemacht, und der Arme wurde, so oft er an die Geliebte seines Herzens dachte, traurig. Mit großer Wehmuth zählte er mir die Leiden seiner Liebe auf, und als er von ihr Abschied genommen, habe es (dem eigenen Geständnisse nach) Thränen aus seinen Augen geregnet.

Küstendje verdient, seit seiner Beschießung durch die Russen, nicht mehr den Namen einer Festung, denn die eingefallenen Mauern vermögen selbst einem schwachen Feinde nicht Widerstand zu leisten. Es liegt auf dem mehr als hundert Fuß hohen Ufer und zieht sich zum Theil auch den Berg hinab bis dicht an das Meer. Ruinen, die fast keiner türkischen Stadt fehlen, nehmen hier einen großen Raum ein. Zwischen ihnen wanderten wir gegen Abend herum und erfreuten uns des schönen Anblickes, den allenthalben das schwarzgrüne Meer mit seiner schäumenden Brandung darbot.

Pünktlichkeit ist, wie ich schon mehrmals zu erwähnen Gelegenheit hatte, den östreichischen Schiffen gerade nicht eigen, und so wurde es auch wiederum Mittag, bevor wir am 30. Juni unsere Reise fortsetzten. Leider gingen die Wellen höher, als uns lieb war, und gerade die Armenier,

die ſich reichlich mit Knoblauch, dem untrüglich ſein ſollenden Präſervativum gegen die Seekrankheit, verſehen hatten, wurden zuerſt von ihr ergriffen. Auch ich unterlag alsbald dem wohlbekannten Uebel, doch verſuchte ich nicht umſonſt, es zum Theil wenigſtens zu verſchlafen. Gegen Mitternacht brach aber plötzlich ein Gewitter aus dem Norden hervor und ſtarker Hagelſchlag begleitete das großartige Phänomen der Atmoſphäre. Faſt Alle erwachten und unſer Aller Zuſtand hatte ſich verſchlimmert. Winſelnd und heulend ließen ſich die beiden übermüthigen Armenier vernehmen. Leider war mir eine der äußerſten Kajüten zu Theil geworden und ſo wurde ich, wie auf einer Schaukel, bald in die Höhe gehoben, bald hingegen in die Tiefe geſenkt. Erſt gegen Morgen ſchloſſen ſich die müden Augen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ich erwachte und, mich nach freier Luft ſehnend, das Verdeck erſtieg. Wir waren dem thrakiſchen Bosporus oder der ſogenannten Meerenge von Konſtantinopel nahe, und damit wurden die Schwankungen des Schiffes geringer. Endlich fuhren wir in die ſchmale, einem breiten Fluſſe gleichende Meerenge ein, und allmälig erſchienen auch die andern Paſſagiere mit bleichen Geſichtern wiederum auf dem Verdecke, denn mit dem Schiffe wurde auch der Magen ruhiger.

Ich übergehe die Beſchreibung der Schönheiten, die der Reihe nach vor meinen Augen vorübergingen, da ich wiederholt bei meinem Aufenthalte in Konſtantinopel die Meerenge befuhr und ſpäter mit mehr Muße das Dargebotene betrachten konnte. Im goldenen Horne, dem Hafen, angekommen warf das Schiff Anker, und ich eilte mit Roſen von dem freundlichen Pfarrer Schwarz, der die ganze Reiſe mit uns gemacht hatte, begleitet nach deſſen Wohnung in Pera, wo eine reinliche Italienerin für Fremde ihr Haus eingerichtet hatte.

Viertes Kapitel.

Konstantinopel.

Unsere Wohnung war, wie gesagt, das Eigenthum einer Italienerin, deren Vater zu den besseren einheimischen Aerzten Pera's gehörte und sie selbst an einen Beamten, preußischen Ursprungs, verheirathet hatte. Reinlichkeit, gerade nicht die Tugend ihrer Nation, und Ordnungsliebe sprachen sich nicht weniger in ihrer Kleidung, als in ihrer Häuslichkeit aus. Dabei zeigte sie sich als eine geschickte Köchin und bereitete während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes gute Speisen und Getränke. Das Leben kommt in Konstantinopel durchaus nicht so hoch, als man gewöhnlich glaubt, und in den größeren Städten Deutschlands ist es weit theurer. In der Regel miethet man sich für eine bestimmte Zeit ein und erhält dann für einen Kolonnato oder spanischen Piaster (unseren früheren Kronthalern entsprechend) ein gutes Zimmer mit Bett und einigen Meubels und die nöthige Nahrung, den Wein eingeschlossen, für den ganzen Tag. Nur in den besten und elegantesten Wirthshäusern, denen immer Frauen vorstehen, bezahlt man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kolonnati, ohne aber bequemer und besser logirt zu sein.

Die Lage unserer Wohnung war reizend, denn sie befand sich auf der äußern Häuserreihe der Medsched-Straße, dicht über dem kleinen Gottesacker, der der wenigen Platanen halber, die sich vorfinden, hier den Namen Tschinarly erhalten hat. So oft wir uns zu Hause befanden, brachten wir die meiste Zeit vor dem Fenster zu, und es kostete Ueberwindung, von der reizenden Aussicht, die vom Fenster aus besonders über das gegenüberliegende Konstan-

tinopel geboten wurde, ſich zu trennen. Cypreſſen, wie der Gottesacker dicht vor uns beſaß, hatten meine Augen noch nie in der Entfaltung und mit dem üppigen Wuchſe, der dem einer italieniſchen Pappel glich, erſchaut. An dem Fuße des Platanen-Gottesackers zog ſich das goldene Horn, der Hafen von Konſtantinopel, dahin, und Schiffe in allen Größen mit ein bis drei Maſten und Hunderte von Gondeln, Nachen und Kähnen machten die ſonſt ruhige Waſſerfläche zur belebteſten Straße. Drüben lag die alte Stadt des Kreuzes, ſtatt deſſen aber jetzt der halbe Mond triumphirend und, obgleich ohnmächtig geworden, doch noch das Chriſtenthum höhnend, von den irrgläubigen Nachkommen der barbariſchen Skythen, die ſich jetzt rechtgläubige Osmanli's nennen, aufgepflanzt wurde. Reges Leben in buntfarbigem Menſchengewühle herrſcht noch ebenſo wie vor tauſend Jahren an dem jenſeitigen Ufer, und Märkte, Kaffeehäuſer und Reſtaurationen wechſeln mit einander ab. Die Stadt ſelbſt aber zieht ſich das in ſieben Hügel zerfallende Vorgebirge, was einer ſteinernen Zunge gleich ſich zwiſchen dem Hafen und dem Marmora-Meere vorſchiebt und beide Waſſer von einander trennt, hinan und ſeine Tauſende von Häuſern, ſämmtlich mit ihren Vorderſeiten dem Hafen zugewendet, bilden eine Reihe von Terraſſen, die beſonders des Abends gleich nach dem Untergange der Sonne deutlich hervortreten und ſelbſt mitten in der dunkeln Nacht durch die jeden Abend wiederkehrende Illumination ſich keineswegs dem ſpähenden Auge des Fremden entziehen. Gleich Rieſen erheben ſich aus der Maſſe unbedeutender Wohnungen die Gotteshäuſer mit ihren prächtigen, oft weit hinglänzenden Kuppeln und den ſchlanken Thürmen, Minareh's (nicht Minaret, nach der franzöſiſchen Schreibart) genannt, und es ſcheint, als hätten die Erbauer ſelbſt dem Pygmäen-Geſchlechte der Menſchen die Größe Gottes in ſtetem Andenken erhalten wollen.

Konſtantinopel iſt, da eine Menge fremdartiger Ele-

mente ſich geltend machen, weniger der Ausdruck des türkiſchen Reiches, wie ihn ſonſt jede kleine Stadt deſſelben darſtellt. Obgleich Reſidenz, vermögen doch nur die Maſſen der Häuſer und die ſchönen Denkmäler einer beſſern Vorzeit einen großartigen Eindruck hervorzurufen. So ſehr auch der Anblick auf die ſeltene Stadt und ihre ſondergleiche Lage ſelbſt den Gleichgültigſten in Verwunderung ſetzen kann, ſo traurig wird doch immer das Gemüth, wenn man die engen Straßen der einſtigen Herrin dreier Erdtheile und zweier Meere durchwandert und allenthalben nur dem Verfalle und einer kaum glaublichen Erbärmlichkeit entgegentritt. Mitten in der ſtolzen Mutter der Welt (Umm-ed-Dünja), wie der Moslim Konſtantinopel nennt, ſtürzt eins der elenden Häuſer nach dem andern ein, und während der regneriſchen Zeit kann man faſt in jeder Straße in tiefem Schmutze verſinken. Die Mauern des eigentlichen Konſtantinopels und Galata's, die 24 Belagerungen ausgehalten haben ſollen, unterliegen einer friedlichen, aber langſam zerſtörenden Zeit und die Baſteien, die der Ewigkeit zu trotzen und ſelbſt den Kanonen zu widerſtehen ſchienen, gehen nun einem gewiſſen Untergange entgegen. Der einſtige Hippodrom, dem bei ſeiner Erbauung die damalige bekannte Welt ihre Kunſtſchätze abtreten mußte und der einer Menge Revolutionen trotzte, iſt jetzt zum elenden Marktplatze herabgeſunken; das größte Denkmal byzantiniſcher Baukunſt, die Sophienkirche, die ſelbſt dem wilden Mohammed II. nach Eroberung der Stadt imponirte, und die aus mehrern, durch Aufruhr und Erdbeben hervorgerufenen Verwüſtungen ſiegreich hervorging, befindet ſich ebenfalls in einem traurigen Zuſtande, und alle die anderen Gebäude, ſelbſt die von Mohammedanern aufgeführten, ſo großartig und wundervoll ſie auch der einſtige Baumeiſter hergeſtellt hatte, ſind ſo mit Schmutz bedeckt, daß viele ihrer Schönheiten dem Auge verloren gehen.

Konſtantinopel iſt wie Rom uralt und wenn auch die Geſchichte ihre Erbauung erſt 100 Jahre ſpäter geſchehen

läßt, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß auf derſelben Stelle, wo jetzt das neue Sarai ſteht, ſchon eine Anſiedelung von Menſchen exiſtirt habe. Plinius nennt auf derſelben Stelle eine alte Stadt mit Namen Lygos vor Byzanz (hist. nat. IV, 8.). Byzas, ein Enkel Jupiters und der Jo, ſoll im Jahre 648 v. Chr. G. ihre Erbauung veranlaßt haben. Ihre glückliche Lage erhob ſie ſchnell zu der Bedeutung, auf der ſie ſich bis jetzt erhalten hat. Durch alle Wechſel der damaligen Zeit ging ſie ſiegreich hervor und wenn auch bisweilen ein Unglück über ſie hereinbrach, ſo verwiſchte das Füllhorn ihres ſonſtigen Glückes doch bald ſchon die leiſeſten Spuren. Nur gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts mußte ſie ihre treue Anhänglichkeit an den Gegenkaiſer Pescennius Niger grauſam büßen und der ſiegreiche Septimius Severus beraubte ſie ihrer Mauern und aller öffentlichen Gebäude. Langſam erholte ſie ſich aus den Trümmern, um zwei Jahrhunderte ſpäter ihrem höchſten Glanze entgegenzugehen. Konſtantin, zum Chriſtenthume übergetreten und im heidniſchen Rom ſich nicht ſicher wähnend, erhob Byzanz, welchen Namen die Stadt bis dahin getragen hatte, zu ſeiner Reſidenz, und die chriſtliche Nachwelt nennt denſelben Kaiſer „groß“, der wohl nicht mit Unrecht von ſeinen Gegnern ein Tyrann geſcholten wurde.

Von nun an hieß Byzanz „Konſtantinopolis“, d. h. Konſtantin's Stadt, doch bedurfte es noch vieler Jahrhunderte, bevor der ſpätere Name allgemein wurde, und es ſcheint, als wenn die Griechen ſelbſt die alte und kürzere Bezeichnung der neuen und längeren bis faſt zum Untergange des chriſtlichen Kaiſerreichs gebraucht hätten. Als nach Konſtantin das ungeheure Reich im Oſten und Weſten von Feinden hart bedrängt wurde, hielten ſelbſt die Herrſcher eine Theilung für nothwendig, und die Kaiſer des Morgenlandes reſidirten auch ferner in dem günſtig gelegenen, ſelbſt die alte Roma bald an Größe und Herrlichkeit übertreffenden Konſtantinopel. Schon zeitig ging das abendländiſche Kaiſerreich zu Grunde, und die ſtolze Roma wurde

denſelben Barbaren, auf die es früher verächtlich herabſah, zinsbar, bis ſie, zur vollen Ohnmacht herabgeſunken, ſich von Neuem der geiſtigen Waffen des Aberglaubens und des Paniers der heiligen Religion ſelbſt bediente, um zum zweiten Male ſich zur Herrin der Welt aufzuwerfen.

In demſelben ohnmächtigen Zuſtande, in dem ſich die Türkei heut zu Tage befindet, erhielt ſich das morgenländiſche Reich viele Jahrhunderte hindurch, und oft ſchon hielt man es ſeinem Untergange ſehr nahe. Lateiniſche Abenteurer verjagten im 13ten Jahrhunderte die rechtmäßigen Kaiſer, und 60 Jahre lang (von 1204—1264) herrſchten franzöſiſche Courtenay's auf dem Throne Konſtantins, von dem eben ſich ein wichtiger Theil mit dem Kaiſerreiche Trebiſond abgelöſ't hatte. Mit Hilfe der Genueſen wurden die Lateiner vertrieben, und der dankbare Michael Paläologos erlaubte ſeinen Freunden jenſeits des Hafens eine Stadt mit eigenen Rechten zu erbauen. So entſtand Galata, das oft der gegenüberliegenden Kaiſerſtadt Bedingungen vorſchrieb, während die Mutterſtadt Genua ſelbſt fremde Hilfe in Anſpruch nehmen mußte. Noch zwei Jahrhunderte friſtete das zerrüttete und zuletzt nur noch auf Konſtantinopel beſchränkte Kaiſerreich ſein elendes Daſein und wurde die endliche Beute des ſiegreichen Mohammed II., der das Kreuz mit Füßen trat. Triumphirend ſtieg der Halbmond empor, ſeine kühnen Streiter mehr als einmal bis zur letzten Kaiſerſtadt, bis zu dem deutſchen Wien entſendend.

Faſt vier Jahrhunderte ſind verfloſſen und noch flattert derſelbe Halbmond auf den Zinnen der alten chriſtlichen Hauptſtadt. Wie glückliche Umſtände das Reich der Paläologen, obgleich ohnmächtig, noch lange Zeit aufrecht erhielten, ſo erhält ſich auch jetzt das morſche Gebäude Osmans nur noch durch die Eiferſucht der einſt von ihm bedrängten Mächte. England, Rußland und weniger Frankreich ſchauen unverwandt nach der Perle der Städte, und dieſe nur ſich gönnend, ſpähet ein jedes nach der günſtigen

Stunde, wo es Beſitz faſſen kann. Klar, wie jeder Unbefangene, der nur ein Mal türkiſches Weſen geſehen hat, erkennen auch die Mächte das Unwürdige und Schändliche einer Regierung, die trotz aller ſcheinbaren Verbeſſerungen fortwährend noch die Menſchheit mit Füßen tritt und das Chriſtenthum, deſſen Beſchützer ſie ſein ſollten, aber nur bisweilen es ſind, ärger als je verhöhnt, und doch vergeuden ſie Geld und geſunde Kräfte, um dem ſiechen Leben des türkiſchen Reiches eine Friſt nach der andern zu ertheilen. Der Libanon iſt ſeit Jahren mit chriſtlichem Blute gefärbt und türkiſche Henker durchziehen ungeſcheut die geſegneten Provinzen Rumeliens, um, ob der elenden Ohnmacht in Verzweiflung, Rache an unſchuldigen Kindern und Frauen zu nehmen. Es vergehen kaum Wochen, die nicht neue Verbrechen an das Tageslicht, die nicht neue Scheuſale, mit Chriſtenblut befleckt, zur öffentlichen Kunde bringen, und doch zieht man eine ſolche Regierung, unter deren Augen und mit deren Wiſſen das Schändliche geſchieht, nicht zur ſtrengen Verantwortung! Wohl ſoll die Kabinetsordre (Hattiſcherif) von Gülhaneh (Roſenhaus) allen Unterthanen des weitläufigen Reichs gleiche Rechte ſichern, aber die kräftigen Kurden vom See Wan verhöhnen ein Geſetz, welches die Chriſten ihnen gleichſtellt, und zwingen die Regierung, eine ihren Anſichten zuwiderlaufende Verordnung zu widerrufen. Alſo nur durch Uebertretung des eigenen Geſetzes erhält ſich der ſchwache Sultan den Schatten einer Oberherrlichkeit in jener entfernten Provinz.

Doch die Zeit ſehe ich nicht mehr fern, wo Mohammed's grauſame Bekenner zurück in ihre Wüſten, von denen ſie ausgegangen, geſchleudert werden, um mit Tigern und Hyänen ihr elendes Daſein zu erkämpfen. Der erbleichte Halbmond wird bald von den frühern Kirchen herabgeriſſen ſein, und das milde Kreuz des Chriſtenthumes erſteht hoffentlich mit erneuetem Glanze. Der erhabene Gottestempel der heiligen Sophia wird dann noch in ſeinem Falle erhalten und chriſtliche

Prieſter erſteigen von Neuem die lang verwaiſ'te Kanzel, um die Segnungen einer ſanften Religion und einer aus ihr erſtandenen Kultur auch den dortigen Völkern theilhaftig werden zu laſſen. Schon gährt es heftig unter den chriſtlichen Bewohnern der Türkei, und mehr als 10,000 Griechen ſtehen in Konſtantinopel bereit, um für den Glauben den Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Aengſtlich ſieht die türkiſche Regierung am Abend dem kommenden Morgen entgegen, und der ſtarre Moslim ſelbſt erwartet mit Ingrimm den Tag, der ihn auf immer aus Europa verweiſ't. In Skutari, dem aſiatiſchen Theil Konſtantinopels, in der geweiheten Erde ſeines gerechten Erbtheiles, als welches er Aſien betrachtet, will er jetzt nur ſeine ſterbliche Hülle begraben laſſen, als wenn mit dem Falle Konſtantinopels das Land jenſeits der Meerenge ſeinem Stamme verbleiben müßte. Große Summen verſchwendet die Regierung, um unter den Griechen ſelbſt ſich Spione zu erkaufen und Unfrieden unter die Häupter der Unzufriedenen zu ſäen, und chriſtliche Mächte unterſtützen ſie in dem Beginnen zur eigenen Erhaltung. Schlau verbergen aber die Verſchwornen den Tag der Rache, der wahrſcheinlich ſelbſt erſt von der Zeit, die allem Guten günſtig ſich zeigt, beſtimmt werden kann und plötzlich wird die Kunde nach dem fernen Weſten kommen: „Osmans Reich iſt gefallen und zum zweiten Male glänzt das Kreuz auf der Sophienkirche!“ Und iſt der Streich gelungen, bevor die Mächte handeln können, ſo wird das neuerſtandene Griechenreich ſich auch erhalten, wenn vielleicht auch noch Jahre vergehen, ehe die Unterhandlungen der Mächte ſelbſt zu Ende kommen. In der Zeit erſtarkt das neue chriſtliche Reich und vermag endlich ſelbſt ſein Daſein zu behaupten.

Wer heut zu Tage die ſtolze Reſidenz, die zur Herrſchaft geboren zu ſein ſcheint, die verfallenen Mauern und die Maulwurfshügel, wie ſie jetzt den Menſchen zum Aufenthalte dienen, neben Bauwerken erſter Größe von ihnen eingeſchloſſen ſieht und ſie mit dem Glanze einer früheren chriſtlichen

Zeit, wie ſie unter einem Juſtin oder einem Konſtantin Porphyrogeneta einer Sonne gleich weithin ſtrahlte und unter allen Städten der weiten Erde keinen Nebenbuhler duldete, vergleicht, den muß es tief im Herzen ſchmerzen, daß die Erbfeinde des chriſtlichen Glaubens den Verfall verſchuldet haben. Und doch wähnt der unverbeſſerliche, in ſeinen Irrlehren verſtockte Türke, daß nur ſeit der Zeit, wo Konſtantinopel ſich der türkiſchen Herrſchaft erfreut, die Stadt zu ſo hohem Ruhme gelangt ſei, und wie der Glaube jeden Anhänger des falſchen Propheten befiehlt, ein Mal im Leben nach der heiligen Stadt im Araber-Lande zu wallfahren, ſo zieht ein Etwas ihn mächtiger nach der großen Koſtantinije, dem Sitze ſeiner Chalifen. Der Moslim, bis dahin ruhig den Rauch ſeiner Pfeife vor ſich herblaſend, und allem, was um ihn vorging, nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkend, horchte plötzlich auf, wenn unſer Dolmetſcher Lukas in entfernteren Provinzen den Namen Konſtantinopel nur nannte, und das bis dahin gleichgültige Geſicht gewann an Intereſſe. Die Augen, die kurz vorher ſtarr vor ſich hinſahen, wurden mit jedem Moment feuriger, wenn das Lob der Weltmutter aus dem beredten Munde des Kundigen erklang. Alt und Jung hatte nur Ohren für die neue Kunde, und mehr als ein Mal ging einem Aufmerkſamen die lange Pfeife, die der Orientale nur ungern von ſich legt, ganz und gar aus. Die glühende Phantaſie des Südländers und die an Uebertreibung reiche Sprache der Türken ſchuf aus der einer großen Ruine gleichen Stadt einen Feenſitz, wie ihn die an Bildern reiche Scheheſerade nicht ſchöner ihrem grauſamen Herrn ſchildern konnte, und nirgends zeigte das türkiſche Sprichwort: „daß man ſich früher mit den Ohren, als mit den Augen verliebt,“ ſich wahrer, als gerade hier. Nach Mekka treibt den Moslim die Pflicht, nach Konſtantinopel die Sehnſucht, und wenn er nach dem Geburtsorte ſeines höchſten Propheten einen Stellvertreter ſendet, um deſtomehr Anſpruch auf die ver-

heißene Glückſeligkeit zu haben, ſo zieht ihn ſein Herz nach der Reſidenz ſeines großen und mächtigen Herrſchers. Und iſt es ihm möglich, ſo beſteigt er ſein treues Roß und verläßt auf eine lange Zeit Haus und Hof, um mit Hilfe der Gaſtfreundſchaft ſeiner Landsleute die Wunder des fernen Konſtantinopels zu erſchauen. Man glaube aber nicht, daß er dort angekommen, ſich enttäuſcht fühlte. Das Gewühl der Hunderttauſende von Menſchen, die faſt ſtundenlangen Baſare, die prunkhaften feierlichen Aufzüge, die feuerſpeienden großen Schiffe und tauſenderlei andere Dinge umnebeln ſeine Phantaſie auf eine ſolche Weiſe, daß er Alles noch weit größer ſieht, als es wirklich iſt. Selbſt der bleiche, matte Großherr ſteht anders vor ihm, und durch den Reichthum ſeines ſtolzen Roſſes mehr als durch deſſen eigene Perſönlichkeit geblendet, wirft er ſich nieder, den Staub mit Begierde küſſend, den der Herr über Tod und Leben berührte, während er vielleicht wenig Wochen früher das Panier des Aufruhres erhob und alle Beamten der Regierung mit Schimpf und Schande davonjagte. So tief Mohammed noch unter dem einigen Gotte ſteht, ſo tief denkt ſich der Moslim unter dem unmittelbaren Nachfolger des höchſten Propheten, unter dem Schatten und der Hilfe der Gottheit ſelbſt, als welchen er den Sultan betrachtet.

Nur ſelten nennt der Moslim die Reſidenz ſeiner Chalifen Konſtantinopel, ſondern in der Regel Stambul oder Iſtambul. Wie die Römer ihre Metropole ſchlechthin Urbs, d. h. Stadt nannten, ſo gingen auch die Griechen des Bospors und der nahen Inſeln εἰς τὴν πόλιν, d. h. nach der Stadt. Die der griechiſchen Sprache nicht kundigen Osmanen vernahmen häufiger dieſe Antwort, als den eigentlichen Namen der Stadt und nannten dieſe nun auf ihre Art Iſtambol oder Stambol, woraus ſpäter Stambul wurde; das „I" iſt demnach hier keineswegs der den Türken eigenthümliche Vorſchlag, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt.

Auf gleiche Weise nannten die Türken auch die Insel Kos „Istankoi.“ Wahrscheinlich ist die Benennung Islambol, wie man sie häufig auf Münzen findet, ursprünglich ein bloßes Wortspiel eines witzigen Moslim, und der Name ging dann erst später zur ernstern Bezeichnung der Residenz über. Herr von Hammer behauptet jedoch, daß das Wort „Islambol“ unabhängig von „Istambol“ entstanden sei und Fülle des Islams bedeute.

Konstantinopel besitzt einen bedeutenden Umfang und besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten, von denen sogar die eine auf der asiatischen Seite des Bosporus liegt und demnach gar nicht nach Europa gehört. Die eigentliche Stadt füllt die erhöhte und durch sieben Erhöhungen wellenförmig unterbrochene Landzunge aus, die sich als festes Vorgebirge zwischen dem goldenen Horne, welchen Namen der eigentliche Hafen führt, und dem Marmora-Meere ziemlich weit vorschiebt. Sie wird vorherrschend von Türken bewohnt und hauptsächlich an den Ufern wohnen Griechen und Juden. Hier befinden sich die eigentlichen großherrlichen Wohnungen, das alte und neue Sarai genannt, die hauptsächlichsten Regierungsgebäude und die vorzüglichsten Moscheen. Auch eine Menge Basare nehmen mehre Straßen ein und die kostbarsten Stoffe findet man wohl vorzugsweise hier. Wie zu der Zeit der Byzantiner sind auch jetzt noch die Straßen eng, aber die schönen und großen Häuser, welche damals zur Zierde gereichten, sind fast ganz verschwunden. Oft ist nur das Aeußere dem Auge nicht gefällig und im Innern eines noch so unscheinlichen Gebäudes hat sich nicht selten der ganze orientalische Luxus ausgebreitet, wie ihn die Mährchen der tausend und einen Nacht uns geschildert haben. Dadurch, daß Söller häufig vorgebaut sind und bei den Türken als Schahnischin in großem Ansehen stehen, werden die Straßen noch enger, und bisweilen vermag die Sonne den stets feuchten Boden kaum die kürzeste Zeit zu berühren.

Dieſelben Mauern, die einſt die griechiſchen Herrſcher zum Schutze ihrer Reſidenz erbauten und ſtets in gutem Zuſtande zu erhalten ſuchten, ſtehen noch, aber die Alles zerſtörende Zeit hat mächtig an ihnen gerüttelt. Es fällt aber keineswegs dem Sultane oder einem ſeiner Miniſter ein, die wankenden Mauern in ihrem Falle aufzuhalten und ſie zu unterſtützen, ſondern die vom Schweiße unglücklicher Unterthanen erpreßten Gelder werden vergeudet, um der Wolluſt und dem Sinnenrauſche der Machthaber zu fröhnen. Von den 42 Millionen Thalern, die ohngefähr jährlich eingehen, braucht der Sultan allein für ſeine eigene Perſon nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Millionen, aber man wird ſich nicht mehr über die ungeheure Summe verwundern, wenn man weiß, daß er ſo viele Frauen als Tage im Jahre mit der zehnfachen Anzahl von Dienern und Dienerinnen beſitzt und täglich nicht weniger als 14,000 Menſchen ſpeiſen muß. Man glaube nicht, daß die hohe Pforte zur Einſicht gekommen, die Mauern ſeien doch im Kampfe mit einer der Mächte nicht im Stande, ihre Niederlage zu vermeiden: denn vielleicht weniger die Regierung, als der gemeine Türke lebt der feſten Ueberzeugung, daß der Sultan ſelbſt im Kampfe mit Rußland ſiegreich hervorgehen würde. War doch noch vor zwei Jahren der grauſame Abdullah-Paſcha von Trebiſond von ſeiner eigenen Tapferkeit ſo überzeugt, daß er für ſeine Rechnung Rußland den Krieg erklären wollte. Durch die Mauern bildet das eigentliche Konſtantinopel ein ziemlich gleichſeitiges Dreieck, was mit der Spitze nach Norden ſteht und das Marmora-Meer zur Baſis hat. Das neue Sarai begränzt dieſe genau im Oſten, die berühmten ſieben Thürme hingegen im Weſten. Im Durchſchnitte mag die Länge eines jeden Schenkels gegen 16,000 Fuß betragen.

Es führen 28 Thore (die des neuen Sarai ausgeſchloſſen), ſämmtlich in jämmerlichem Zuſtande, in das Innere der großen Stadt und von ihnen ſind 14 auf der Hafenſeite, 7 vom Lande und 7 vom Marmora-Meere aus vor-

handen. Ihre Anzahl wird faſt von allen Reiſenden verſchieden angegeben und nur Herr von Hammer und Herr von Moltke, letzterer in ſeinem mit genauen Inſtrumenten aufgenommenen Plane von Konſtantinopel, haben ſie richtig verzeichnet.

Die Geſchichte läßt Byzanz gleich Rom und andern wichtigen Städten auf ſieben Hügeln erbaut ſein, aber nicht leicht iſt es, dieſe genau herauszufinden und zählt man alle Erhöhungen, ſo erhält man deren ſogar neun. Ein unbedeutender Bach, der dicht an der Kaſerne von Ramid-Tſchiftlik entſpringt, betritt zwiſchen dem Kanonenthore und dem von Adrianopel die Stadt und verläßt ſie, nachdem er zuletzt noch den Blanga-Boſtan (Gemüſegarten), den früheren ſogenannten eleutheriſchen Hafen, bewäſſert hat, um, auf wenig Waſſer reducirt, dem Marmora-Meere zuzufließen oder ſich ganz zu verlieren. Er theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, von denen der öſtliche ſieben, der weſtliche zwei Hügel umfaßt und es ſcheint ſelbſt, als wenn die Byzantiner oft nur die erſten, ſich längs des Hafens hinziehenden Erhöhungen als ihre ſieben Hügel betrachtet hätten.

Am äußerſten öſtlichen Ende, wo die Landzunge ſich noch hakenförmig herumzieht, liegt die Naſe (Burun, ſo nennt der Türke ein Vorgebirge), oder die Spitze des Sarai und ſcheint auf das gegenüberliegende Vorgebirge, was die Byzantiner mit Recht wegen ſeines bedeutenden und abgerundeten Umfanges die Stirne (Metopon) nannten, hinzudeuten. Auf ihr liegt das ſogenannte Sommerharem und von ihm zieht ſich der erſte Hügel in die Höhe, um hauptſächlich das neue Sarai (Jeni Sarai), wo einſt die Tauſende von Sälen unter dem Namen des großen Palaſtes bekannt, geſtanden haben, auf ſeiner Höhe zu tragen. Es iſt eine Stadt für ſich, die nur dem Sultane und ſeiner zahlreichen, mit Tauſenden von Dienern und Wächtern verſehenen Familie erſchloſſen iſt und, mit dichten

und hohen Mauern umgeben, vielleicht eine Stunde im Umkreiſe beſitzt. Das neue Sarai nimmt den ganzen vorderen Theil der Landzunge ein und ihm angebaut iſt der Palaſt des erſten Miniſters, des Großweſirs, gewöhnlich die hohe Pforte genannt, denn hier müſſen alle Anliegen vorgebracht werden.

Im Weſten ſtehen noch auf demſelben Hügel der Prachttempel der ewigen Weisheit, in deren heiligen Hallen jetzt die Anhänger des falſchen Propheten ihre unreinen Gebete zum Himmel aufſteigen laſſen. In der neueſten Zeit hat die Sophien-Moſchee in der Augsburger allgemeinen Zeitung eine ausführliche Beſchreibung erhalten, die neben der von Hammer faſt nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Forum Auguſteum befand ſich früher hier und von dem ſchönen großen Palaſte, der hier ſtand, iſt heut zu Tage nur wenig übrig geblieben. Kaum tauſend Schritte von ihm entfernt iſt der Roßplatz (At-Meidan), der traurige Reſt des einſtigen mit Tauſenden von Bildſäulen und anderen Kunſtgegenſtänden geſchmückten Hippodroms. Die prächtige Moſchee des Sultans Achmet hat ihr den meiſten Raum geraubt. Zwiſchen dem Tempel der heiligen Sophia und dem Palaſte des Großweſirs liegt die prächtige Ciſterne, einſt die kaiſerliche (Baſilika), jetzt Jere-batan-Sarai genannt und wird von 336 Marmorſäulen getragen, nicht weit hingegen in weſtlicher Richtung vom Roßmarkte, die leider leere Ciſterne des Philoxenos, wegen ihrer in den drei verſchiedenen Stockwerken des inneren Raumes enthaltenen zahlreichen Säulen von den Türken Binbir Direk (d. h. tauſend und eine Säule) genannt.

Die Höhe des zweiten, kaum deutlich begränzten Hügels nahm früher zum großen Theil das Forum Constantini ein; heute hingegen findet man außer einem Beſeſtan (Beſaſiſtan, einem viereckigen Gebäude, einer Art Kaufhaus), zwei weniger bedeutenden Moſcheen und der ſogenannten verbrannten oder Porphyrſäule nur elende Häuſer vor.

Der dritte Hügel, nächst dem ersten der wichtigste, trägt das alte Sarai (Eski-Sarai), ebenfalls von hohen Mauern umschlossen, und die beiden großartigen Moscheen der Sultane Suleiman des Großen, die selbst die heilige Sophia übertreffen sollte und übertroffen hat, und Bajasid's II. Als die Großherren noch im neuen Sarai, wenigstens während des Winters, ihre Residenz aufgeschlagen hatten, erhielten die Frauen und weiblichen Verwandten der verstorbenen Sultane hier ihre Wohnungen oder richtiger ihre Kerker angewiesen. Jetzt hingegen nehmen sie meist das neue Sarai ein, und das alte dient nur noch den älteren Frauen und vielleicht einer oder der anderen Verbannten zur Wohnung. Zwischen diesem und dem vorigen Hügel befinden sich die vorzüglichsten Märkte und Kaufhäuser. Der schönste Platz vor dem alten Sarai, auf dem zum Theil auch Basare sich vorfinden, heißt jetzt der Hühnermarkt (Tauk-Basar) und bildet einen Theil des früheren Forum Theodosii oder F. Tauri. Wahrscheinlich ist erst aus dem letzten Worte der Name Tauk-Basar entstanden, denn keinerlei Geflügel sah ich hier zum Verkaufe dargeboten. Von dem alten Sarai zieht sich auch quer über das Thal zum vierten Hügel die Wasserleitung des Valens, von der ich noch besonders sprechen werde. Dicht an ihr in der Vertiefung liegt die schöne Moschee des Königs-Sohnes (Schahsade-Dschamißi).

Auf dem vierten Hügel hat der osmanische Eroberer Mohammed II. die schöne, große Moschee erbaut, welche nach ihm den Namen führt und in deren Garten hinter ihr liegt er auch begraben. Der alles Menschliche höhnende Barbar ließ aus den Gräbern den Staub der früheren byzantinischen Herrscher ausgraben und unter den Mörtel mischen, um sein der Gottheit geweihtes Haus damit zu erbauen, als wenn dem höchsten Wesen ein solcher Frevel gefallen könnte. Doch die Zeit ist nahe, wo auch sein Staub demselben Geschicke, das die byzantinischen Kaiser

betroffen, entgegen gehen kann, aber die künftigen Sieger werden hoffentlich menſchlicher damit umgehen!

Der fünfte Hügel trägt die unbedeutende Moſchee Kara-Gümrük, aber nach dem Hafen zu iſt ihm das prächtige Gotteshaus Selims I., des Vaters Suleimans des Großen, angebaut. Eine geringe Vertiefung liegt nordwärts zwiſchen dieſem und dem unbedeutenden ſechsten Hügel und an ihm ziehet ſich in oſt-oſt-nördlicher Richtung das Viertel der Blachernen hin, in dem einſt die Paläſte dieſes Namens, von denen man aber vergebens eine Spur ſucht, und das Hebdomon, das heutige Tekfur-Sarai, ſtanden. Mehre byzantiniſche Schriftſteller ſcheinen die Blachernen als ſiebenten Hügel unterſchieden zu haben. Alle ſechs oder ſieben Hügel bilden eigentlich die mehr oder weniger abgerundete Gräte der Landzunge und fallen demnach in der Richtung derſelben nur wenig, deſto mehr aber nach dem Hafen und der andern Seite zu ab. Die Hafenſeite bildet vor Allem einen fortlaufenden, zum großen Theile außerhalb der Mauern befindlichen Baſar. Vorzüglich zeichnet ſich der Fiſchmarkt (Balük-Baſar), das einſtige Strategion, wo jetzt die dem Tode verfallenen Verbrecher hingerichtet werden, durch lebendigen Verkehr aus, der beſonders dadurch hervorgerufen wird, daß er genau dem Landungsplatze von Galata gegenüber liegt, ſelbſt einen hauptſächlichen Landungsplatz beſitzt und von ihm aus die andern Baſare meiſtens beginnen. Innerhalb der Mauern liegt die ſchöne und große Moſchee der Sultan-Walide.

Faſt tauſend Schritte dem Hafen aufwärts führt die ſchöne Brücke des vorigen Sultans Mahmud von Galata nach dem eigentlichen Konſtantinopel. Hier dem ganzen Hafen entlang abwärts bis zum Fiſchmarkt und aufwärts bis zum heiligen Thore (Aja Kapu) wohnten früher nur Juden; ſie wurden aber, als die Moſchee der Sultanin erbaut wurde, auf das jenſeitige Ufer, nach dem heutigen Chaßköi, verwieſen. Außerdem wohnen ſie zerſtreut in den

griechiſchen Vierteln und beſonders zwiſchen dem Fanal und den Blachernen, welche Strecke früher und bisweilen auch jetzt noch Balata heißt. Vom heiligen Thore bis an das äußerſte nördliche Ende wohnen vorzugsweiſe Griechen, die nach dem Namen ihres Stadttheiles, dem Fanal oder Fanar (dem alten Petron) auch Fanarioten genannt werden und oft in der Geſchichte eine Rolle ſpielten. Sie ſtammen urſprünglich aus Trebiſond und Sinope und wurden von Mohammed II. gezwungen, ſich hierher überzuſiedeln. Hier wohnt auch der Allerſeligſte (παμμακάριστος), der Patriarch der Griechen Konſtantinopels, und außerhalb der Mauern der Allerheiligſte (πανιερώτατος), der Patriarch von Jeruſalem, und die beiden Häupter der morgenländiſchen Kirche in der Türkei haben ſich in die beiden Hauptnamen der heiligen Jungfrau Maria getheilt.

Wenden wir uns nach der andern Seite der dorthin abfallenden Hügelkette, ſo finden wir im Thale des hier begränzenden Baches, von der Mauer abwärts ein Paar Tauſend Schritte entfernt, den neuen Garten (Jeni-Baghtſche) und weiter unten beſaßen einſt die berüchtigten Janitſcharen ihr Hauptquartier, während ihre Moſchee am weſtlichen Ende der Kante dicht an der Moſchee des Königsſohnes ſich befindet. Dann kommt der Fleiſchmarkt (Et-Meidan) und unten dicht am Meere verliert ſich faſt der ganze Bach im genannten Gemüſegarten.

Der Stadttheil zwiſchen dem Bache und dem Meere hat kaum mehr als die Hälfte des vorigen im Umfange und wurde von den Byzantinern häufig, trotzdem er eigentlich zwei deutlich zu unterſcheidende Höhen beſitzt, der ſiebente Hügel genannt. Auf der größeren befindet ſich ein Garten mit den Spuren früherer Ciſternen und dieß veranlaßte die Türken, ihm den Namen Tſchukur-Boſtan, d. i. Gruben-Garten, zu geben. An ſeinem ſüdlichen Ende ſtehen mehre ſchöne, aber von Privaten erbaute Moſcheen und hinter ihnen liegt eine lange Straße, die den Namen Awret-

Baſar, d. h. Frauen-Markt, führt und früher einen Theil des Forum Arcadianum bildete. Auf dieſem Markte werden aber weder Sklavinnen, noch Sklaven verkauft, ſondern der Sklavenhandel geht in einer engen Gaſſe in der Nähe der Moſchee Sultan Osmans vor ſich. Auf derſelben Stelle befand ſich auch in der griechiſchen Zeit das Thränenthal (κοιλαὶ κλαυθμῶνος), wo ebenfalls die damaligen Anhänger der ſanften Religion Jeſu ſchändlichen Menſchenhandel trieben.

Auf der anderen kleineren Höhe, die dicht an der Mauer ſich erhebt, liegt die Moſchee Achmet-Paſcha's. Längs der Mauer ziehen ſich bis an das Meer freundliche Gärten herab.

Es bleibt endlich noch die Meerſeite zum Beſchreiben übrig. Bis an die Naſe des Sarai's herab erſtrecken ſich von derſelben in rein ſüdlicher Richtung, den niederen Theil der Landzunge einnehmend, weitläufige Räume großherrlicher Wohnungen, zu dem neuen Sarai (Jeni-Sarai) gehörig, dicht am Meere hin. Die Todesſtrafe würde den augenblicklich erreichen, dem es gelüſten ſollte, hier zu landen, trotzdem, wie ſchon geſagt, der Großherr mit allen ſeinen Frauen, ſo lange ſie ſeine Gunſt noch beſitzen, in der Regel weder im Sommer noch Winter ſich in ihnen aufhält. Alle Verwieſenen weiblichen Geſchlechtes, und vor Allem die Frauen und Töchter, oft auch die Söhne des vorigen Sultans, inſofern man ihrem Daſein durch Erdroſſeln nicht ein Ende gemacht hat, mit einem Worte die ganze männliche und weibliche Verwandtſchaft des Großherrn bewohnen, aber immer wiederum nur auf einen beſtimmten Theil beſchränkt, die weiten Räume des eine Stadt für ſich bildenden Palaſtes, und die Zahl der Fälle iſt ſehr gering, wo einer der Bewohner die für das Leben angewieſenen Räume wieder verlaſſen hätte.

Unterhalb des zweiten und dritten Hügels läuft eine ſchöne Fläche nach dem Meere hin und ſcheint erſt allmälig dieſem abgewonnen zu ſein. Griechen und Juden haben

neben wenigen Armeniern hier ihre Wohnungen aufgeschlagen. Sie bildet ein eigenes Viertel unter dem Namen Kondoskale (früher Heptaskalon). Mitten in ihr befand sich in den besseren griechischen Zeiten der berühmte julianische Hafen, der jetzt einen freien, kein Wasser mehr führenden Platz darstellt und, seine ursprüngliche Bedeutung bezeichnend, den Namen Kadriga-Liman führt. An seinem östlichen Ende liegt die kleine Sophien-Moschee, ebenfalls einst eine christliche Kirche, und das Irrenhaus (Timar-Chaneh).

In westlicher Richtung kommt man von hier zum großen Gemüse-Garten (Böjük Vlanga-Bostan), dicht am Meere gelegen, aber ringsherum von Mauern eingeschlossen. Da, wo jetzt Gemüse, Früchte und Blumen gezogen werden und der die ganze Stadt theilende Bach sich nach allen Seiten hin, seines Wassers beraubt, verliert, war einst ein zweiter Hafen, der den Namen des eleutherischen oder theodosischen führte, vorhanden und innerhalb seiner Mauern erfreuten sich die selbst bis zur Hauptstadt verfolgten Schiffe der Byzantiner einer sicheren Zuflucht. Der Garten setzt sich übrigens nach der Stadtseite zu noch jenseits der Mauern fort und dieser außerhalb derselben gelegene Theil führt den Namen des kleinen Gemüse-Gartens (Kütschük Vlanga-Bostan).

Unterhalb des Gemüse-Gartens außerhalb der eigentlichen Stadtmauern liegt das neue Viertel (Jeni-Mahalleh), seiner Bewohner halber auch das armenische Quartier genannt, ist aber wiederum von einer besondern Mauer umschlossen. Von ihm gelangt man durch das neue Thor (Jeni Kapu) in das Innere der Stadt.

Jenseits des Gemüse-Gartens, die ganze sandige Uferfläche bis an die sieben Thürme einnehmend, befindet sich das sogenannte Sandviertel, Psammatia, und in ihm wohnen vorzugsweise wieder Griechen und Juden, weniger Armenier. Von den letzteren haben die nicht unirten hier ihren Patriarchensitz, während die unirten, d. h. den Pabst als

ihr Oberhaupt anerkennenden Armenier mit ihrem geiſtlichen Haupte vorzüglich in der Frankenſtadt jenſeits des Hafens wohnen.

Außerhalb des durch die Mauer eingeſchloſſenen Raumes des eigentlichen Konſtantinopels befinden ſich aber im Weſten und Norden noch eine Menge vorſtädtlicher Vorſtädte, die von den Türken gewöhnlich mit dem Worte Kaßaba oder Mahalleh, d. h. Vorſtadt oder Bezirk, unterſchieden werden. Sie entſtanden zuerſt dadurch, daß auf den Befehl des Eroberers Mohammed alle Gewerke mit übelriechenden und ſchmutzigen Stoffen außerhalb der Mauern ihre Arbeitsplätze aufſchlagen mußten, und an einzelnen, für heilig gehaltenen Stellen Moſcheen, in deren Nähe ſich fromme und dann auch andre Menſchen anſiedelten, erbaut wurden. So entſtand auf die erſte Weiſe das Dorf der ſieben Thürme (Jedi-Kule-Köi), indem dicht am Meere die Fleiſcher ihre Schlachtſtätten anlegten. Auch Gerber und Leimſieder errichteten hier ihre Arbeitslokale. Wie ſchon der Name ſagt, liegt dieſes Dorf dicht an den berüchtigten ſieben Thürmen, deren Wände von nicht weniger Greueln und Schändlichkeiten Zeuge waren, als die berühmten Bleidächer der einſtigen Republik Venedig und die Inquiſitionskerker der Prieſter des einigen Gottes in Spanien. Dicht daneben längſt der Mauer ziehen ſich drei chriſtliche Peſt-Spitäler hin.

Weiter nach Norden dicht an der einſt ſo berühmten juſtinianiſchen Straße, die ſelbſt die Via Appia und andere ähnliche Kunſtwerke des alten Roms in Schatten ſtellte, liegt das Fiſcher-Dörfchen Balüklü mit dem reinen, einſt ſo verehrten Weihbrunnen des heiligen Demetrius (Ajasma S. Dimitri), und die Straße führt weiter durch das Thor von Siliwri in das Innere Konſtantinopels. Prächtige Gärten umgeben das freundliche Dörfchen und ziehen ſich ſelbſt längſt der Stadtmauer hin. Das Kloſter der kreiſenden Derwiſche (Mewlewi-Chaneh) liegt mitten im lieblichen Grüne und eine freundliche Straße mit Häuſern auf

beiten Seiten, hinter denen anmuthige Gärten liegen, zieht ſich von ihm und dem Thore, was nach ihm ebenfalls den Namen führt, der Mauer parallel bis zum nächſten Thore, welches das der Kanonen (Top-Kapußi) genannt wird. Der obere Theil, der ſich auch weſtwärts längſt der Straße fortſetzt, heißt Takedſcheh-Mahalleßi.

Verfolgt man ein Paar tauſend Fuß die Landſtraße, welche nach Kütſchük-Tſchekmedſcheh (kleine Schublade), einem drei Stunden von Konſtantinopel in weſtlicher Richtung liegenden wichtigen Orte, führt, ſo kommt man auf eine reizend gelegene Höhe, die gewöhnlich das Feld (Kambos), oder nach der hier vom Großweſir Daud-Paſcha erbauten Moſchee genannt wird. Hier wurden den byzantiniſchen Kaiſern die Huldigungen dargebracht und hier verſammelten ſich ſpäter die rohen Horden der Türken um die heilige Fahne Mohammeds, um Feuer und Schwert in die chriſtlichen Länder zu tragen. Jetzt befindet ſich noch ein großherrliches Luſtſchloß (Köſchk) und eine große Kaſerne daſelbſt. Nicht weit davon, das eine in nördlicher, das andere in weſtlicher Richtung, liegen die griechiſchen Dörfer Litros und Vidos, die aber ebenſowenig, als die weiter ſüdlich gelegenen Indſchir-Köi und Makri-Chori (Uſun-Köi), letzteres dem Marmora-Meere nahe und mit einer Pulvermühle (Barut-Chaneh) verſehen, zu Konſtantinopel gerechnet werden können.

Nördlich von dem äußerſten Stadtviertel der Blachernen, wo in der letzten Zeit ihrer Herrſchaft die griechiſchen Kaiſer ihre Reſidenz beſaßen, befindet ſich dicht am Hafen vom Marſtall (Haiwan-Sarai, ſo wird ein kaiſerlicher Palaſt benannt), ſich längſt deſſelben hinziehend, die Vorſtadt der Töpfer (Dſchömlekdſchilar-Mahalleßi), in dem ſich jetzt eine große Fabrik von Fes, der eigenthümlichen neueren Kopfbedeckung der Türken, etablirt hat. Weſtlich von dieſer Vorſtadt landeinwärts liegt das Viertel der Zeltaufſchläger (Otakdſchilar-Mahalleßi), früher eine eigene Soldatenzunft, die der Eroberer Mohammed hier anwies. Zwiſchen der

Mauer, dicht am Thore Egri befinden ſich die großen Waſſerbehälter (Takſim), welche das ſämmtliche Waſſer, wie es aus dem Belgrader Walde hergeleitet wird, aufnehmen, um es dann den verſchiedenen Vierteln des eigentlichen Konſtantinopels zuzuführen. Mehr als irgendwo iſt der Bedarf an Waſſer in der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches bedeutend, da, außer den täglichen fünf Mal zu wiederholenden Waſchungen, der Moslim nicht weniger als der orientaliſche Chriſt warme Bäder über Alles liebt. Die Menge des Waſſers für die ganze Stadt beträgt täglich nicht weniger als 200,000 Centner, ſo daß, wenn man 700,000 Einwohner annimmt, auf die Perſon im Durchſchnitt 26—28 Pfd. kommen.

Im Viertel der Zeltaufſchläger liegt auch die ſchöne Moſchee des Niſchandſchi-Paſcha, des berühmten Biographen Suleimans des Großen, und dient zugleich zum Gebrauche für die auf der Höhe des Hügels wohnenden Artilleriſten (Topdſchilar), die ebenfalls wiederum ein beſonderes Viertel bilden und gleichſam die Straße von Adrianopel (Edreneh) beſetzt halten. Noch weiter oben, kaum 1/4 Stunde entfernt, liegt die ſchöne und große Kaſerne des großherrlichen Landgutes (Ramid Tſchiftlik), das ſelbſt zum Dorfe angewachſen dicht daneben in öſtlicher Richtung liegt.

Wendet man ſich noch weiter öſtlich dem Hafen zu, ſo kommt man nach zehn Minuten nach der wichtigſten Vorſtadt Ejub, die ſich unmittelbar in nördlicher Richtung den Wohnungen der Töpfer anſchließt. Ihr Boden iſt heilig, denn auf ihm fand der Fahnenträger Mohammeds, Ejub (Hiob), während der dritten Belagerung durch die Araber den Heldentod. Als während der letzten Mohammed II. ſeine beuteſüchtigen Schaaren auf der Landſeite aufgeſtellt hatte, entdeckte Ak-Schemseddin, der ſchlaue Beichtvater des Sultans, gerade in der Zeit, als das Heer muthlos an der Realiſirung des längſt gehegten Wunſches verzweifelte, das Grabmahl des heiligen Mannes und entflammte die entmuthigten Kämpfer zu neuen Wundern der Tapferkeit. Die Liſt gelang und

Tigern und Hyänen gleich brachen die alles Menſchliche verleugnenden Sieger mitten durch die zerriſſenen Mauern in das Innere der unglücklichen Stadt. Wieviel Großes iſt doch ſchon in der Welt durch den eiteln Wahn geſchehen! Kaum iſt es glaubhaft, daß nach faſt acht Jahrhunderten das Grabmahl eines Mannes, der einer wildheranſtürmenden Horde angehört hatte, ſich erhalten haben ſollte, ſelbſt wenn die chriſtlichen Bewohner den Barbaren erlaubt hätten, ein noch ſo glänzendes Grabmahl zu erbauen. Zwanzig Belagerungen, und zum großen Theile von ebenſo rohen Völkern vollbracht, liegen zwiſchen der Zeit, wo Ejub fiel und Mohammed ſich hier feſtſetzte, und vorzüglich auf der Landſeite war es, wo die Belagerer die verheerendſten Spuren ihrer Anweſenheit zurückließen. Der dankbare Mohammed erbaute um das vermeintliche Grab die prächtige Moſchee, welche allen Reiſenden von Pera aus wegen ihrer vergoldeten Kuppeln und ſonſtigen Pracht beſonders auffällt, und jeder Großherr läßt ſich hier gleich nach ſeiner Thronbeſteigung das Schwert umgürten.

Aber auch außer dem Grabmahle des Fahnenträgers enthält die Moſchee eingemauert noch eine vermeintliche Reliquie, eine Fußſtapfe des Propheten, die ſich in einen Stein eindrückte, als dieſer bei dem Baue der heiligen Kaaba ſelbſt beiſtehend, einen mächtigen Block aufzuheben verſuchte. Da wo die Vorſtädte Ejub und der Töpfer ſich die Hand reichen, ſteht der Palaſt der Sultan-Walide Besmi-Allem (Leuchte der Welt), Mutter des jetzigen Sultans und eigentliche Herrin des Reiches. Sie ſtammt aus Tſcherkeſſien und ſoll noch von großer Schönheit ſein.

Das goldene Horn, wie geſagt der Hafen von Konſtantinopel, macht hier einen Bogen nach Oſten und auf der äußeren Seite deſſelben zieht ſich dicht am Ufer das Frühlings-Dorf (Baharije-Köi) hin, an deſſen Anfange eine neue Seidenfabrik (Iplik-Chaneh) ſich befindet. Ueber der Höhe in dem jenſeitigen Thale am Anfange des Baches, der dann

durch Ejub führt, liegt das letzte, außerhalb der Mauern befindliche Viertel Ainali-Kawak-Köi, d. h. Spiegel-Ahorn-Dorf.

Jenseits des Hafens liegen vorzugsweise die Franken-Viertel, die mit den von Türken bewohnten, zehn an der Zahl, den zweiten großen Theil Konstantinopels bilden. Wie die eigentliche Türkenstadt, Ejub mit den außerhalb der Mauern liegenden Vorstädten, und das asiatische Skutari, hat auch dieser Theil, der keinen allgemeinen Namen besitzt, wenn man nicht den von Galata über alle ausdehnen will, seine eigene Gerichtsbarkeit. Die Byzantiner nannten diesen jenseits des Hafens liegenden Stadttheil „zu den Feigen (sykä)." Er beginnt auf dem breiten Vorgebirge, der Nase des Sarai gegenüber, und zieht sich nördlich längst des Hafens gegen 5,000, und östlich längst des Bosporus gegen 3,500 Schritte hin. Aber auch auf den Höhen setzen sich die Wohnungen fort und die Ausdehnung vom Fischmarkte Galata's bis nach dem Viertel San Dimitri mag gegen 4,000 Schritte betragen.

Den abschüssigen Theil des Vorgebirges, wie er in einem Bogen vom Wasser umgeben wird, nimmt die alte Genueser-Stadt Galata, nach einem gewissen Galatius genannt, ein. Wenn sie auch als Sykä schon Strabo kannte und Justinian bei der Erneuerung ihr den Namen Justiniana ertheilte, so verdankt sie doch ihren heutigen Zustand den Genuesern, die den rechtmäßigen Herrscher Michael Palävologos im Jahre 1264 im Kampfe gegen die Usurpatoren, gegen Franzosen und Venetianer, unterstützten und zur Eroberung seiner Hauptstadt wesentlich beitrugen. Mit eben so festen Mauern, als die kaiserliche Residenz besaß, umgaben die nicht immer gegen ihren Schutzherrn freundlich gesinnten Genueser ihre neue Stadt und trotzten hinter ihnen dem oft gerechten, aber auch nicht selten ungerechten Ansinnen der byzantinischen Kaiser. In der Regel gingen sie aus allen Kämpfen gegen diese und die häufig mit ihnen verbundenen Venetianer

ſiegreich hervor; ſie waren es aber auch, die die Osmanen und deren erſten Sultan von Bedeutung, Orchan, zuerſt in die Nähe der Hauptſtadt riefen, kämpften aber ein Jahrhundert ſpäter tapfer gegen die türkiſche Uebermacht. Den 29. Mai 1453 fiel Konſtantinopel, aber erſt 5 Tage ſpäter ergab ſich, unter Zuſicherung der früheren Vorrechte und Privilegien, Galata dem Sieger.

Zehn Thore führen von der Seeſeite her in das Innere der mit außerordentlich engen Straßen verſehenen Stadt. Eins eröffnet einen Durchgang zum Platanen-Gottesacker und ein Doppelthor bringt am ſogenannten Thurme von Galata die Höhe der Stadt mit dem darüber liegenden Stadtviertel Pera in Verbindung. Armuth, Elend und vollſtändige Sittenloſigkeit zeichnet die chriſtlichen Bewohner dieſes Stadttheiles aus und einen größeren Auswurf des menſchlichen Geſchlechtes beſitzt weder London noch Paris. Mehr als einmal iſt es vorgekommen, daß Reiſende, die auf dem Wege nach dem darüber liegenden Pera ſich in den engen, meiſt blind endenden Straßen verirrten, von Mädchen in die ſchmutzigen Häuſer gelockt oder gar gewaltſam hineingeſchleppt, bis aufs Hemde ausgeplündert und dann aus dem Hauſe geworfen wurden. Außer den urſprünglichen, hier ſeßhaften Italienern ſind es vorzüglich Malteſer und Inſel-Griechen, beide als engliſche Unterthanen unter engliſchem Schutze ſtehend, die in allen Laſtern ſich ſchamlos herumwälzen. Drei Viertheile der jährlich in Konſtantinopel eingefangenen Diebe, Betrüger und Mörder ſind engliſche Unterthanen und England kümmert ſich nicht darum, daß dieſe Hefe des menſchlichen Geſchlechtes den engliſchen Namen vor dem ganzen geſitteten Europa brandmarkt. Jedem Fremden iſt es anzurathen, nie, wenn er des Abends von einem ſeiner Spaziergänge nach Pera zurückkehren ſollte, den Weg durch Galata zu nehmen, da man ſich leicht nach dem einzigen Thore, das auf der entgegengeſetzten Seite ſich nur befindet, verirren kann, und iſt man einmal

auf unrechtem Wege, ſo iſt es wirklich ſchwer, ſich wiederum nach dem Hafen zu herauszufinden.

Der einzige Ausgang nach oben iſt, wie ſchon geſagt, ein Doppelthor am großen Thurme. An ihm haben ſich Bettler, beſonders Griechen und Italiener, häuslich niedergelaſſen und bieten mit ihren wirklichen oder nur betrügeriſch hervorgerufenen Beulen und ſonſtigen Gebrechen einen höchſt unangenehmen Anblick dar. Dieſer breite Thurm beſitzt auf ſeiner Höhe eine prächtige Ausſicht über die reizende Umgebung und über die vielen Viertel der zwei große Waſſer umfaſſenden Stadt und wird regelmäßig von Fremden beſucht. 128 Stufen führen auf ſeine Höhe, auf der jetzt Feuerwächter ihren Standpunkt aufgeſchlagen haben, um, wenn das wilde Element ſeine Feſſeln abgeworfen und „wachſend ohne Widerſtand durch die volkbelebten Gaſſen tobt," die nöthigen Signale zu geben. Der Thurm ſelbſt verdankt ſeine Entſtehung einem Kriege der in Galata wohnenden Genueſer mit dem griechiſchen Kaiſer Kantakuzenos und den mit ihm verbundenen Venetianern, und die Geſchichte erzählt, daß ſelbſt die Frauen bei der Erbauung ſowohl, als bei der Vertheidigung ſich rüſtig und thätig zeigten.

Außer dieſem Thurme befindet ſich in ganz Galata kein zweites, einer Erwähnung werthes Gebäude, aber wohl verdient der zwiſchen dem Waſſer und den Mauern befindliche Fiſchmarkt (Balük-Baſar) wenigſtens genannt zu werden. Ich fand ihn ſeiner größern Mannigfaltigkeit wegen an Fluß- und Seefiſchen, Auſtern, Miesmuſcheln und Krebſen noch intereſſanter, als den jenſeits des Hafens.

An Galata angränzend und ſich längſt des Bosporus in öſtlicher Richtung hinziehend befindet ſich die Vorſtadt Topchaneh, d. h. Kanonen-Fabrik, nach der hier liegenden Fabrik ſo genannt. Wie Galata zieht ſie ſich an der Höhe hinauf, iſt aber reich an großherrlichen Gebäuden, Moſcheen und Baſars. Die eigentliche Kanonengießerei begränzt

nördlich einen ſchönen freien Platz, von dem man zu dem Hauptlandungsplatze auf dieſer Seite gelangt, und Hunderte von Kähnen ſtehen jeden Augenblick bereit, den, der es wünſcht, auf einem der ſpitzſchnäbeligen Nachen (Kaik's) zu fahren, wohin es ihm gelüſtet. Reges Leben herrſcht zu jeder Stunde des Tages hier und wird noch dadurch vermehrt, daß Garküchen, Kaffeehäuſer, Obſthandlungen u. ſ. w. ihre für den Gaumen berechneten Gegenſtände den Augen der lüſternen Menge bloßſtellen. Dieſer Platz, gewöhnlich der Platz von Topchaneh genannt, beſitzt auch den ſchönſten Brunnen im ganzen großen Konſtantinopel und das friſche Waſſer aus dem Walde oberhalb des Gartendorfes (Baghtſche-Köi) bietet ſich hier dem Durſtigen in ſeltener Klarheit und vorzüglichem Geſchmacke dar. Auf der einen Seite ſteht die prächtige Moſchee des tapfern Seehelden Kilidſch-Ali-Paſcha und auf der anderen ziehen ſich große Kaſernen und Mauthgebäude längs des Bosporus hin. Artilleriſten, beſonders die das Fuhrweſen zu beſorgen haben, ſind hier einquartiert, während die übrigen auf der Höhe des Hügels, aber öſtlicher unmittelbar über dem gleich zu nennenden Viertel Fündüklü ihre ſchöne Kaſerne beſitzen und auf dem freien Felde, was ſich zwiſchen ihr und dem neuen Viertel (Jeni Mahalleh) vor San Dimitri befindet, hinlänglichen Raum zu ihren Exercitien haben. Zwiſchen der Kaſerne und dem Ende der bald zu erwähnenden Fürſtenſtraße liegen die Waſſerbehälter (Takſim), welche das Waſſer aus den Leitungen des Gartendorfes (Baghtſche-Köi) aufnehmen, richtiger aber wohl ſchon zu Pera gehören. Dieſes Viertel zeichnet ſich wie Pera durch beſſere Häuſer und größere Reinlichkeit aus und geht öſtlich unmittelbar in das nächſte über.

Dieſes, Fündüklü genannt, wird in der Regel ſchon zu den Dörfern der europäiſchen Seite des Bosporus gerechnet, läßt ſich aber von Topchaneh, mit dem es aufs Genaueſte zuſammenhängt, durchaus nicht trennen. Will man

hier eine natürliche Gränze von Konſtantinopel geben, ſo iſt man gezwungen, dieſes bis zur Schlucht, in der die neue Gewehrfabrik erbaut iſt, auszudehnen. Fündüklü lehnt ſich der Höhe nur an und auf derſelben breitet ſich der große Gottesacker (Böjük Meſariſtan), der hauptſächlichſte Vergnügungsort für die Chriſten aller Konfeſſionen, bis zur ſchon genannten Artilleriekaſerne aus. Was den Namen, der eine Haſelnuß oder (aus dem italieniſchen Fondaco korrumpirt) ein großes Gaſthaus im Türkiſchen bedeutet, anbelangt, ſo wäre ich geneigt, ihn in der erſten Bedeutung von ſeinen früheren Bewohnern abzuleiten. Schon bei den Byzantinern war es Sitte, daß aus den Ländern gruſiſchen Stammes im Oſten und Süden des ſchwarzen Meeres von der ſüdlichen Gränze Tſcherkeſſiens bis nach Samſun Mädchen und ſchöne Knaben nach der Hauptſtadt zur Freude der Großen des Reichs gebracht wurden und wir wiſſen, daß ſogar unter Juſtin durch einen ſolchen ſpäter heimkehrenden Abaſſen die chriſtliche Religion dort ausgebreitet und die ſchöne Kirche von Drante, deren Ruinen noch alle Reiſenden, die dahin kommen, in Verwunderung ſetzen, damals erbaut wurde. Die Knaben, ſpäter zu Männern herangereift, ſiedelten ſich in der Regel im heutigen Fündüklü an und wurden im Allgemeinen mit dem Namen der Abaſſen belegt. Die ganze Südküſte des ſchwarzen Meeres iſt mit Wäldern von Haſelſträuchern bedeckt und wahrſcheinlich iſt es, daß die hier angeſiedelten Abaſſen vor Allem großen Handel mit den wohlſchmeckenden Früchten ihres Vaterlandes trieben und dadurch zur Benennung Fündüklü Anlaß gaben. Als mit der Eroberung Trebiſonds auch der Islam unter den weſtlich wohnenden Völkern des gruſiſchen Stammes, beſonders unter den Dſchanen (Sanni der Alten) und Laſen (Lazi der Alten) Eingang fand, ſo durften auch von ihnen weder Mädchen noch Knaben als Tribut gefordert werden und der Bedarf wurde nun vorzüglich aus Mingrelien, Abaſſien (oder Abchaſien), zweien ebenfalls von gruſiſchen

Völkern bewohnten Ländern, und Tſcherkeſſien bezogen. Aus dieſen Knaben ſind von jeher die tüchtigſten Staats- und Kriegsbeamten hervorgegangen, und wenn ich aus der früheren Zeit nur den Sijawud-Paſcha und aus der neueſten den Schwager des Sultans Reſchid-Paſcha nenne, ſo ſind dieſes zwei Beiſpiele von einigem Gewichte. Auch die Mutter des jetzigen Großherrn Abd-ul-Meſchid, wegen ihrer Schönheit Besmi-Allem, d. h. Leuchte der Welt, genannt und wegen ihrer Geiſtesüberlegenheit und Schlauheit die eigentliche Herrin des türkiſchen Reiches, ſtammt aus demſelben Lande der Tſcherkeſſen, die ſich jetzt ſo muthig Rußland entgegenſetzen.

Wenn man von Galata oder Topchaneh aus den Hügel erſteigt, ſo kommt man nach der eigentlichen Frankenſtadt Pera, deren Name nach dem griechiſchen πέρα, jenſeits bedeuten ſoll, und trifft daſelbſt neben der ewig wechſelnden Bevölkerung der verſchiedenen Geſandtſchaften auch eine feſtſtehende Einwohnerſchaft an, deren Einzelne ſich mit Stolz Peroten nennen und ein Gemiſch der früher hier ſeßhaften Genueſer mit Griechen darſtellen. Hier wird die Lingua franca, d. h. ein Italieniſch mit griechiſchen und türkiſchen Wörtern und Konſtruktionen gemiſcht, geſprochen und bildet mit dem Türkiſch, Griechiſch und Armeniſch eine der vier Hauptſprachen, denen man in Konſtantinopel begegnet. Das Türkiſche iſt jedoch vorherrſchend und mit ihm kommt man allein allenthalben durch, denn der Türke iſt eines Theils zu faul, um eine andere Sprache zu erlernen, anderen Theils auch zu ſtolz und bigott, um eine andere Sprache zu ſprechen, als die heilige (die arabiſche, welche allein im Paradieſe geſprochen wird) oder die halbheilige (die türkiſche, die wenigſtens alle Engel, die auch in jenem Leben der Wolluſt fröhnenden Huri's und die Seligen verſtehen).

Pera bildet eigentlich nur eine lange und für Konſtantinopel ſchöne Straße, die auf der Höhe des Vorgebirges von dem kleinen oder Platanen-Gottesacker bis zu dem

großen ſich erſtreckt und auf beiden Seiten noch mit kleinen, engen und winkeligen Gaſſen zuſammenhängt. Wie in Galata wohnen nur Chriſten hier, während in den beiden Vierteln Fündüklü und Topchaneh ausſchließlich Moslimen ihre Wohnungen haben. Der Türke nennt Pera als den Sitz der Geſandtſchaften, die Freiherren-Straße, Bei-Johl, denn jeder anſtändig gekleidete Abendländer erhält auch hier, wie in Wien, den Namen Baron. Unter Bei, Beg oder Bek verſteht der Türke keineswegs eine ſolche im hohen Grade bevorzugte Klaſſe des Adels, wie die Fürſten der Gegenwart und mehr noch der früheren Zeit bei uns, ſondern jeder Türke, der freien, nicht einer beſonderen Abgabe oder Frohne an einen höheren Herrn unterworfenen Grundbeſitz hat, nennt ſich Bei und wird als ſolcher anerkannt. In Kagisman, einer reizend gelegenen Stadt am Araxes, war der Grund und Boden im unumſchränkten Beſitze der angeſehenſten Einwohner, und trotzdem dieſe neben ihrem Obſt- und Ackerbaue noch Gewerke trieben, ſo verſäumten ſie doch nicht, ſich gegenſeitig Bei zu nennen. Beilerbei oder Beglerbeg, wörtlich Herr von Herren, könnte eher unſerem Worte Fürſt entſprechen, iſt aber nur ein Titel.

Am weſtlichen Ende Pera's, an der Gränze gegen den Platanen-Gottesacker und gegen Galata liegt das berühmte Kloſter der kreiſenden Derwiſche (Mewlewi-Tekieſi), das von allen Reiſenden (nur leider aus Vergeſſenheit von mir nicht) beſucht und vielfach beſchrieben wurde. Alle Dienstage (wenn ich nicht irre) gegen Mittag, finden die myſteriöſen Tänze innerhalb deſſelben ſtatt und jedes Mal war ich verhindert, um die beſtimmte Stunde in Pera zu ſein. In der Mitte ſitzt der Schech oder Flötenſpieler, und um ihn drehen ſich der Reihe nach und zwar oft auf die ſchnellſte Weiſe, die Mönche des Ordens herum. Vor einigen Jahren reiſ'te eine malayiſche Prieſterfamilie mit ihren beiden Töchtern in Deutſchland herum, um uns mit den in ihrer Heimath eigenthümlichen Tänzen bekannt zu machen und nebenbei ſich

Geld zu verdienen. Dieſe religiöſen, nicht weniger kunſtvollen als ſinnreichen Tänze hat ohne Zweifel der Stifter des Ordens der kreiſenden Mönche dem Buddhaimus entnommen. Nach v. Hammer ſtellen ſie den Reigen der Geſtirne, die um den Mittelpunkt der Welt ſich bewegend, die Harmonie der Sphären bilden, dar. Nach anderen Auslegungen bedeutet das einfache Drehen die Allgegenwart Gottes und die Fortbewegung den Gang des Menſchen durch das Leben.

Mitten in der Fürſtenſtraße liegt das ſogenannte Galata-Sarai, d. h. das großherrliche Gebäude von Galata, denn nach türkiſcher Eintheilung gehört Pera zu Galata. Früher wurden hier die Pagen (Itſchoglan) gebildet und aus ihnen gingen oft die größten Würdenträger des Reiches hervor. Riſa-Paſcha, der vor Kurzem ſo mächtige Günſtling und gewiß bald ſeine alte Stelle wieder einnehmend, erhielt hier ſeine Ausbildung. Von dem Vater des jetzigen Sultans dem Sklavenſtande, welchem er als Ladendiener im ägyptiſchen Baſare angehörte, entzogen, verſtand er fortwährend ſich die Gunſt ſeines Herren zu erhalten und rettete einſt den ſchwächlichen Abd-ul-Meſchid vom Tode. Der bisweilen jähzornige Mahmud faßte nämlich in einem unglückſeligen Augenblicke den ſchreienden Sohn und warf ihn in einen gerade daſtehenden Waſſerkübel. Niemand wagte das arme Kind dem gewiſſen Untergange zu entziehen, als der kühne Riſa-Paſcha, damals noch Page, und der nun auf den Thron gehobene Abd-ul-Meſchid kann ohnmöglich das Gefühl des Dankes gegen ſeinen Lebensretter ſo weit verläugnen, daß er den ſonſt ſo brauchbaren Mann ganz und gar fallen ließe.

Mahmud hat das Pagen-Inſtitut in eine mediziniſche Schule umgewandelt, und der Gründer ließ im eigenen Selbſtgefühle am äußeren Thore derſelben die ſtolze Inſchrift: „Alle, die auf das Gebäude ſchauen, werden ausrufen: Es iſt wohlgethan!“ ſetzen. Da ich ſpäter noch Gelegenheit finden werde, weitläufiger über dieſe Schule zu ſprechen, ſo übergehe ich jetzt ihre nähere Beſchreibung.

Pera iſt vorzugsweiſe die Stadt der Katholiken und zwar nicht allein der Anhänger der römiſchen oder abendländiſchen Kirche, ſondern auch der Armenier, welche unter dem Namen der unirten, die Oberhoheit des Pabſtes anerkennen. Der biſchöfliche Palaſt ſteht auf derſelben Stelle, wo früher das öſtreichiſche Geſandtſchafts-Hôtel ſich befand, und erfreut ſich nebſt der Kirche und dem Franziskanerkloſter des öſtreichiſchen Schutzes, während die Kirche des heiligen Anton von Padua und das Minoritenkloſter Frankreichs Schutz anerkennen.

Von den Privatgebäuden, die zwar ein freundlicheres Anſehen als im gegenüberliegenden Konſtantinopel beſitzen, aber leider ohne Ausnahme aus Holz erbaut ſind, verdient keines einer beſonderen Erwähnung, inſofern man nicht die Geſandtſchaftslokale hierher rechnen will. Durch ſeinen bedeutenden Umfang zeichnet ſich auf dem Wege nach Topchaneh das öſtreichiſche und durch ſeine prächtige Lage das holländiſche Hôtel aus, aber vor Allem, die anderen Gebäude hoch überragend und in der ganzen Umgegend weit ſichtbar, ſteht das neuerbaute ruſſiſche Geſandtſchaftslokal, der immerwährende Gegenſtand des Neides und des Aergerniſſes von Seiten der Regierung nicht minder, als des Volkes. Man glaubt allgemein, Rußland habe hiermit den erſten Schritt gethan, ſich der morſchen Türkei zu bemächtigen, und mehr als ſonſt iſt dadurch die Eiferſucht der anderen Mächte rege gemacht. Von engliſcher und franzöſiſcher Seite vernahm ich mehrmals bezügliche Aeußerungen gegen dieſe Schauſtellung der ruſſiſchen Macht. Da derlei Folgen der feinen Politik Rußlands nicht unbekannt bleiben konnten, ſo hielt man ohne Zweifel doch von Petersburg aus die ſinnliche Entfaltung ſeines großen Einfluſſes bei den morgenländiſchen Griechen noch für wichtiger und nothwendiger. Die ganze Welt der Rajah's gerieth in Erſtaunen über eine ſolche Entwickelung der ruſſiſchen Macht und über die Demüthigung der Pforte. Man nannte ſchon den ungeheuren Palaſt die

Reſidenz der ruſſiſchen Kaiſer, die nun bald das kalte, unwohnliche Petersburg mit dem milden Konſtantinopel vertauſchen würden. Wirklich weiß man auch nicht recht, zu was eigentlich Rußland ein ſolches umfaſſendes Gebäude, was viele Millionen koſtete, erbaut hat, wenn es nicht andere Abſichten damit vereint!

Das prachtvolle engliſche Geſandtſchafts-Hôtel liegt gar nicht in Pera, ſondern befindet ſich auf der Südweſtſeite der Vorſtadt Kaſſim-Paſcha, gerade oberhalb des kleinen Gottesackers. Dieſe Vorſtadt iſt ohnſtreitig die wichtigſte und größte auf dieſer Seite des Hafens, und erſtreckt ſich vom Hafen jenſeits des kleinen Gottesackers, und um dieſen ſich herumziehend, bis auf die Höhe. Zwei Bäche, die auf dem Rücken des Vorgebirges, was ſich zwiſchen den ſüßen Gewäſſern und dem Bosporus nach dem Hafen zu vorſchiebt, ihren Urſprung haben, machen dieſen nicht unbedeutenden Stadttheil ſehr uneben und vereinigen ſich vor ihrer Mündung in den Hafen zu kurzem gemeinſchaftlichen Laufe. Die Straßen ſind außerordentlich eng, nirgends gerade und ſehr ſchmutzig, ſo daß man ſogleich daraus ſchließen kann, daß Moslimen ſeine Bewohner ſind. In keinem anderen Theile des weitläufigen Konſtantinopels findet man ſo viele große und kleine Moſcheen und Klöſter als hier, und es ſcheint, als wenn die Mönche eben nur den engen und bedrückenden Straßen des eigentlichen Konſtantinopels entlaufen wären, um ſich in den noch engeren Schluchten des gegenüberliegenden Theiles anzuſiedeln. Von den Moſcheen nenne ich nur die eine, welche den Namen nach ihrem Erbauer Piali-Paſcha erhalten hat und ſich ganz im Nordoſten außerhalb der Vorſtadt befindet. Piali-Paſcha, Großadmiral Suleimans des Großen, wurde mit Kaſſim-Paſcha, nach dem man ſpäter den ganzen Stadtheil nannte, von dem Großherrn beauftragt, für die Verſchönerung dieſes Stadttheiles Sorge zu tragen und wußte ſein vieles, im Kriege erbeutetes Geld nicht beſſer anzuwenden, als daß er Moſcheen

erbaute, um dereinſt trotz ſeiner, beſonders bei der Eroberung von Chios bewieſenen Grauſamkeiten Gnade vor Gott und eine rechtmäßige Stelle im Lande der immer jungfräulichen Huri's zu finden. Denn Mohammed ſagt ſelbſt: „Wer Gott dem Allmächtigen eine Moſchee erbaut, dem baut Gott ein Haus im Paradieſe.“

Nicht weit von der genannten Moſchee und zwar oberhalb und ſeitwärts derſelben befindet ſich das Pulvermagazin (Barut-Chaneh) und das Marineſpital (Haſta-Chaneh); dicht am Meere hingegen ziehen ſich die weitläufigen Räume und Anſtalten des Arſenales hin und nehmen wohl eine Länge von gegen 2,000 Schritt ein.

Wie Pera auf zwei Seiten von Gottesäckern eingeſchloſſen wird, ſo auch Kaſſim-Paſcha. Zwiſchen den beiden Vorſtädten liegt der kleine (chriſtliche) Gottesacker, und man benennt, wie ſchon oben angedeutet, vorzugsweiſe ſeinen oberen Theil, der ſich durch ſeine prachtvollen Cypreſſen auszeichnet, mit dieſem Namen, während der untere Platanen-Gottesacker (Tſchinarly) genannt wird. Der andere und entgegengeſetzte Gottesacker befindet ſich oberhalb des eigentlichen Schiffswerftes und trennt die nächſte Vorſtadt Piri-Paſcha von dieſer. Er wird für ſehr heilig gehalten, denn es geht die Sage, daß während der ſieben Belagerungen durch die Rechtgläubigen die gefallenen Helden hier begraben wurden, aber trotzdem hat die Regierung ſich nicht geſcheut, einen großen Theil der geweihten Stätte zu profaneren Zwecken zu verwenden und den Raum des Arſenales auf ihm zu erweitern. Ueber ihm befindet ſich das ſchöne Kloſter der Pfeilſchützen, mit dem der Pfeilplatz (Ok-Meidan) beginnt, und auf ihm übte ſich früher die angeſehene Klaſſe der Pfeilſchützen.

Auf dem anderen der Kaſerne gegenüberliegenden Ende des Exercirplatzes der Artilleriſten liegt das kleine neue Viertel (Jeni-Mahalleh) in dem Thale eines Kaſſim-Paſcha durchfließenden Baches, und auf der darüberliegenden Höhe breitet ſich das kleine, von Griechen bewohnte Stadtviertel

San-Dimitri aus. Wie Galata wird auch dieſes als ein Ort des Laſters und des Elendes betrachtet.

Die kleine Vorſtadt Piri-Paſcha wurde zu Ehren eines Weſirs Sultan Selim's I. genannt, der durch Anlegung von Gärten und durch Bauen von Häuſern zu ihrer Verſchönerung viel beigetragen hat. Es iſt ein gemiſchter Stadttheil, da neben Türken vorzugsweiſe Griechen und Armenier ihre Wohnungen hier aufgeſchlagen haben. Auch die Ziegelſchläger der großen, weiter unten zu erwähnenden Brennereien ſind größtentheils hier angeſiedelt.

Es folgt nun die vorletzte Vorſtadt Chaßköi, die von den aus der Nähe der Moſchee der Sultan-Walide vertriebenen Juden allein bevölkert iſt und keineswegs ſo ein ſchmutziges Anſehen beſitzt, als Balata, was ihre Glaubensgenoſſen auf dem jenſeitigen Ufer des Hafens bewohnen. An den Quellen des Bächleins, was Chaßköi von Piri-Paſcha ſcheidet, liegt ihr Gottesacker, und ſein öder Anblick vermag nur trübe Gefühle in der Bruſt hervorzurufen. Am Ausfluſſe des Baches befindet ſich die großherrliche Ankergießerei (Lenker-Chaneh).

Die Reihe der Vorſtädte ſchließt der Milchort, Südlidſche, ebenfalls vorzüglich von Griechen und Armeniern bewohnt, und er zeichnet ſich vor Allem durch ſeine ſchönen und reizenden Gärten aus, die das beſte Obſt und Gemüſe nächſt dem von Sarijari über Böjükdereh liefern. Den Theil dicht am Hafen nehmen eine prächtige Kaſerne für die Bombardiere und einige andere kleine großherrliche Gebäude ein. An ſeinem nordweſtlichen Ende befindet ſich ein vielbenutzter Landungsplatz, dem ein anderer auf einem Vorſprunge Ejub's gegenüberliegt. Oberhalb deſſelben zieht ſich noch die Nachen-Fabrik (Kaik-Chaneh) hin, und dann folgen die wenigen Ruinen des einſt prächtigen Palaſtes Achmed's III., der noch vom Volke unter dem Namen Karaghatſch, d. h. Schwarzbaum, geprieſen wird.

Nachdem auf der europäiſchen Seite das eigentliche Konſtantinopel mit ſeinen außerhalb der Mauern und jenſeits des Hafens gelegenen Vorſtädten beſchrieben iſt, bleibt nur der dritte, aſiatiſche Theil noch übrig. Er befindet ſich auf dem felſigen Vorſprunge des nicht unbedeutenden Berges Bulgurluh, der hier gleich einem Stiere den breiten Kopf vorſchiebt. Dieß mag die Urſache zur Benennung Ochs, βοῦς, die einſt das Vorgebirge beſaß, gegeben haben, und hieraus entſtand erſt ſpäter der Name Bosporus, d. h. Ochſenfurt, zur Bezeichnung des ganzen ſchmalen Kanales zwiſchen dem Marmora- und dem ſchwarzen Meere. Der Stadttheil ſelbſt führt den Namen Skutari, oder richtiger Üsküdar, d. h. die Poſt, denn hier war der Sammelplatz aller nach und aus Aſien kommenden Karawanen, und Poſten ſtanden zur Zeit der Byzantiner und der Osmanen bereit, um auf den Befehl des Herrn ſchnell nach allen Seiten des weiten Reiches entſendet zu werden. Mahmud, der bedeutendſte Herrſcher ſeit länger als einem Jahrhundert, errichtete von Neuem in Skutari nicht allein eine Poſt zu ſeinem eigenen Gebrauche, ſondern Jedermann, gleichviel ob Moslim oder Gjaur, hatte das Recht, ſich der dortigen Pferde zu ſeiner Weiterreiſe zu bedienen. Man zahlt für das Pferd nicht mehr als zwei Piaſter auf die Stunde. Die Straße nach Nikomedia und anderen Städten Kleinaſiens wurde ſogar für kleine Wagen, die, nach den ruſſiſchen Kibitken gebildet, das Annehmliche des ſchnellen Vorwärtskommens darboten, geebnet und jeder Unterthan, Moslim, Jude oder Chriſt, war beordert, wenn er zu Fuße einherging, einige Steine aus dem Wege zu leſen. Stockprügel erlitt nicht ſelten der, der nicht freiwillig ſich dem gutgemeinten Anſinnen der Regierung unterzog. In beſtimmten Entfernungen waren Stationen eingerichtet, und mit friſchen Pferden ging die Reiſe raſch vorwärts. Freilich weit landeinwärts geht die heilſame Einrichtung der Poſten nicht, und man iſt gezwungen, dieſelben Pferde oft weit mit ſich zu führen.

Im Ganzen ist Skutari, was gegen 3,000 Schritte im Durchmesser besitzt, freundlicher, als alle Theile des großen Konstantinopels auf der europäischen Seite des Bosporus, und ebenso herrscht hier eine größere Reinlichkeit. Die große Menge von Wasser, was von vorzüglicher Güte aus den nahen Quellen nach der Stadt geleitet wird, mag am Meisten dazu beitragen und schöne Brunnen treten allenthalben dem Spaziergänger entgegen. Zahlreiche Gärten und weniger enge Straßen erhalten die Luft in ihrer Reinheit, und nie bekommt man das beengende Gefühl, wie es sich in dem eigentlichen Konstantinopel nicht weniger, als in Galata und Pera fühlbar macht. Die schönsten blühenden Sträucher: der Schotenstrauch (Cercis Siliquastrum *L.*), der Bohnenbaum, der Hibiskus Syriens u. s. w. mit dem immergrünen Lorbeer, dem baumartig gewordenen Buchsbaum, der stachlichen Eiche (Quercus Ilex *L.* und coccifera *L.*), umwunden von dem weithin duftenden Jasmin, bieten mit ihren in allen Farben spielenden Blumen und dem alle Nüancirungen darbietenden Grüne der Blätter fast allenthaben freundliche Blicke dar.

Wenn sich hier auch nicht solche Prachtgebäude wie jenseits des Bosporus vorfinden, so ist Skutari doch reich an öffentlichen Gebäuden, besonders Moscheen und Klöstern. Auch der großherrliche Palast (Kassr-Humajun), dicht neben dem gewöhnlichen Landungsplatze, nimmt seiner hohen Mauern und seines geheimnißvollen Innern halber die Aufmerksamkeit der Fremden in Anspruch. Die wichtigsten Moscheen sind die große (Böjük-Dschami), die neue (Jeni-Dschami), die des Sultan Mustafa, die des Sultan Selim, neben der eine schöne Kaserne für ein Garderegiment (Selimmije Kischlaßi) erbaut ist, die der Sultan-Walide, neben der man ein Militär-Hospital erbaut hat, und die der Sultan-Sefie, der Mutter Sultan Mohammed's III.

Auf der Südseite Skutari's liegt der große türkische Gottesacker (Böjük Mesaristan), und auf ihm sucht jetzt

jeder Rechtgläubige, auch wenn ſeine Wohnung auf der europäiſchen Seite ſich befinden ſollte, dereinſt begraben zu werden. Daß der Tag nicht mehr fern iſt, an dem der Moslim wiederum den Griechen weichen muß, ſieht jeder unbefangene Türke ein, und er möchte deßhalb nicht gern in einer Erde begraben ſein, wo Ungläubige ihre Herrſchaft aufpflanzen werden. Daß auch Aſien, oder wenigſtens ein großer Theil davon dann ſich der türkiſchen Oberhoheit entzieht, hält er für unmöglich, denn Gott ſelbſt hat den Moslimen Aſien als Erbtheil zugeſtanden.

Nicht weit von der äußerſten Hervorragung des Landes in die Meerenge, genau der Spitze des Sarai gegenüber, ragt aus dem Waſſer ein nackter Felſen hervor, und auf ihm hat Emanuel der Komnene einen feſten Thurm erbaut, ohne Zweifel nur in der Abſicht, um von hier aus nach der gegenüberliegenden Spitze des Sarai eine Kette zu ziehen, wenn ein feindliches Geſchwader die Meerenge paſſiren wollte. Es iſt übrigens wahrſcheinlich, daß auf derſelben Stelle ſchon früher eine Befeſtigung vorhanden war. Der heutige Thurm führt bei den Europäern den Namen Leander-Thurm, trotzdem die Mythe die Geſchichte des Hero und Leander nach den Dardanellen verſetzt; die Türken nennen ihn Kis-Kuleßi, d. h. Mädchenthurm, ein Name, der im ganzen Oriente dergleichen Befeſtigungen gegeben wird, und bringen eine intereſſante Sage damit in Zuſammenhang. Der Kampfheld (Sid al battal) der Araber, der 300 Jahre vor dem ſpaniſchen Campeador lebte, beſtand hier ein kühnes Liebesabentheuer, das uns Herr v. Hammer in einer ſeiner Eklogen des morgenländiſchen Kleeblattes beſingt.

Fünftes Kapitel.

Oeffentliches Leben.

Wenn man aus dem Abendlande nach irgend einer Stadt des Morgenlandes kommt, so ist es nothwendig, sich zuerst von den Vorurtheilen, die die Mährchen der tausend und einen Nacht und schwülstige Reisende der Vor- aber auch der Jetztzeit in uns durch feenhafte und pompöse Beschreibungen und das Reich der Wunder berührende Schilderungen hervorgerufen haben, zu befreien, denn dann erst wird es möglich, die interessanten Seiten des orientalischen Lebens unbefangen aufzufassen und sich mit ihnen vertrauter zu machen. Vor Allem unterscheidet es sich wesentlich dadurch von dem unsrigen, daß im Morgenlande das Weib von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist und nur als Anhängsel des Mannes betrachtet wird. Ein Familienleben, wie wir es haben, ist dem Orientalen fremd, und wenn er auch die Kinder, die ihm eine oder die andere seiner Frauen geboren, oft leidenschaftlich liebt und für sie zu manchen Aufopferungen fähig ist, so erfreut sich doch die Mutter nur so lange der Gunst ihres Mannes, als sie jung und schön ist, oder wenn sie ihm den ersten Stammhalter geschenkt hat. Hat sie ihre ersten Reize verloren, dann tritt eine andere Frau, gleichviel ob freigeboren oder Sklavin, oft die Tochter eines seiner Diener, an die Stelle der früheren Geliebten. Das Weib hat nur den Zweck, dem Manne mit ihren Reizen zu fröhnen, und die Sklavin wird

um einen höhern Preis gekauft, wenn ſie durch Koketterie, wohlgefälliges Weſen und Geſchmack in der Wahl ihrer Kleider und ihres Schmuckes verſteht, die Sinne ihres Herrn zu feſſeln. Geſchicklichkeit in feineren weiblichen Arbeiten wird nur bewundert und erhöht ebenfalls den Preis des Mädchens, inſofern ſie dazu beiträgt, die eigenen Reize zu heben und die nächſte Umgebung ſchöner zu geſtalten. Ausbildung des Verſtandes und des Gemüthes iſt den Töchtern der Großen, wie denen der Armen, unbekannt, und da dieſe ebenſowenig die eine gewiſſe Tournüre gebende Geſelligkeit kennen, ſo ſteht auch das weibliche Geſchlecht in der Türkei nicht weniger, wie in dem übrigen Aſien überhaupt, auf einer ſehr niedrigen Stufe der Bildung. Gefallſucht und Eiferſucht auf der einen, kraſſe Indolenz auf der anderen Seite ſind die hauptſächlichſten Eigenſchaften einer orientaliſchen Frau, und gehört ſie dem Beherrſcher der Gläubigen oder einem der mächtigſten Würdenträger an, ſo geſellt ſich noch Schlauheit und Sucht, Intriguen zu ſpielen, dazu. Die verſtändigen Türken ſehen dieſen traurigen Zuſtand, in dem das weibliche Geſchlecht ſich befindet, und die noch traurigeren Wirkungen auf Familie und Staat ein und beſchränken deßhalb die Zahl der Frauen oft bis auf eine einzige, die aber immer noch hinter Schloß und Riegel verborgen bleiben muß.

Auf den Straßen ſind Frauen ſeltene Erſcheinungen, und ſelbſt die der ärmſten Klaſſe ſieht man nur mit dem großen Mantel, und den Kopf in Tücher gehüllt, um Waſſer zu holen, oder andere Bedürfniſſe des Lebens zu beſorgen. Außer den Augen und vielleicht der Naſenſpitze erblickt man nur eine eingemummte Figur, die langſam auf mit erhabenen Abſätzen verſehenen Pantoffeln daher klappert, und gehört ſie einem wohlhabenden Manne an, dann begleitet ſie eine ebenſo eingehüllte Matrone, und je nach dem Stande folgen ihr ein oder mehre ſchwarze Sklavinnen und ſelbſt Eunuchen. Wehe ihr, wenn ſie es

ein Mal wagte, das Tuch nur wenig öffnend frische Luft zu schöpfen und einer der schroffen Diener des Gesetzes hätte es bemerkt, denn eine große Strafe, die selbst aus Stockprügeln bestehen könnte, würde die Folge sein. Doch diese strenge Sitte hat sich wenigstens in Konstantinopel sehr gemildert, und mitten in dem Quartiere der Gjaur*) begegnet man häufig Frauen mit nicht unbedeutender Begleitung, die selbst die bekannten Magazine für Luxusgegenstände und andere fränkische Waaren besuchen, um ihre Auswahl zu treffen. In diesen Läden hat sich für den nach Abenteuern haschenden Abendländer ein neues Feld eröffnet, und von glaubwürdigen Personen wurde mir versichert, daß sie nicht selten Anknüpfungspunkte und Rendezvous für die mit Argus-Augen bewachten Schönen des Morgenlandes bilden. Geld vermag Alles in der Türkei, und so geben auch gern die Besitzer der feinsten Magazine ihre verborgenen Zimmer für dergleichen Zusammenkünfte her. Während der lange Troß von Wächtern ruhig vor der Thüre des Magazins das anvertraute und bewachte Kleinod sicher glaubt, wird trotz aller Vorsichtsmaßregeln die Ehre ihres Herrn angetastet. Die Männer kennen die Gefahr und suchen auf alle Weise den Besuch der christlichen Magazine zu hintertreiben, aber Mahmud bestätigte den Fetwah (Ausspruch) seiner Weisen, daß es den Frauen des Harems vergönnt sein sollte, in bestimmten Zwischenräumen durch Spatziergänge sich der frischen Luft zu erfreuen, insofern nicht dadurch der Anstand verletzt würde.

Da der Mann inmitten seiner Familie nicht die Unterhaltung findet, die ihm doch von Zeit zu Zeit nothwendig ist und dem ächten Moslim es selbst unschicklich erscheint, am Tage den Harem, d. i. das oder die Gemächer seiner

*) Unter Gjaur verstehen die Türken alle Nicht-Mohammedaner und gebrauchen demnach das Wort eben so, wie die Griechen das Wort Barbar.

Frau oder ſeiner Frauen zu beſuchen, ſo greift er nach ſeiner Pfeife, ſetzt ſich auf den Diwan und bläſ't ruhig eine Dampfwolke nach der anderen vor ſich hin. Noch lieber geht er ins Freie und wählt einen erhöhten Ort, wo möglich mit einem Brunnen in der Nähe, um dort Stunden lang ins Blaue hinein zu ſehen. Dieſes Verſunkenſein in Träumereien, was mit dem Namen Kehf (Keif) belegt wird, iſt nur dem Orientalen und vor Allem dem ſunnitiſchen Muſelmann in dem Grade eigenthümlich und dem, der an Thätigkeit gewöhnt iſt, muß ein ſolches Stunden langes Dahinbrüten ohne alle geiſtige Regung unbegreiflich erſcheinen. Und doch kennt der Orientale nichts Angenehmeres, als dieſen Kehf, beſonders wenn er ſich durch Opium oder Hanfextrakt in eine eigenthümliche, ſinnliche Verzückung verſetzt hat. Alles, was um ihn vorgeht, iſt ihm gleichgültig und es bedarf eines ſehr ſtarken Eindruckes, um ihn aus ſeinem Brüten herauszureißen. Nur der Italiener hat etwas Aehnliches in ſeinem dolce far niente, und weniger der Engländer in ſeinem musing corner. Wenn der Altdeutſche nichts zu thun hatte, ſo ſtreckte er ſich auf ſeiner Bärenhaut aus und übergab ſich den Armen des Morpheus. Auch der Ruſſe kennt nichts Angenehmeres, als zu ſchlafen. Kein Volk beſitzt darin eine ſolche Fertigkeit, wie der Ruſſe, und die Viertelſtunde, die er ungeſchlafen dahingehen ließe, würde ihm mehr Reue verurſachen, als wenn er in der Zeit etwas zu thun vergeſſen hätte. Selbſt im härteſten Winter benutzten die Iswoſchtſchiks, die Führer der Droſchken und Schlitten, in Petersburg die kürzeſte Zeit, in der ſie vor der Thüre auf ihren Herrn zu warten haben, zum Schlafe, und weder Kälte noch Regen vermag ſie davon abzuhalten. Der Orientale verwendet ſeine müſſige Zeit, die ihm freilich auch in größerem Maßſtabe zugemeſſen iſt, zum Kehf-Halten, und wenn er dabei die ihm unentbehrliche Pfeife im Munde hat, ſo iſt ihm alles Andre gleichgültig. Wo möglich muß er nur dabei die friſche Luft einſchlürfen

können, wenn auch ſeine Umgebung nicht die angenehmſte iſt, und es ſcheint, als wenn das mehr oder minder kühle Fächeln der Luft auf einem erhöhten Standpunkte ihn über den oft gränzenloſen Schmutz und über die unſaubern, dem Boden entſteigenden Dünſte hinwegſetzte. In dem großen Konſtantinopel ſind der freien Orte nur wenige, und dem Türken genügt ſchon das luftigere Ufer des Hafens oder die Terraſſe ſeines Hauſes, während der Chriſt (Grieche, Armenier oder Franke) die mit ſchattigen Bäumen beſetzten Gottesäcker und eine Menge Vergnügungsorte außerhalb der gedrückten Luft ſeiner Straßen aufſucht, um dort geräuſchvoller, als der Muſelmann, einen Theil ſeines Tages zu verleben.

In den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes hatten wir nichts Beſſeres zu thun, als die Straßen der ſultaniſchen Reſidenz zu durchwandern, und um die türkiſchen Eigenthümlichkeiten beſſer aufzufaſſen, wählten wir vor Allem die türkiſchen Viertel der durch Meere getrennten Stadt und darin wiederum die Baſare und die Plätze vor den größeren Moſcheen. Den türkiſchen Nationalcharakter aufzufaſſen, wurde mir jedoch unmöglich, wenn es mir auch allmälig gelang, unter den ſtehenden Einwohnern Konſtantinopels vier Racen hinlänglich von einander charakteriſirt herauszufinden. Ich wußte wohl ſchon früher, daß ich in Konſtantinopel keine ächt türkiſchen Phyſiognomien und Geſtalten mehr erwarten konnte, glaubte aber doch noch hie und da Spuren auffinden zu können. Leider muß ich auch offen bekennen, daß eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des türkiſchen Nationalcharakters noch ein frommer Wunſch iſt und auch wohl zunächſt bleiben wird. Ich habe mich zwar mit vielen türkiſch redenden Völkern, beſonders mit den unter ſich verſchiedenen Tataren des ruſſiſchen Reiches bekannt gemacht und die einer türkiſchen Sprache ſich bedienenden Baſchkiren und einzeln auch die in Kleinaſien und Armenien herumziehenden Turkſtämme, dort unter dem Namen Jürük bekannt, geſehen,

aber trotzdem bin ich nicht zur Klarheit gekommen. Daß Timur wahrſcheinlich ein Türke und kein Mongole geweſen iſt, aber trotzdem viele Mongolenſtämme, die nun ſeine Sprache annahmen, mit ſich geführt hat, beſtärkt meine Behutſamkeit. Die Nogaier unterſcheiden ſich weſentlich von den ſchirwan'ſchen Tataren und zwiſchen ihnen ſtehen die Turkſtämme. Wahrſcheinlich bildet der eigentliche Türke oder Turanier jenſeits des Kaspiſchen Sees einen unterſetzten Menſchenſchlag, bei dem aber die den Mongolen vorherrſchend zukommende Fettbildung unmittelbar unter der Haut ſich weniger oder faſt gar nicht vorfand. Seine abgerundeten Glieder beſitzen einen feſten Muskelbau, und der vorherrſchend kurze und dicke Hals trägt einen abgerundeten Kopf mit keineswegs bedeutendem, blonden oder mattbraunen Haarwuchſe. Wie bei dem Mongolen iſt der Bart nur ſchwach entwickelt, aber ſein Haar ſtärker, als das des Hauptes *). Das dunklere Geſicht erſcheint rundlich, und ſeine Züge ſind markirt. Die kleine Naſe iſt wenig oder gar nicht eingebogen. Die ſogenannte Stumpfnaſe iſt ein ächt mongoliſches Kennzeichen, was durch die erſten Tataren unter Dſchingis-Chan zunächſt bei den Ruſſen und dann auch beſonders bei den Norddeutſchen, d. h. vorherrſchend den Blonden unſeres Stammes, ſich eingebürgert hat. Die länglichen Augen, faſt immer von grauer Farbe, ſcheinen allerdings ſchief zu liegen, aber bei Weitem nicht in dem Grade, als

*) Selbſt die Geſchichte der Türken ſagt dieſes mit deutlichen Worten, denn als Sandſchar, der Sohn des Melek-Schah, des größten Beherrſchers unter den perſiſchen Selbſchuken, in der Mitte des 12. Jahrhundertes, die Unterwerfung des Kur-Chan, des Herrſchers von Chatai im nördlichen China, verlangte und im widerſpenſtigen Falle mit zahlloſen Heeren, deren Pfeile die Haare ſpalten würden, drohte, ließ Kur-Chan den Geſandten die Barthaare ausraufen und ſie ihm mit Nadeln in die Hand geben. Mit den Worten: „Wenn ihr das Barthaar mit Nadeln nicht ſpalten könnet, wie wollet ihr es bei den feineren Haaren des Hauptes mit Pfeilen thun" entließ er ſie.

die Chineſen und die übrigen mongoliſchen Völker es zeigen. Unter dem gemeinen Volke iſt mir nie ein Osmane begegnet, der zu dieſer Beſchreibung gepaßt hätte, wohl aber ſah ich einige Mal unter den Würdenträgern ſich dahin neigende Geſtalten. Der grauſame Abdullah-Paſcha von Trebiſond, der Herrſcher von Dſchanik, iſt ächt türkiſchen Urſprunges, und trotz der vielfachen Verbindung ſeiner Vorfahren mit anderen Frauen, rollt türkiſches Blut in ſeinen Adern. Nach ihm habe ich vorzugsweiſe eine Schilderung entworfen.

Im Oriente klaſſifizirt man die Völker keineswegs nach ihrer Abſtammung, ſondern die Religion oder hin und wieder die Unterthanenſchaft gibt allein die Unterſchiede. Aus der Urſache nennt man ſogar alle den Pabſt als Oberherrn anerkennenden Armenier Franken. Frankreich, der ſorgſame Beſchützer aller Katholiken der Türkei, nimmt ſich ihrer jetzt mit Recht im Libanon an, wenn vielleicht auch andere Urſachen, als die Menſchlichkeit, es dazu beſtimmt haben mögen. Rußland gerirt ſich als Schutzherr aller Anhänger der morgenländiſchen Kirche, beſonders in den nördlichen Provinzen und möchte ſeine Macht gern weiter ausdehnen, findet aber, beſonders von England aus, mächtigen Widerſpruch. Die ſchlaue Politik des Herrſchers an der Newa verſteht aber dadurch den Einfluß zu vergrößern, daß ſie türkiſche Griechen in eine der angränzenden Städte ſchickt und dort mit ruſſiſchen Päſſen verſieht. Damit werden ſie als ruſſiſcher Unterthanen betrachtet und dürfen ſich auf Rußlands Schutz berufen. Man hält ſelbſt bisweilen die Reiſe nach einer ruſſiſchen Stadt für gar nicht nothwendig und verſieht in der Kanzlei zu Konſtantinopel den bittenden Griechen anfangs für eine kurze Zeit, dann für immer mit einem ruſſiſchen Paſſe, der den türkiſchen Unterthanenverband faktiſch aufhebt.

Griechen, Armenier, Italiener und Araber, zu welchen letzteren ich die Juden rechne, machen die hauptſächlichſte

Bevölkerung der Gränzſtadt zweier Welttheile aus und bekennen ſich zum Theil zur mohammedaniſchen Religion; vorherrſchend aber ſind es Griechen, die mit dem Islam auch die geiſtige Indolenz angenommen haben.

Die Griechen, inſoweit ich ſie geſehen habe und ſie mir von Reiſenden geſchildert worden ſind, bilden ebenfalls, wie die Türken einen kleinen und kurzen Menſchenſchlag, aber mit vollendeteren Formen und Geſichtszügen. Alle Statuen des Alterthums und beſonders die Münchener Aegineten-Gruppe ſtimmen damit überein. Der herrliche, ich möchte ſagen, ſchwellende Bau ſeines Körpers und das harmoniſche Ebenmaß ſeiner Glieder hat den Griechen von jeher zum Muſter der Schönheit hingeſtellt, und wenn auch die der Nachwelt übriggebliebenen Bildſäulen der griechiſchen Schönheits-Idee mehr als der Wirklichkeit nachgebildet waren, ſo wurde die erſtere doch urſprünglich der letzteren entnommen. Mehr noch als der Körper zeichnet ſich der Kopf in ſeiner von keinem anderen Volke übertroffenen Bildung aus und, trotz des kleinen Körpers umſtrahlt ihn eine ſeltene Majeſtät, die ſich freilich noch insbeſondere durch ſeine geiſtige Entwickelung und den ungebändigten Freiheitsſinn in der Weiſe geſtalten konnte. Mit welcher Kraft trat der Grieche des Alterthumes dem verweichlichten Perſer ſelbſt als Kriegsgefangener entgegen? In ſeinen Kämpfen mit dem weit überlegenen Könige Perſiens machte ſich das moraliſche Bewußtſein ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit allenthalben geltend. Heut zu Tage hat ſich zwar Vieles verändert, und wenn auch der zum Islam übergetretene Grieche nur körperlich ſeine Eigenthümlichkeiten ſich erhalten, ſo hat doch der chriſtliche immer noch jenen ungebändigten Freiheitsſinn und das ungebrochene Streben nach Thatkraft, die ſeine Vorfahren auszeichneten. Leider ſind aber die alten bewährten Tugenden durch Zeit und Umſtände vielfach verändert worden, und Hang zur Raubſucht, Grauſamkeit, Liſt und Betrug ſind an ihre Stelle getreten. Wie auf den Bildſäulen, ſo

zeichnet ſich auch noch jetzt der Kopf des Griechen durch ſeine Regelmäßigkeit aus. Vorherrſchend rund, bedeckt den oberen und hinteren Theil kaſtanienbraunes, aber auch blondes Haar, in der Geſchmeidigkeit ganz dem unſrigen gleich, und ein ſchöner Bart von ſtärkerem Haar beſchattet die Oberlippe, während Kinn und Wangen in der Regel raſirt werden. Das abgerundete und volle Geſicht beſitzt einen helleren Teint, als man gewöhnlich glaubt, und ſchöne, vorherrſchend braune Augen von runder Form ſchauen groß entgegen. Die gerade Naſe bildet mit der Stirn nur einen ſchwachen Winkel, den vollſtändig ausgeglichen ich nur einige Mal bei makedoniſchen Griechinnen erblickte. Der Mund zeichnet ſich durch ſeine Kleinheit aus, und das abgerundete Kinn iſt durch eine flache Furche von ihm geſchieden. Schläfen und Backenknochen bilden eine ununterbrochene Kurve, und gewölbte Augenbrauen breiten ſich gefällig am Ende der mittelmäßigen Stirn über den nur wenig hervorſpringenden Rändern der Augenhöhlen aus.

Aber nicht alle, die ſich Griechen nennen, ſind ihrem Urſprunge nach Griechen, und ſchon ihre äußere Geſtalt deutet auf eine andere Abſtammung. Am Schwierigſten ſind die ſlawiſchen Griechen zu beſtimmen.

Eine ſchlanke, markige Figur iſt ein Hauptmerkmal der urſprünglichen Bewohner Syriens und Arabiens, und ein gebräunter Teint bezeugt das ſüdliche Vaterland. Weder Körper noch Glieder ſind abgerundet, aber trotz der deutlicher zu unterſcheidenden Muskelpartien wohlgeformt. Starker Knochenbau zeichnet ſie ebenfalls vor allen anderen Völkern aus, und ihm verdanken die Araber der Wüſten wohl vorzüglich ihre ſeltene Ausdauer. Auch im Geſichte ſpricht er ſich aus und macht alle Züge markirt. Schwarzes, aber mattes Haar bedeckt den hinteren und oberen Theil des Hauptes und beſitzt am ganzen Barte gleiche Stärke, ohne jedoch daſelbſt die Dichtigkeit, wie bei den Völkern

indo-europäiſchen Stammes, zu erreichen. In dem länglichen Geſichte treten Stirn, Naſe und Kinn mehr hervor und die nie runden, aber großen und länglichen Augen, von brauner und überhaupt dunkler Farbe, beſitzen neben vielem Feuer noch eine größere Beweglichkeit. Kein anderes Volk vermag die Augen ſo wild zu rollen, als die Araber. Energie des Geiſtes ſpricht ſich in jeder ſeiner Handlungen aus, und ohne Zweifel haben ſie auch vor den meiſten Völkern Aſiens und Afrika's hervorragende Talente, wodurch ſie ſich auch ſeit langer Zeit die Herrſchaft über ihre Nachbarn verſchafften. Von ihnen ſind die Sicilianer und die meiſten ſüdlichen Italiener nur ſchwierig zu unterſcheiden, aber auch die Geſchichte ſagt uns, daß in den Adern der Bewohner Unteritaliens viel arabiſches Blut fließt.

Wenn die Griechen in Konſtantinopel die ſchönſten Menſchen unter ſich beſitzen, ſo kommen unter den Arabern die kräftigſten und männlichſten Geſtalten vor. Sie ſind es vorzugsweiſe, welche als Ruderleute (Kaikdſchi's) von jeher allen Abendländern imponirten und den türkiſchen Frauen oft mehr zuſagten, als ihre abgelebten Herren. Mit Leichtigkeit theilen ſie die Fluthen, und die ſpitze Gondel ſchießt pfeilſchnell vorwärts. Ein einziger Ruderer legt oft nicht unbedeutende Strecken mit dem leichten Fahrzeuge in kurzer Zeit zurück und gönnt erſt nach geraumer Zeit ſeinen nervigen Armen eine kurze Ruhe.

Auch die Juden gehören zum arabiſchen Stamme, unterſcheiden ſich aber weſentlich von ihren konſtantinopolitaniſchen Stammgenoſſen, und haben wahrſcheinlich durch den faſt zwei Jahrtauſende andauernden Druck das ihnen urſprünglich eigenthümliche Feuer, was ſich beſonders in den Augen ausſpricht und wodurch ſich ſelbſt ihre, im Verlaufe der Zeit ebenfalls anders gewordenen Glaubensbrüder bei uns größtentheils noch auszeichnen, gänzlich verloren. Die ſo lange anhaltenden feindſeligen Umſtände hinderten die volle Ent-

wickelung des einſt ſo kräftigen Körpers, und mit der Kraft ging auch die urſprüngliche Energie des Geiſtes zu Grunde. Die einſt markirten Glieder erſcheinen jetzt mehr abgerundet und ſelbſt das ſchöne ſchwarze Haar hat ſich durch mancherlei Sorgen in ein opakes und graues Kaffeebraun umgeändert. Die Geſtalt der Juden hat ſich dadurch der der Griechen genähert, aber dem Geſichte fehlt jeder edle Zug, ſowie die Schönheit, durch die ſich die letzteren auszeichnen. Nur ſelten begegnet man einem Juden, der ſeine urſprünglichen Grundformen ſich erhalten hat, aber man kann dann in der Regel überzeugt ſein, daß nicht die Türkei ſein Vaterland iſt. In dieſem Falle iſt er von den Bewohnern des ſüdlichen Italiens kaum zu unterſcheiden, was unſere Anhänger des alten Teſtamentes oft zu ihrem Vortheile benutzen, indem ſie ſich für Italiener ausgeben.

Das dritte Volk in Konſtantinopel ſind die Italiener, die aber mit den Griechen vielfache Vermiſchungen eingegangen haben. Selbſt die ächten Abkömmlinge dieſes Volkes, die vorherrſchend aus Genua und weniger ſchon aus Venedig kamen, ſind nicht leicht zu beſtimmen, da germaniſches und arabiſches Element vielfach ſich eingedrängt. Die Nachkommen der Gründer des heutigen Galata's ähneln im Allgemeinen den Griechen mehr als den arabiſchen Bewohnern Konſtantinopels, während ſie aber von den erſten die Figur des Körpers beſitzen, nähert ſich der kurzlängliche und ſchwarzhaarige Kopf mit markirten Zügen und feuerſprühenden dunkeln Augen mehr den letzteren. Ihr Gang iſt zwar lebendiger und friſcher als bei den Griechen, ſie übertreffen ſie aber nichtsdeſtoweniger an Trägheit. Das dolce far niente brachten ſie aus ihrem Vaterlande mit und nichts konnte in der türkiſchen Reſidenz beſſeren Boden finden als gerade dieſes. Hauptſächlich aus ihrer Faulheit hat ſich allmälig die Sittenloſigkeit erzeugt, die die Italiener vor allen andern Völkern Konſtantinopels auszeichnet. Sie ſind die eigentliche sentina reipublicae, wie ſie vor Allem ſich

in Galata eingeniſtet hat, und die türkiſche Regierung bedient ſich hauptſächlich ihrer, um die verdächtigen Bewegungen der Griechen zu erſpähen. Als bezahlte Spione durchſtreifen ſie die zahlreichen Tavernen und ſonſtige öffentliche Vergnügungsorte, um der Regierung alles, was vorgeht, zu verrathen. Fern ſei es jedoch von mir, alle in Konſtantinopel lebenden Italiener in eine Kategorie zu bringen, denn rühmliche Ausnahmen gibt es allenthalben und ſo auch hier. Wenn ich im ferneren Verlaufe meiner Beſchreibung über Menſchen oder über ein ganzes Volk ein Urtheil fälle, ſo bezieht ſich dieſes nur auf die Mehrzahl und zu jeder Zeit habe ich gegen Einzelne, z. B. hier in Betreff der Italiener gegen die Familie meiner italieniſchen Wirthin Achtung gehabt und ausgeſprochen.

Es bleibt mir nun noch die Charakteriſtik des vierten und letzten Volkes, des Armeniers, übrig, und im Verlaufe meiner Reiſe hatte ich vielfach Gelegenheit, dieſes uralte Volk, das mit gewiſſenhafter Genauigkeit gleich den Juden ſeinen Stammbaum bis auf Noah und Adam hinaufführt, in ſeinen Eigenthümlichkeiten zu beobachten. Selbſt den Juden, mit dem er gleiches Schickſal hinſichtlich ſeiner Zerſtreuung beſitzt, nicht ausgenommen, hat ſich der Armenier wie in Polen, Wien und Venedig, ſo in Madras, Kalkutta und Kanton allenthalben gleich erhalten und, außer mit ſeinen nachbarlichen Gruſiern, nirgends eine Vermiſchung eingegangen. So hartnäckig er auch ſeine Religion, von der er nur die Form feſtgehalten hat, auswärts zu vertheidigen ſcheint, ſo haben doch in ſeinem Vaterlande zahlreiche Stämme ſich bald zu den Kurden, bald zu den Türken geſchlagen und führen nun mit den erſteren ein gemeinſchaftliches Nomadenleben. Der Armenier beſitzt eine ſchlanke Figur und, gleich dem Araber der Wüſte, einen ſtarken Knochenbau. Muskulöſe Arme und Beine zeichnen ihn keineswegs aus und eher möchte ich die Glieder, wie den ganzen Körper mager nennen, wenn das gränzenloſe Elend, dem er in ſeinem Vaterlande ausgeſetzt iſt, nicht erſt

dieſen Zuſtand hervorgerufen hat. Die Schatzmeiſter und Banquiers beſaßen allerdings abgerundetere Formen. Auf einem dürren Halſe ſitzt das längliche Haupt, das nur bei dem Perſer einen größeren Längsdurchmeſſer beſitzt. Wohlgefällige Formen zeigt das Geſicht nicht, und nirgends habe ich ſo häßliche Frauen geſehen als bei den Armeniern. Nur wenige Jahre der Blüthe vermögen dem Geſichte eine vorübergehende Friſche, nie aber einen angenehmen Ausdruck zu verleihen. Die Backenknochen, wenn auch nicht ſo eckig wie bei den Mongolen, ſtehen aber doch etwas hervor und ſelbſt bei Jünglingen in den zwanziger Jahren ſind ſie zu unterſcheiden. Am Meiſten charakteriſiren aber den Armenier die Naſe und die Augen. Erſtere iſt vorherrſchend entwickelt, ragt ſelbſt bei jungen Mädchen unangenehm hervor und gibt im höheren Alter dem Geſichte die Häßlichkeit, wodurch es ſich beſonders, wie ſchon geſagt, bei Frauen auszeichnet. Wie die geſchlitzten Augen der Mongolen ſich bei Vermiſchungen mehre Generationen hindurch erhalten haben und man in Petersburg bei hochgeſtellten Fürſtinnen die kalmükkiſche Abſtammung noch erkennt, ſo hat ſich auch bei dem Gruſier, der nur einmal armeniſches Blut in ſeinen Adern aufgenommen hat, die große armeniſche Naſe viele Generationen hindurch erhalten. Umgekehrt gibt ſich bei armeniſchen Familien das einmal eingeimpfte gruſiſche Blut in den ſchönen, großen und ſchmachtenden Augen kund. Das Auge des ächten Armeniers hat keine wohlgefällige Form, da es wie bei dem Perſer lang und ſchmal iſt und außerdem noch bei einer vorherrſchend dunkelgrauen oder braunen Farbe matt erſcheint. Das Haar des Hauptes beſitzt keineswegs die Weichheit und Geſchmeidigkeit der griechiſch-ſlawiſchen und germaniſchen Völker, iſt aber auch nicht ſo hart wie bei den Arabern und Juden. Seine Farbe beſteht in einem matten oder fahlgrauen Kaſtanienbraun. Der Bart entwickelt ſich wie bei den ſemitiſchen Völkern weniger dicht.

Die geiſtigen Eigenſchaften des Armeniers ſprechen zu ſeinen Gunſten, nicht aber die moraliſchen, und es ſcheint, als wenn die gleichen Verhältniſſe des Druckes und der Unduldſamkeit, wie bei den Juden, ſeine Demoraliſirung herbeigeführt hätten. Das milde Chriſtenthum iſt bei ihm eine ſtarre Form, und gleich dem Mohammedaner, der mit dem Glaubensbekenntniß: „Gott iſt Gott und Mohammed ſein Prophet," ſeiner Religion genügt zu haben ſcheint, zeigt auch ſchon bei ihm der bloße Glaube an „Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger-Geiſt, die alle drei Eins ſind," den Chriſten an. Bei den Griechen iſt es leider nicht viel beſſer und man darf ſich deßhalb nicht wundern, wenn im innern Aſien der Name Chriſt ein Schimpfwort iſt. Selbſt der Europäer thut gut, auf ſeine Religion nicht zu ſtolz zu ſein, denn der Muſelmann kennt nur das traurige Chriſtenthum der Armenier und zum Theil auch der Griechen. Beide haben noch beigetragen, den Franken hinſichtlich ſeines Glaubens zu verdächtigen, und weil er nicht dieſelbe ſchmutzige, kriechende Verehrung für gleichgültige Dinge an heiligen Orten an den Tag legt, ſondern, wenn er betet, mit Inbrunſt ſeine Blicke dem Höchſten zuwendet, ihn als einen Freigeiſt und Atheiſt zu ſchildern.

Trotzdem der Armenier in ſeiner Schule, deren leider nur wenige vorhanden ſind, kaum das Einmaleins lernt, iſt er doch in ganz Aſien der geſchickteſte Rechenmeiſter und hat ſich deßhalb nicht weniger bei der hohen Pforte, als bei allen Würdenträgern des Reiches ſo unentbehrlich gemacht, daß keine Finanz-Operation unternommen wird, ohne den ſachverſtändigen Armenier zu Rathe zu ziehen. Der Paſcha einer Provinz pachtet zwar die Steuern und ſonſtigen Gefälle von der Regierung, übergibt aber ſeinem Banquier, der ſtets ein Armenier iſt, die Eintreibung derſelben oder verpachtet ſie geradezu an ihn. Wie dabei das arme Volk zurechte kommt, und welchem fürchterlichen Drucke es dabei ausgeſetzt iſt, davon hat man bei uns keinen Be-

griff. Von den jährlichen Abgaben fallen ein Drittel in die Taſche des Armeniers und ſeiner ſauberen Helfershelfer, ein Drittel nimmt der Paſcha in aller Gemächlichkeit in Anſpruch und kaum das letzte Drittel fällt der Regierung anheim. Es mögen aus allen Ecken und Enden Klagen bei der hohen Pforte einlaufen, das Volk hat nur doppelte Koſten und doppelten Druck, denn wieder der brauchbare Armenier wird in die kaiſerliche Reſidenz oder in die Hauptſtadt einer Provinz entſendet, um alle Minen gegen das drohende Ungewitter in Bewegung zu ſetzen. Während er auf der einen Seite in die vollen Taſchen greift und mit Trinkgeldern nicht ſparſam iſt, erwirbt er ſich zuerſt die einflußreichſten unter der dienenden Klaſſe — ein Coup, der auch bei uns viel gilt und die Ehrlichkeit nicht ſelten zu Schanden werden läßt — und geht ſo ſtufenweiſe bis zu dem Mächtigſten empor. Auf dem ganzen Wege bis zu dem Miniſter oder Paſcha findet er gefühlvolle Menſchen, die ſich von der Unſchuld des Angeklagten bald überzeugen, und iſt nur der Nachdruck nicht zu gering, ſo geht der Armenier ſiegreich hervor. Am Beſten vermag ein Gleichniß, was ich mehre Male zu hören Gelegenheit hatte, darzuthun, wie der Türke den Armenier beurtheilt.

Als Chriſtus im Gefängniſſe ſaß und ſeiner Verurtheilung durch die Rechtsgelehrten ſeines Volkes entgegenſah, fanden ſich die vier Hauptvölker ſeines offenbarten Glaubens bei ihm ein und baten der Reihe nach um Erlaubniß, ihn aus den Händen ſeiner Feinde zu befreien. Der Herr hörte jeden einzeln an und erkundigte ſich nach den Mitteln, die ſie zu ſeiner Erlöſung in Bewegung ſetzen wollten. Da traten zuerſt die Firengi (alle chriſtlichen Europäer mit Ausnahme der Ruſſen) hervor und ſagten: „Uns iſt die ganze Wiſſenſchaft unterthan; wir wollen mit Beweiſen des unveränderlichen Rechtes darthun, daß man Dich ſchmähliger Weiſe gefangen hält und Du keine der Sünden, die man Dir Schuld gibt, begangen haſt. Sollte dieſes nicht die

nöthige Wirkung äußern, ſo nehmen wir unſere Zuflucht zur Magie, deren Studium uns nicht allein alle Naturgeſetze kennen lehrte, ſondern auch alle Geiſter unterthan machte.“ Jeſus erwiederte, daß er mit Freuden ſtets der Firengi gedacht hätte, denn ihre Macht würde durch die Wiſſenſchaft zu einer Größe gedeihen, wie ſie bis jetzt kein anderes Volk erreicht hätte, aber er wolle ſterben für den Glauben, den er auf Erden gelehrt habe, und dann wieder zu ſeinem Gott eilen, von dem er ausgegangen.

Kaum hatte er geendet, ſo drängte ſich, in einen Wolfspelz gehüllt, der Abgeſandte des nordiſchen Zares durch die dichten Maſſen und ſprach, ſich bis zur Erde beugend, zu dem Erlöſer: „Herr, Kanonen und Koſaken ſtehen mir zu Gebote wie Sandkörner am unermeßlichen Meere, nur eines Winkes bedarf es, um meine tapfern, bis jetzt unüberwindlichen Heere nach Jeruſalem zu führen und das ganze jüdiſche Reich über den Haufen zu werfen. Was kümmern uns die Trümmer der Stadt und das Wehklagen der betroffenen Menge, mitten aus dem ſchändlichen Gefängniſſe entführen wir Dich, um Dich auf den größten Thron der Welt zu ſetzen. Laß mich ferner Dir zur Seite ſtehen und kein Haar ſoll Dir von Deinen Feinden mehr gekrümmt werden.“ „Auch Du, Gläubiger meiner geoffenbarten Religion, empfange meinen Dank und ſei verſichert, daß Deine Nachkommen zum Lohne dereinſt in drei Welttheilen herrſchen werden. Doch mein Beruf iſt, für das Heil der Menſchen zu ſterben und ſo geſchehe Gottes Wille.“

Es trat nun der Grieche vor, ſeine Hilfe dem Geiſte Gottes (Ruh-Allah), wie die Moslimen Jeſus nennen, anbietend. „Herr! Mag die Wiſſenſchaft der Firengi und die Macht der Ruſſen gegen das, womit ich Dich den Händen Deiner Feinde entführen will, um Vieles höher ſtehen, ſo möchte doch unſere Kunſt, mit der wir im Geheimen Schlöſſer anzünden und Schiffe verbrennen, noch leichter zum Ziele führen. Wir haben das Feuer in unſerer Ge-

walt und Muth beſitzen wir genug, um es mitten in das innerſte Gemach des Judenkönigs und ſeiner gewiſſenloſen Schergen zu tragen.“ Doch Jeſus dankte auch für den guten Willen der ſtets treumeinenden Griechen, und es traten endlich die Abgeſandten des letzten chriſtlichen Volkes, der Armenier, hervor. „Laß uns ſchalten und walten, Herr, zu Deiner Rettung und Du geheſt am Sicherſten der Freiheit entgegen. Wie lange kann es dauern, ehe die Firengi die hartnäckigen Juden mit ihrer Wiſſenſchaft eines Beſſern belehren, Monate können vergehen, ehe die Ruſſen aus dem eiſigen Norden nach dem weiten Jeruſalem mit Kanonen und Koſaken kommen, und nicht ſelten ſind die Brander der Griechen ohne Wirkung erloſchen, oder gar mit den Feinden auch die Freunde von der Erde vertilgt worden. Bei allen Großen des Reiches haben wir uns eingeniſtet und ſcheinbar ohne alle äußere Macht leiten wir nicht ſelten das Geſchick der morgenländiſchen Reiche. Unſere Kaſſen ſind gefüllt und dem blanken und hellklingenden Golde kann nicht leicht ein Jude widerſtehen. Wir erkaufen uns erſt die Gunſt der Kammerdiener und der übrigen Einfluß ausübenden Hausgenoſſen, um endlich auch unſer Glück mit den Phariſäern und Schriftgelehrten zu verſuchen. Du wirſt ſehen, daß nach dem Verlaufe der kürzeſten Friſt Du für unſchuldig erklärt und auf freien Fuß geſtellt biſt. Laß uns nur dann für Dich handeln, und Du kannſt ferner lehren, wie es Dir gefällt.“

„Wohl kenne ich euren Einfluß bei den Mächtigen des Landes, doch mein Vater im Himmel will, daß es geſchehe und ſo mag der bittere Kelch nur raſch vorüber gehen.“ So ſprach der Heiland und verabſchiedete die Geſandten ſeiner ihm treu ergebenen Völker.

Da die Familie dem Fremden wie auch dem Einheimiſchen verſchloſſen iſt, ſo bieten vor Allem der Baſar, die Kaffeehäuſer, die Bäder und Moſcheen die meiſte Gelegenheit dar, um die Sitten und Gebräuche der Orientalen

kennen zu lernen. Auf dem Baſare befinden ſich alle Arten von Handarbeitern, meiſtens in offenen Buden, und dem müßigen Zuſchauer ſteht es nach Belieben frei, ſich dort planlos herum zu treiben oder den einzelnen Gewerken zuzuſehen. Wie die Straßen im Allgemeinen eng ſind, ſo ſieht man auch die, in denen der Reihe nach die verſchiedenen Arbeiter ſitzen, nicht viel breiter. Nach den Gewerken führen in der Regel die Straßen ihre Namen, eine Einrichtung, die in vielen Fällen auch bei uns wünſchenswerth wäre, und ſo hat man eine Straße der Paſtetenbäcker (Börek-dſchiler Sokak), der Schachtelmacher (Kutudſchilar), der Steinhauer (Taſchdſchilar) ꝛc. Jedes Gewerk nimmt eine beſtimmte Gegend ein und der Käufer kann ſich bei der großen Auswahl etwas herausſuchen, wie er es gerade wünſcht. Da der Orientale von altem Schrot und Korn mit ſeinen weiten Gewändern und ſeinen ſonſtigen Bedürfniſſen nur einer Richtung folgt, und weder in den Kleidern noch in den Luxus-Artikeln einer Mode gehuldigt wird, ſo werden auch faſt alle Gegenſtände mehr fabrikmäßig gearbeitet, d. h. der Handwerker erhält keine Beſtellungen, ſondern iſt nur bemüht, ſich für die Käufer zur beliebigen Auswahl den nöthigen Vorrath zu verſchaffen. Ein Arbeiter verfertigt aber nur eine beſtimmte Sache und läßt ſich mit der Fertigung einer anderen, und wenn ſie der ſeinigen noch ſo ähnlich iſt, durchaus nicht ein. Dieſes Zertheilen der Arbeit geht oft ins Lächerliche, denn auf dieſe Weiſe gibt es z. B. eben ſo viele Sorten von Schneidern, als man Sorten von Kleidungsſtücken hat. Wer ſich mit der Fertigung der weiten mit Schnuren beſetzten Jacke (Dolman) beſchäftiget, macht keinen Oberrock (Beniſch) oder Pelz (Kürk); ſelbſt die freilich verſchiedenen Beinkleider für Frauen (Schalwari) macht kein Schneider für die der Männer (Tſchasgür) zum Verkaufe. Um ſich die jetzt eingeführte Kopfbedeckung (den Fes) anzuſchaffen, muß man zu vier verſchiedenen Kaufleuten oder Handwerkern gehen, und man kauft von dem Einen die eigentliche rothe Filzmütze (vorzugsweiſe Fes genannt), von

dem Anderen die ſeidenen Quaſten (Püskül), und von dem Dritten den ſteifen, grauen Filz (Kauk) zum Aufrechthalten des Fes, während der Vierte endlich das Futter (Tarbuſch) bereitet und die ganze Kopfbedeckung zuſammenſetzt. Will man noch turbanartig Tücher (Jemini) herumſchlagen, ſo muß man ſich zur fünften Sorte von Kaufleuten begeben. Um ſich einen vollſtändigen Anzug zu kaufen, iſt es nothwendig, in eben ſo viele Buden ſich zu begeben, als man Stücke zu brauchen meint und es darf deßhalb nicht auffallen, wenn man den Ankauf der oft zwanzigerlei Sachen an einem Tage gar nicht zu Ende bringt. Die große Zunft der Schuhmacher gibt der der Schneider nur wenig an Weitläufigkeit nach, und während der Eine nur die Pantoffeln (Papuſch) oder die großen Stiefeln zum Ausgehen (Tirlik) verfertigt, findet man bei einem Dritten nur die weichen, den Fuß eng umſchließenden Fußbekleidungen (Meſt).

Für den Abendländer, der dergleichen in ſeinem Vaterlande nicht ſieht, bietet deßhalb wohl der Anblick der orientaliſchen Verkaufsſtraßen mannigfaches Intereſſe dar und es gibt ein buntes Bild, der Reihe nach die verſchiedenen Handwerker mit ihren Eigenthümlichkeiten vor den Augen paſſiren zu laſſen. Hier ſitzen mit übereinandergeſchlagenen Beinen die Kürſchner und zerſchneiden die feinen Felle der Tatarei je nach ihrem Werthe in viele Stücken, um ſie dann zu einem allenthalben gleichguten Pelze zuſammenzunähen. Um das Ueberziehen bekümmert er ſich nicht und kommt man in eine andere Straße, ſo kann man ſich auch mit dieſem bekannt machen. Dort zieht ſich die Straße der Waffenſchmiede dahin, die in der Regel nur die guten Klingen, beſonders aus Damaskus oder Choraſan, für den Gebrauch zurechtmachen. Und wiederum wechſelt die Scene, die Keſſelſchmiede mit ihrem blanken Kupfer kommen an die Reihe, um vielleicht auf dem weiteren Spaziergange den Poſamentirern Platz zu machen. Mehr außerhalb, beſonders am Hafen und an großen Plätzen, halten die Verkäufer mit

Obſt, Fiſchen, Brod und anderen Lebensmitteln feil, und ihnen will ich einige Aufmerkſamkeit widmen, da es vor mir noch Niemand, ſoviel ich weiß, gethan hat.

Das Obſt iſt im Allgemeinen ſchlecht und die guten Südfrüchte werden erſt aus anderen Gegenden eingeführt. So kommen die beſten ſüßen Orangen (Apfelſinen) aus Sizilien, und ihr Name Portakali deutet die Aepfel der Hesperiden klar genug an. Ich weiß nicht, warum man dieſe Früchte durchaus aus dem Morgenlande ſtammen laſſen will, da ſowohl der alte griechiſche Name, als der neuere der Türken und Griechen ſie nach dem Abendlande verweiſt. Wenn ſie auch ebenfalls in Portugal, Spanien und Unteritalien eingeführt wurden, ſo kann doch nur das weſtliche Nordafrika die Hesperiden-Gärten gehabt haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die bitteren Orangen, deren heutiger Name Araranſi (Turundſch) nicht weniger als der frühere: Aurantia, woraus Orange entſtanden iſt, daſſelbe Vaterland haben und aus ihnen erſt die ſüßen durch allmälige Veredelung hervorgegangen ſind. Die Citronen werden ebenfalls von vorzüglicher Güte aus Italien und Griechenland eingeführt und heißen noch Limon. In Syrien und den wärmeren Küſten des öſtlichen und ſüdlichen Kleinaſiens wachſen große, der Pompelmus ähnliche Citronen, die den Namen Aghadſch-Kawun, d. h. Baum-Melonen, führen. Granatäpfel (Nar) ſind wegen des ſäuerlich-ſaftigen Fleiſches, was die eigentlichen Samen umgibt, für die Südländer während der heißen Monate eine angenehme Speiſe, und aus ihnen verfertigt man durch Zuſatz von Honig einen vorzüglichen Scherbet (d. h. eine Art Limonade, oft aber auch nur Zuckerwaſſer, wörtlich ein „Getränk" vom Arabiſchen „Scharab," trinken).

Die Feigen (Indſchir) ſind größtentheils von vorzüglicher Güte und die Baſare des friſchen, wie des getrockneten Obſtes ſind an verſchiedenen Sorten reich. Die beſten kommen ohne Zweifel über Smyrna und Beirut. Die

Blumen- und Kaiſer-Feige (Tſchitſchek- und Sultan-Indſchir) behaupten den Vorzug. Eine dem Orientalen trotz ihres ekelhaft ſüßlichen Geſchmackes angenehme Frucht iſt die rothe, ſchwarze und weiße Maulbeere (Tut). Aus ihr bereitet man ebenfalls eine Art Scherbet und eine zähe Paſte (Paſtill, kaum eine Linie dick und von lederigem Anſehen). Noch wichtiger iſt ſie für die Chriſten, denn dieſe verfertigen ihren fuſeligen, aber gewöhnlich ſtarken Branntwein (Raki) daraus. Da ihm vor Allem die Schwarzköpfe (Karabaſch), d. h. die Diener der Kirche, huldigen, ſo führt er bei den Griechen den Namen Pfaffenmilch (γάλα τῶν παπάδων).

Die Pfirſchen (Scheftali) vermögen kaum mit unſeren ſüddeutſchen und noch weniger mit denen Oberitaliens einen Vergleich auszuhalten und man ſchmeckt es ihnen wahrhaft an, daß man ſich mit ihrer Kultur gar keine Mühe gibt. Aus Smyrna ſah ich Pfirſchenkerne als rundliche Mandeln im Handel, und wahrſcheinlich ſind es dieſelben, die auch zu uns unter dieſem Namen kommen und beſonders zum Verbrauche bei den Nürnberger Lebkuchen benutzt werden. Aus ihnen bereitet man ebenfalls in den Buden der Süßigkeits- und Zuckerbäckerei-Verkäufer (Halwadſchi und Schekerdſchi) eine kühlende Mandelmilch. Aechte Mandeln (Badem) ſah ich nur wenig und ſie ſtanden den unſrigen in feinem Geſchmacke nach.

Die gefährlichſten Früchte für die Abendländer ſind die Frankentödter (Matafrankos), mit welchem Namen man in Konſtantinopel allgemein die Aprikoſen (Kaißi) belegt, und ſie ſind um ſo ſchädlicher, als ſie wirklich vor allem andern einheimiſchen Obſte ſich durch zartes Fleiſch und angenehmen Geſchmack auszeichnen. Rathſam iſt es, ſie nur mit Wein zu genießen, und wer dieſes gethan, hat noch nie ſchlimme Folgen geſpürt. Ein Italiener aus Piſa, der durch längern Aufenthalt im Oriente ſich mit deſſen Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht hatte, trank zu jeder Aprikoſe und ſelbſt nicht weniger zu jeder Pfirſiche ein Glas

Wein und machte mich auf dieſe Weiſe mit dem unſchädlichen Genuſſe der nicht ſelten den Tod bringenden Früchte vertraut. Vielleicht finden ſich von den größeren Sorten ebenfalls die Kerne als rundliche Mandeln vor.

Datteln (Churmah) werden in Menge aus Aegypten eingeführt, haben aber für mich nie eine beſondere Anziehung gehabt. Datteln, mit dem Beinamen der ſchwarzen (Kara-Churmah), nennt man aber die unreif unangenehm bittern und reif ekelhaft ſüßlichen Lotuspflaumen, die Früchte des orientaliſchen Ebenholzes (Diospyros Lotus *L.*), was noch jetzt im Türkiſchen Abanos, im Griechiſchen Ebenos heißt. Sie kommen erſt im Winter, wenn ſie der Froſt etwas gerührt hat, getrocknet in den Handel und beſitzen eine unanſehnliche ſchwarze Farbe. In der Umgegend Konſtantinopels ſah ich zwar den Baum nicht, aber wohl auf der Nordküſte Kleinaſiens und in Pontus, beſonders in Trebiſond, noch mehr aber in Imerien und Mingrelien, dem eigentlichen alten Kolchis.

Mehliger und kleiner als die ächten Datteln ſind die Früchte des wohlriechenden und feines botaniſchen Namens, Elaeagnus (d. i. wilder Oelbaum) hortensis *M. B.*, halber häufig mit dem wilden Oelbaume verwechſelten Silberbaumes, in ganz Vorderaſien unter dem Namen Ifteh (auch I'teh) bekannt und beſitzen eigentlich gar keinen Geſchmack.

Von unſerem Kernobſte erfreuen im Oriente ſich die Quitten (Aiwa) einer beſonderen Aufmerkſamkeit und werden wegen ihres moſchusartigen Geruches und Geſchmackes ſehr geliebt. Ich ſah auf beiden orientaliſchen Reiſen faſt nur Apfelquitten, aber von einer Größe und einem weichen Fleiſche, wie wir ſie bei uns vergeblich ſuchen. Man ißt ſie roh, aber auch mit Eſſig eingemacht.

Die Aepfel (Elma) ſind ohne Ausnahme gegen die unſrigen ſchlecht, da man eben auf den ganzen Obſtbau gar keine Sorge verwendet und es lieber dem lieben Gott anheimſtellt, wieviel und wie gut die Früchte werden ſollen. Ein

feiner, aromatiſcher Geſchmack und zartes Fleiſch der Aepfel werden in Konſtantinopel wohl ſo lange ein frommer Wunſch bleiben, als bis es mit der Türken-Herrſchaft aus iſt. Die beſten und meiſten Sorten kommen aus dem Vaterlande unſeres Obſtes, von der Süd- und Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, und zwar beſonders aus Sinope und weiter öſtlich aus dem wälderreichen Dſchanien, wo die Kirſchbäume gleich unſeren Eſchen, Eichen und Buchen dichte Wälder bilden, von den Städten Keraſunt und Tripolis. Sſinub- und Dſchanik-Elmaßi ſind die gewöhnlichen Bezeichnungen für gute Aepfel. Den Apfel Mohammeds (Mehmed-Elmaßi), der mir ſo oft gerühmt wurde, habe ich leider nicht geſehen, da die Zeit meines Aufenthaltes in Konſtantinopel vor ſeine Reife fiel und er in dem Vaterlande des Obſtes nicht zu wachſen ſcheint.

Die Birnen tragen ihren Namen „Armud“ mit Recht, denn ſie ſind wo möglich noch ſchlechter als die Aepfel, und was von ihnen einem abendländiſchen Gaumen einigermaßen genügen kann, ſtammt aus dem Weſten. Mit unſeren Butterbirnen kommen die Eierfruchtbirnen (Badlidſchan-Armudi) am Meiſten überein, ſtehen aber der weißen und grauen (Beurré blanc und gris) an Aroma und zartem Fleiſche nach. Sonſt ſind die Braut-, Schloß- und Zuckerbirnen (Gelindſchik-, Balata- und Scheker-Armudi) die vorzüglichſten.

Mispeln (Muſchmula) ſieht man in Konſtantinopel auf dem Baſare in großer Menge, ſie erfreuen ſich aber im Oriente, mit Ausnahme der ſchirwanſchen Steppe, nicht eines ſonderlichen Rufes. Ebenſowenig werden die Korneliuskirſchen, die beſonders am Bosporus auf ſchönen Bäumen wachſen, von den vornehmern Orientalen genoſſen und bleiben eine gewöhnliche Speiſe des ärmeren Mannes. Eigentlich heißt nur das gelbe harte Holz Kiſiltſchik, aber wie immer hat man den Namen, der rothgelb bedeutet, auch auf die Steinfrüchte übergetragen.

Eine wichtigere Rolle ſpielen die übrigen Steinfrüchte, von denen ich ſchon einige genannt habe, und vor Allem ſind die Pflaumen in zahlreichen Sorten beliebt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Orientalen noch eine viel größere Anzahl von verſchiedenen Pflaumen beſitzen als wir, und ein großer Theil ihrer Mutterpflanzen mag ſich dereinſt als ſelbſtſtändige Art herausſtellen. Reichliches Material habe ich zwar eingetragen und unterwerfe es ferneren Unterſuchungen, ob es mir aber gelingen wird, die ſehr ſchwierige Geſchichte und Naturgeſchichte unſerer Obſtſorten einigermaßen aufzuklären, damit dann tüchtigere Forſcher glücklichere Reſultate zu Tage fördern können, wird die folgende Zeit lehren. Weniger Zwetſchen als ächte Pflaumen (Erik) fand ich in Konſtantinopel vor und die dortigen Baſare lehrten mich eine Menge Sorten kennen. Faſt alle beſitzen (wenigſtens getrocknet) einen angenehm-ſäuerlichen Geſchmack, der vor Allem bei den bucharischen (Buchar-Eriki) von einer ſolchen Vorzüglichkeit iſt, wie ihn uns keine zweite Frucht darbietet. Möge es nur den Herren, die ſich mit der Zucht der von mir eingeſendeten Pflaumen gefälligſt beſchäftigen, gelingen, dieſe Obſt-Zierde des Orientes auch bei uns einzuführen. Nicht weniger angenehm, aber pikanter und ſüßlicher ſind die Pflaumen aus Amaſia (Amaſia-Eriki), die großen ſchönen Aprikoſen- und die weicheren Maulbeer-Pflaumen (Kaißi- und Tut-Eriki). Auf dem Gebirge des alten pontiſchen Reiches gibt es noch eine Menge kleiner, aber unendlich ſauer ſchmeckender Pflaumen, unſeren Hafer- und gemeinen Schlehen nicht unähnlich, die aber nie nach der ſtolzen Reſidenz des Kaiſers der Rechtgläubigen kommen und ſpäter noch weiter beſprochen werden. So vorzüglich aber auch die friſchen und reifen Pflaumen ſind, ſo genügen ſie doch dem, wie in den Sitten, ſo auch im Geſchmacke verdorbenen Orientalen nicht, und er ißt ſie entweder nur getrocknet, oder noch grün und unreif mit Salz.

Weniger gut ſind die Kirſchen (Kires), und wenn man meint, daß Lukull dereinſt die Sauerkirſchen aus der Umgebung von Keraſus nach Rom übergeſiedelt habe, ſo iſt man in großem Irrthume; denn wenn auch ohne Zweifel das Faktum in Betreff des Ueberpflanzens von Kirſchſtämmchen nach Rom nicht abzuleugnen iſt, ſo habe ich doch im ganzen Verlaufe meiner Reiſe die ſaure Kirſche, die als Oſtheimer oder Weichſel bei uns bekannt iſt, nicht mit Beſtimmtheit geſehen. Wo ich ſaure Früchte vorfand, wuchſen ſie auf ſchönen Bäumen, nicht auf ſolchen unbedeutenden Sträuchern, wie in Deutſchland. In Konſtantinopel verſteht man zwar unter Kires jede Kirſche, nicht aber im Vaterlande alles Obſtes und im ganzen kaukaſiſchen Iſthmus. Dort nennt man Kires alle ſüßlich ſchmeckenden, meiſt den Mai- oder Knorpelkirſchen ähnlichen Früchte, die ebenfalls auch in mehren Gauen Deutſchlands, beſonders den ſüdlichen, vorherrſchend „Kirſchen" genannt werden, während die Sauerkirſche im ganzen Oriente, wo ſie ächt vorkommt, den Namen Wiſchneh beſitzt. Auch die Süddeutſchen gaben ihr ja einen eigenen Namen, den der Weichſel. Ohne Zweifel hat demnach Lukull eine vielleicht anfangs ſäuerlich ſchmeckende Süßkirſche (die auch ich in ihren urſprünglichen Wäldern ſäuerlich ſchmeckend fand) in der Form einer Herz- oder Maikirſche nach Europa gebracht, denn dieſe heißt noch Kires, und gewiß ging ſogar der ältere Name der Frucht, welche in der armeniſchen Schriftſprache Keras heißt, auf die ſpätere Stadt Keraſus und nicht umgekehrt, der der Stadt auf die Frucht über. Die verſchiedenen Kirſchen-Sorten führen in der Regel ihren Beinamen nach der Farbe, aber vor Allem wird die Sultans-Kirſche (Sultan-Kireßi) geprieſen. Aus den Sauerkirſchen bereitet man auch einen Syrup (Wiſchneh-Uruwi), der beſonders im Sommer zu Scherbet gebraucht wird.

Die getrockneten, im unreifen Zuſtande und häufig mit Eſſig eingemachten Oliven (Seitin) findet man auf allen Baſaren in Menge und ſie werden hauptſächlich neben Bohnen

zu Faſtenſpeiſen benutzt. Für meinen Theil fand ich aber keine Frucht ſo wenig wohlſchmeckend als die Olive.

Weintrauben (Üſüm) werden zwar in der Umgegend von Konſtantinopel wenig, am Meiſten noch auf beiden Seiten des Bosporus, gebaut, man bringt ſie aber von vorzüglicher Güte aus Nah und Fern, beſonders von den griechiſchen Inſeln, nach der Reſidenz. Wild ſcheint die Weinrebe nicht und ebenſowenig verwildert vorzukommen, denn der einzige Wald von Bedeutung, der Belgrader, aus dem die ganze Stadt faſt allein ihren Bedarf an Waſſer nimmt, zeigte keine Spur davon. In den Küſtengegenden im Süden des ſchwarzen Meeres ſchlängelt ſie ſich zwar in ungebundener Freiheit vorzüglich an Eſchen und Erlen empor, ſie ſcheint aber doch erſt aus den milderen Strichen des Rion-Baſſins, dem heutigen Mingrelien und Gurien, dem alten Kolchis, dahin verpflanzt zu ſein. Der fanatiſche Moslim iſt ihrem Anbaue eher hinderlich als beförderlich, und trotzdem die Trauben erlaubt ſind, genießt er ſie doch nur ſelten, um ja jeder möglichen Sünde zu entgehen. Mehr als einmal erzählten mir Chriſten, daß ihnen die ſchändlichen Anhänger des falſchen Propheten die beſten Weinſtöcke abgehauen hätten. Die Zahl der verſchiedenen Sorten von Trauben übertrifft noch die der Pflaumen; bald länglich, bald eiförmig oder rund haben ſie eine grünliche, weißliche, gelbliche, bräunliche oder röthliche Farbe. Eben ſo mannigfach iſt der Geſchmack, vom feinſten Muskat bis zur reinſten Zuckerſüße. Gerühmt wurde vor Allem als dem Auge wohlgefällig und die Zunge erfreuend die Buſentraube (Üſüm-Memeßi) und die ſieben Mal tragende (Jedi weren). Auch Roſinen, beſonders über Smyrna kommend und von den griechiſchen Inſeln, bietet Konſtantinopel in beliebiger Auswahl dar. Die großen hörte ich Kuru-Üſüm (d. i. trockne Traube), die Korinthen hingegen Kuſch-Üſüm (d. i. Vogeltraube) nennen. Außer einem Syrup verfertigt man aus den Beeren noch eine lederartige Paſte (Üſüm-Paſtili).

Von anderen Beeren und saftigen, fleischigen oder mehligen Früchten habe ich nichts weiter gesehen und erfahren. Die Erdbeere (Tschilek) kommt zwar, wenn auch sparsamer als bei uns, doch in dem Belgrader Walde und an einigen anderen Stellen vor und wird auch hier und da gegessen, aber nach dem Urtheile einiger Landsleute und wenn ich nach denen, die ich sonst im Oriente gefunden, schließen darf, ist sie weit schlechter als die unsrige aus den Wäldern und von den Bergabhängen. Sie besitzt fast gar kein Aroma und schmeckt schleimiger. Auch ist sie kleiner, weniger saftig und hängt nicht selten eingetrocknet noch am Stengel.

Himbeeren (Aghadsch-Tschileji) habe ich nirgends im türkischen Oriente gesehen, wohl aber in Menge Brombeeren (Böjürtlen jemischi), die aber leider, trotz des sehr angenehmen Fleisches, gar nicht oder nur wenig, selbst von dem gemeinen Manne berücksichtigt werden. Rubus sanctus *Schreb.* trug vorherrschend die schmackhaftesten Früchte.

Von unseren gewöhnlichen Nüssen gibt es nicht allein in Konstantinopel eine große Auswahl, sondern im ganzen Oriente werden sie gern gegessen. Wallnußbäume sind neben orientalischen Platanen, Cypressen, Silberlinden und spitzblättrigen Eschen (Fraxinus oxyphylla *M. B.*) an und für sich Lieblingsbäume der Orientalen, und der erste zeichnet sich im Morgenlande durch einen solchen Umfang und eine solche Ueppigkeit aus, wie ich sie selbst im Rhonethale nicht gesehen zu haben mich erinnere. Wo es der Raum erlaubt, pflanzt der Türke, wie der Christ, einen Wallnußbaum, um im milden Sommer unter dem weithin schattenwerfenden Dache seines Laubwerkes gegen die brennenden Strahlen der Sonne geschützt zu sein und sich gegen den Herbst hin die angenehm öligen Früchte (Dschewis) wohlschmecken zu lassen. Um die Müssiggänger auf den Basaren mehr anzulocken, befreit der Obsthändler schon zu Hause den milden Kern (Dschewis-Itschi) von seiner harten

Schale und bietet ihn zum Verkaufe dar. Noch häufiger reiht man die Hälften der Kerne auf Fäden und taucht ſie in einen dicken Weinbeerſyrup oder in zerlaſſenen Honig, um ſie mit dieſen beliebten Süßigkeiten zu einer Wurſtform ſich geſtalten zu laſſen. Im übrigen Oriente ſieht man dieſe Nußwürſte (Kümeh) mehr, als in Konſtantinopel.

Nicht weniger vorzüglich iſt die Haſelnuß (Fündük), die aber keineswegs von unſerer gemeinen Art (Corylus Avellana *L.*) ſtammt. Die Frucht ähnelt der Nuß der Corylus Colurna *L.*, der Strauch hingegen ähnelt unſerer Haſelſtaude, wächſt aber höher und beſitzt größere Blätter. In den Küſtenländern im Süden des ſchwarzen Meeres bildet er ganze Wälder und ſtellt den hauptſächlichſten Ausfuhrartikel jener Gegenden dar. Um den Zuckergehalt zu vermehren, werden die von ihrer harten Schale befreiten Kerne auch leicht geröſtet und in Menge ſieht man türkiſche und chriſtliche Müſſiggänger, einen Kern nach den andern in den Mund ſteckend, durch die Baſare gehen, oder vor einer Moſchee, einer Kirche u. ſ. w. mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſitzen. Da der gemeine Mann aber oft nicht die nöthigen Paras (Heller) beſitzt, um ſich die beliebte Näſcherei zu kaufen, ſo nimmt er mit geröſteten Kichererbſen (Lewleweh) und ſelbſt Melonen-, Kürbis-, Gurken-, Birn-, ſogar Hirſenkörnern (ſämmtlich ebenfalls geröſtet) fürlieb. Die Mutterpflanze der Kichererbſe (Cicer arietinum *L.* und einige andere in der neueſten Zeit durch den Grafen Jaubert und Profeſſor Spach bekannt gemachte Arten) wächſt in den gelindern Gegenden des ganzen Orientes wild, wird aber auch an vielen Orten großartig gebaut. Die Pflanze und deren nicht geſchälter und ungeröſteter Same heißt bei Türken und Tataren Nauth (Nohut).

Pinienkiefern wachſen zwar, wenn auch nicht Wälder bildend, doch einzeln und in kleinern Parthien, in der Um-

gegend von Konſtantinopel, aber ihre milden Nüſſe ſuchte ich auf dem Baſare vergebens.

Die Wälder der Umgegend Konſtantinopels ſind auch reich an ächten Kaſtanienbäumen (Keſteneh). Leider gibt ſich aber der Moslim eben ſo wenig wie der Chriſt und Jude die geringe Mühe, den Baum auf eine Art ſeiner wohlſchmeckenden Früchte zu berauben, daß das nächſte Jahr die Aernte wo möglich noch reichlicher ausfällt, ſondern auf unverzeihliche Weiſe bleibt auch hier der Morgenländer ſeinem zerſtörenden Nationalcharakter treu und bricht oder haut die ſchönſten Aeſte und ſelbſt die üppigen Kronen ab, nur um ſo bequem als möglich zu den Kaſtanien zu kommen. Dieſes iſt die alleinige Urſache, warum man einen ſo ſchönen Waldbaum nie in der üppigen Entfaltung, wie er ſich in Imerien und ſelbſt ſchon in Deutſchland, z. B. oberhalb des Heidelberger Schloſſes darbietet, in der Umgegend von Konſtantinopel ſieht. Es iſt doch gar zu traurig, daß der Moslim, wie im bürgerlichen und politiſchen Leben gegen ſein eigenes Geſchlecht, ſo auch in der Natur gegen Alles, was die Allmutter erzeugt, nur wüthen, nichts aber erhalten kann. Soll den ſchönen Ländern, in denen die Sonne um Vieles früher dem feurigen Oſten entſteigt, ein Mal eine beſſere Zeit werden, dann kann ihnen nur aus dem Abendlande ein ſchöneres Morgenroth erſtehen.

Von den Früchten der Bäume und Sträucher gehe ich zu denen der Cucurbitaceen, d. h. der rankenden Kürbisträger über. Von vorzüglicher Güte ſieht man Zucker- und Waſſermelonen nicht weniger, als Gurken, ächte und Flaſchenkürbiſſe. Die Melonen (Kawun) ſind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden, und ein Obſtladen bietet zur Zeit ihrer Reife einen ſo freundlichen Anblick dar, wie ihn gewiß die Früchte aus den Gärten der Hesperiden nicht anmuthiger geben können. In der Regel von länglicher Figur hat ihre bald glatte, bald zerriſſene oder gerippte Oberfläche ein verſchiedenes Anſehen, zumal die Farbe freundlich vom Gelblichen ins Grünliche und von dieſem ins Weißliche

ſpielt. Für wenige Paras kauft man ſich eine ſo große Melone, daß ſie ſelbſt einem hungrigen Magen genügen könnte. Wenn auch ihr Genuß dem Eingebornen wenig oder gar keine ferneren Beſchwerden verurſacht, ſo muß doch der Abendländer vorſichtig ſein, denn nicht ſelten ſtellen ſich unangenehme Nachwehen und ſelbſt verderbenſchwangere Krankheiten darnach ein. Wiederum iſt es Regel, ſie nicht ohne Wein oder wenigſtens nicht ohne Zucker und Brod zu genießen.

Weit geſünder und für die heißen Gegenden des Orientes zugleich angenehmer ſind die Waſſermelonen oder Arbuſen (Karpus) und neben den Melonen aufgehäuft, vermehren ſie den freundlichen Anblick der Bude eines Obſthändlers. Die Form iſt rundlich und der Durchmeſſer gewöhnlich der eines Fußes. Noch wohlfeiler als die Zuckermelonen ſind ſie im Sommer mit den Gurken die gewöhnlichſte Speiſe des gemeinen Mannes. Es gewährte mir immer ein großes Vergnügen, die kaufluſtige Menge vor den aufgerichteten Melonenhaufen in ihren Eigenthümlichkeiten zu beobachten und dazu bietet der Waſſermelonen-Verkauf mehr Gelegenheit dar, als irgend ein anderer Theil des Baſars. Während der Morgenländer im Allgemeinen, wenn er ſich einer Obſtbude nähert, ſchon vorher das, was er kaufen will, ins Auge faßt und der Handel bei den meiſtens fixen Preiſen bald abgemacht iſt, ſo verhält es ſich mit dem Kaufen der Arbuſen anders. Hier kann das Auge kein Gewicht haben, denn oft die am Schlechteſten ausſehenden Waſſermelonen ſind die beſten. Hat ſich der Moslim eine Waſſermelone für den Umfang ſeines Magens und nach der Größe ſeines Appetites berechnet, ſo fragt er nach dem Preiſe und iſt ihm dieſer annehmbar, ſo ergreift er ſie mit beiden Händen bedächtig und führt ſie mit wichtiger Miene an das eine ſeiner Ohren. Ein Druck mit dem Ballen der Hände ruft je nach dem Zuſtande der Reife ein eigenthümliches kniſterndes Geräuſch hervor und je heller es im Innern kracht, indem

die mit Saft gefüllten, großen Zellen zerreißen, für um ſo wohlſchmeckender wird die Frucht gehalten. So ſelten ſich ſonſt auf dem Geſichte des Türken ſein Inneres kund gibt, ſo leicht wurde es mir, in dieſem Falle ihn zu beurtheilen. Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande entfernt auf ein Mal von ſeinem Geſichte den frühern Ernſt und erlaubt einer wohlgefälligen, beiſtimmenden Miene auf ihm Platz zu nehmen. Hatte er ſich aber getäuſcht, ſo legt er, ohne einen Zug zu verändern, die un- oder überreife Frucht auf derſelben Stelle wieder hin und greift nach einer anderen. Hat er endlich ein Exemplar nach ſeinem Wunſche gekauft, ſo ſucht er ſich einen bequemen Ort auf, um die Lieblingsfrucht ohne Gêne zu verzehren, zieht den langen, vorn etwas gebogenen Dolch (Handſchar) oder das daneben ſteckende Meſſer hervor und ſchneidet ſich ein Stück nach dem anderen ab. Der erſte Anblick des grünlichen oder roſafarbigen Fleiſches verſcheucht zum zweiten Male den Ernſt aus ſeinem Geſichte, und mit innerem Wohlbehagen ſetzt er ein Stück an ſeine Lippen, um den ſtets kühlen und nur wenig ſüßen Saft zu ſchlürfen. Während bei der Zuckermelone das innere Kernhaus mit ſeinen zuſammengefallenen Zellen von der eigentlichen Fruchtwand abgelöſ't und weggeworfen wird, und die eigentliche Fruchtwandung zur Nahrung dient, verhält es ſich bei der Waſſermelone gerade umgekehrt, man wirft das harte Fleiſch der letzteren weg und genießt nur die von angenehmem Safte ſtrotzenden Zellen des Kernhauſes.

Keine Frucht im Oriente äußert, wie ſchon geſagt, nach meinen Erfahrungen einen ſo wohlthätigen Einfluß auf den Körper, als der Genuß der reifen und guten Waſſermelonen. Mitten im heißen Sommer, bei einer Wärme von mehr als 30 Grad, habe ich ſie bisweilen ohne alle andere Nahrung genoſſen und nie unangenehme Folgen davon gehabt. In Konſtantinopel und in der ganzen Türkei wird übrigens ihre Kultur eben ſo nachläſſig, wie die der übrigen

Kulturpflanzen betrieben und da trotz der ſchlechteren Beſchaffenheit der Türke die Früchte auch vor ihrer Reife abnimmt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß nicht ſelten Abendländer nach ihrem Genuſſe ſchädliche Folgen beobachteten. Man gebe aber nur einige Paras mehr und kaufe ſich die beſſeren Sorten und beſonders die, welche aus Rußland eingeführt ſind, ſo wird man ſich bald von der wohlthätigen Wirkung der Waſſermelonen überzeugen. Die Steppen an dem Kuban und der Umgegend von Taganrog ſind vor Allem dieſer vorzüglichen Früchte wegen weit und breit bekannt.

Die Gurken (Chijar) werden in der nördlichen Türkei, nicht weniger als in Rußland, im Großen gebaut, und wie unſer Getreide ziehen ſich dieſe Rankengewächſe auf weiten Feldern hin. Der Türke liebt ſie roh zu eſſen, und gibt ſich kaum die Mühe, die bei uns nur als Salat oder eingemacht beliebte Frucht erſt zu ſchälen, ſondern faßt ſie in ſeine nervige Fauſt, um ein Stück nach dem anderen abzubeißen. Hat er Salz (Tus) in der Nähe, ſo bedient er ſich dieſes wohlfeilen Gewürzes gern dazu. Der Abendländer mag ſich aber wohl hüten, dem Morgenländer in dieſer Sitte nachzuahmen, denn nichts anderes ruft das bösartige Wechſelfieber der Küſten des ſchwarzen Meeres und des Bosporus ſo leicht hervor, als gerade die Gurke. Freilich will uns der rohe Genuß derſelben auch nur dann munden, wenn man nichts anderes hat.

Weder Kürbis noch Flaſchenkürbis werden gleich den bis jetzt abgehandelten roh gegeſſen, ſondern dienen nur als Gemüſe. Der Kürbis (Dolma) erreicht im Oriente keine bedeutende Größe, beſitzt aber ein angenehmes Fleiſch, das man gehackt, beſonders mit Fleiſch zu Fleiſchklöschen oder als Gemüſe benutzt. Daſſelbe gilt von dem noch zarteren Flaſchenkürbis (Kabak), der wie die Gurken unreif abgenommen und in mancherlei Formen auf die Tafel der Großen gebracht wird. Am

Liebſten höhlt man drei Zoll dicke und eben ſo lange Stücke aus und füllt ſie mit einer pikanten Maſſe.

Ich begebe mich von den vielen Obſt-Baſaren zu denen der Gemüſe. Wie die Früchte der Bäume, Sträucher und Kräuter ſich keiner beſonderen Sorge erfreuen, ſo ſteht es nicht viel beſſer mit den Gemüſepflanzen, und wenn auch auf den Märkten die Mannigfaltigkeit keineswegs gering iſt und eine Stadt, wie Konſtantinopel, mit einer Einwohnerzahl von 6—700,000 Einwohnern auch eine bedeutende Maſſe von dergleichen Lebensmitteln zu conſumiren vermag, ſo iſt doch trotz des Vielerlei das Gemüſe im Allgemeinen ſchlecht.

Von unſeren Kohlſorten habe ich nur Weiß- und Blaukraut (Kopfkohl) und Blumenkohl geſehen, und beide Sorten machen in der Regel eine rühmliche Ausnahme, da das milde Klima der üppigen Entfaltung des Krautes (Lachanneh oder Lahana) wahrſcheinlich günſtig iſt. Die Hehde *) haben oft einen Fuß im Durchmeſſer, und wiegen meiſt mehre Pfunde. Blaukraut ſah ich im ganzen Verlaufe meiner Reiſe nur wenig. Der Orientale liebt das Weißkraut auch mit Salz roh zu eſſen, und oft ſtieg einer meiner Begleiter auf meiner ferneren Reiſe vom Pferde, um ſich von einem naheliegenden Krautfelde ein oder mehre Hehde abzuſchneiden.

Der Blumenkohl (Karnabit) bietet für die Haute-volée Konſtantinopels ein beliebtes Gemüſe und iſt ſeines hohen Preiſes halber den gemeinen Leuten gar nicht zugänglich. Mit Sorgfalt ſchließt der albaneſiſche oder bulgariſche Gärtner die Mitte der Pflanze mit den breiten Blättern des Umfanges, damit ſich die verkümmerten Blüthen deſto zarter und traubenartiger entwickeln können. Man führt

*) Ich bediene mich dieſes ächt deutſchen, in Thüringen vom Volke allgemein gebrauchten Wortes, was ſich in dem angelſächſiſchen „head, Kopf“ wiederfindet, für die hochdeutſche Bezeichnung: Haupt bei dem Kohle.

ihn nach allen Hafenſtädten des Archipels und des ſchwarzen Meeres und vor Allem nach Odeſſa aus, und beſonders in dieſer Stadt wird er zu den höchſten Preiſen von den reichen Beamten und Kaufleuten gekauft. Was mich aber ſelbſt betrifft, ſo ſtimme ich ob der freilich wenigen Exemplare, die ich geſehen, nicht ſo unbedingt in das Lob des Blumenkohles aus Konſtantinopel ein, da ich ihn in Thüringen und Franken unendlich beſſer geſehen und gegeſſen habe.

Spargel (Kuſch-Konmas) wird nur wenig kultivirt.

Mehr noch als die beiden Kohlarten ſtehen die Bohnen (Faſulia) bei allen Orientalen in großem Anſehen und ſind vorzüglich in der Faſtenzeit, mit Eſſig eingemacht, eine beliebte und allgemeine Speiſe. Größtentheils ſind es Wachsbohnen von weißlicher oder bräunlicher Farbe, nie aber habe ich die ächten arabiſchen Bohnen (was wir nämlich darunter verſtehen) im Oriente geſehen. Man ißt die Hülſen unreif, die Samen aber reif, beide auf verſchiedene Weiſe.

Aehnlich den Bohnen benutzt man auch die unreifen Hülſen und die reifen Samen der Saubohnen (Vicia Faba *L.*), Bakla genannt, die von den meiſten Reiſenden in der Regel mit den ächten Bohnen verwechſelt werden.

Von den Erbſen (Biselja) habe ich nur unſere gewöhnlichen gelben und grünen Sorten geſehen, aber häufiger kocht man auch die ſchon erwähnten Kichererbſen (Cicer-Arten), Nauth (Nohut), mit Salzwaſſer. Linſen (Merdſchimek) ſieht man ebenfalls zum Verkauf ausgeboten.

Außer dem gemeinen und Flaſchenkürbis werden auch andere fleiſchig-ſaftige Früchte zu Gemüſe benutzt, und vor Allem ſind die ſeit undenklichen Zeiten in den wärmeren Gegenden Aſiens und Afrika's kultivirten Eierpflanzen (Solanum Melongena *L.*) noch heut zu Tage in großem Anſehen. Herr v. Hammer und andere Reiſende, wahrſcheinlich durch den lateiniſchen Namen verführt, nennen ſie Nachtſchatten.

Die Eierfrüchte (Badlidſchan oder Badindſchan) werden den Flaſchenkürbiſſen ähnlich benutzt. Daſſelbe gilt auch von den durch die Abendländer eingeführten Liebesäpfeln, die den Namen: Firengi-Badlidſchan führen.

So wenig wir den Genuß der Eierfrüchte kennen, eben ſo vermiſſen wir die fleiſchigen, ebenfalls unreif genoſſenen und länglichen Kapſeln der Bamiah (Abelmoschus esculentus *Mnch.*), die den Saubohnen als Hülſen ähnlich, aber weit häufiger genoſſen werden.

Auch der Mais (Miß-Bughdaji) wird in jugendlichem Zuſtande, wenn die Körner noch eine milchige Flüſſigkeit enthalten, genoſſen. Man ſchneidet zu dieſem Zwecke die weiblichen Aehren ab und macht ſie in Waſſer und Eſſig für die Faſtenzeiten ein, oder genießt ſie geröſtet.

Der Reis (Pirindſch) wird von dem ächten Moslim nie zur Suppe gebraucht, ſondern man verfertigt hauptſächlich ein geſchmortes Gericht (Pillau), oder einen Brei daraus. In den gebirgigen Gegenden, wo der Reis nicht wächſt, enthülſ't man Weizen und ſchmort ihn auf gleiche Weiſe mit Fett oder Butter.

Auch Artiſchoken (Enginar) baut man an und genießt die fleiſchigen Blüthenboden, entweder zerſchnitten als Gemüſe, oder röſtet ſie mit Pfeffer und Salz über einer gelinden Wärme. In anderen Gegenden bedient man ſich auch anderer Diſteln (Düken) zum nämlichen Gebrauche, genießt aber wiederum die fleiſchigen Wurzeln zweier Arten, die mir als Kowuch und Saribaſch-Tſchitſchek genannt wurden, roh und als Gemüſe.

Gleich den beiden Kohlarten beſitzen die Orientalen auch die weiße Rübe (Schalgham) und eſſen ſie roh und gekocht. Möhren (Kawudſch) ſah ich wenig, deſtomehr rothe Rüben oder kleine Runkeln, die wohl, weil ſie zum Theil aus der Erde herausſahen, oder wegen ihres beliebten Geſchmackes, den Namen Oberlehrer (Chodſchabaſchi) führen. Auch die zarteren und jüngeren Blätter

werden unter dem Namen Pandſchar (was übrigens auch die Rübe bedeutet) gegeſſen. Salat (Salata) haben die Abendländer zwar eingeführt, aber er wird auch faſt nur von ihnen mit Eſſig und Oel genoſſen. Ich ſah jedoch dafür Endivien (Cichorium Endivia *L.*) und nicht unſeren in Nord- und Mitteldeutſchland beliebten Gartenſalat (Lactuca sativa *L.*), aber unter demſelben Namen, während ſie eigentlich Hindiba genannt werden.

Bis zu dem wohlthätigen Kartoffelbau ſind die Morgenländer noch nicht gekommen, denn entweder werden die Knollen (Jer-Elmaßi, d. i. Erdäpfel) von Weitem eingeführt oder Ausländer beſchäftigen ſich mit ihrer Kultur. Die Neuerung, die von den verhaßten Gjauren ausgeht, wird verfolgt. Jeder Rechtgläubige ſetzt ſeinen ganzen Trotz und Eigenſinn ihr entgegen und ſollte er ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Häufiger findet man unter demſelben Namen die Knollen von der Knollen tragenden Sonnenblume (Helianthus tuberosus *L.*), und da der Morgenländer meint, daß dieſe braſiliſche Pflanze nicht von Firengi's zugeführt ſei, ſieht man ſie hier und da, beſonders auf den Rändern der Felder, kultivirt.

Trotzdem im ganzen Morgenlande die Sage geht, die Zwiebel (Soghan) ſei aus Aerger von dem Teufel erſchaffen, als ihn der Herr aus dem Himmel geſtoßen, ſo iſt dieſe doch nichtsdeſtoweniger bei Türken, Armeniern und Ruſſen die beliebteſte Speiſe und wird roh und als Zuthat zu faſt allen Gerichten mit Wohlgefallen gegeſſen. Aber nicht allein die eigentliche Zwiebel, ſondern mehr noch das Kraut dient roh als gewöhnliche Nahrung zum Frühſtück und wird bei Gaſtmählern mit anderen pikanten Kräutern, als Dill, Fenchel, Koriander, Selleriekraut, Kerbel, Peterſilie, Gartenkreſſe (nicht Nasturtium officinale *R. Br.*, was in Mitteldeutſchland vor Allem geliebt wird, ſondern Lepidium sativum *L.* und obovatum *Kit.*), Raute, Bohnenkraut, allen Sorten Minzen, Eſtragon u. ſ. w. auf den Tiſch gelegt, um

damit nach Belieben den Appetit von Neuem zu reizen. Der Zwiebelgeruch ſcheint dem Morgenländer zur zweiten Natur geworden zu ſein, denn wo er nur eine Pflanze aus dem Lauchgeſchlechte (Allium) habhaft werden kann, greift er mit Haſt darnach, um ſie dem Munde zuzuführen. Mehr thut dieſes noch der Chriſt, als der Moslim. Vor Allem gehören die mit dem Bärenlauche verwandten Arten hierher, und gewiß beſitzt nicht leicht eine andere Pflanze einen ſolchen penetranten Lauchgeruch, als Allium neapolitanum *Cyr.*, ein Lauch, der zwar zuerſt bei Neapel aufgefunden wurde, aber durch den ganzen Orient, wo Wälder ſind, wächſt. Die Ruſſen waren bei der Beſitznahme Transkaukaſiens glücklich, als ſie in dieſem Surrogate ihren heimiſchen Lauch noch übertroffen ſahen. In allen Spitälern wird er dort zur Suppe genommen; es gehört aber gewiß ein ruſſiſcher Magen dazu, um nach ihrem Genuſſe bei Leberentzündungen und Gallenfiebern keine nachtheilige Wirkung zu fühlen.

In Konſtantinopel findet man auch den Knoblauch (Sſarmußak) auf den Märkten, und ſein großer Gebrauch ſpricht für ſchnellen Abſatz. Die Armenier halten, wie ich ſchon oben geſagt habe, ihn für ein unfehlbares Präſervativ gegen die Seekrankheit, von der Unzulänglichkeit ſeiner Wirkung hat ſich aber mein verehrter Reiſegefährte zur Genüge überzeugt.

Außer den genannten Pflanzen, genießen die Orientalen noch eine große Menge von Wurzeln und ſaftigen Kräutern, die leider zum großen Theil von mir nicht für den Augenblick enträthſelt werden können, hoffentlich aber es noch werden, und ich übergehe daher für jetzt deren Aufzählung.

Nächſt den Obſt- und Gemüſemärkten intereſſirten mich am Meiſten die der Fiſche, und ohne Zweifel boten ſie auch einen freundlichen Anblick dar. Um Galata ſich herumziehend ſieht man den chriſtlichen und gegenüber den türkiſchen Fiſchmarkt (Balük-Baſar). Das nahe Waſſer

des Hafens und die Tauſende von beweglichen Gondeln mit den feſtſtehenden Linien- und Dampfſchiffen machten mit der hin- und herwogenden Menge das Bild unendlich lebendig. Hunde, Möven und Seeraben tragen redlich dazu bei, den gewiß ſonſt nicht zugänglichen Ort der Fiſch-Baſare in gehöriger Reinlichkeit zu erhalten. Dieſe Haufen großer und kleiner Fiſche vom Silberweiß ins Orangenfarbene, Hochrothe, Bläuliche u. ſ. w. faſt in allen Farben ſpielend boten dem Binnenländer, deſſen Vaterſtadt aus ſeinem vorbeirauſchenden Flüßchen kaum fußlange Weißfiſche auf den Markt brachte, großes Intereſſe dar, und gern hätte ich mit Herzensluſt in den dichten Maſſen herumgewühlt, wenn ich der türkiſchen Sprache mächtig geweſen und es mir erlaubt worden wäre. Wohl kaum hätte ich ein oder das andere Fiſchlein aufgefunden, was unſeren gelehrten Forſchern der Fiſchkunde als noch unbekannt entgangen wäre. Dieſelben Arten lagen immer neben einander, und wenn hier prächtige Spiegelkarpfen von bedeutender Größe einen Gourmand wohl einladen konnten, und Hechte nebſt Forellen nicht minder vorzüglich ſchienen, ſo hätte er ſich gewiß lieber den Bewohnern des Meeres zugewendet. Meerbarben (Mullus barbatus), Umberfiſche (beſonders Sciaena nigra), Meerjunker (Labris Julis), Meergrundeln (Gobius niger), Makrelen (Scomber und Scomber Trachurus), Thunfiſche (Scomber Thynnus), Korallenfiſche (Trigla Cuculus), die prächtigen Goldbrachſen (Sparus auratus) bis zu den kleinen Sardellen (Clupea Encrasicolus) und den ſonderbar geſtalteten Plattfiſchen und Schollen lagen dieſſeits und jenſeits des Hafens in großen Maſſen aufgehäuft. Von den letzteren ſah ich beſonders die Zungenſcholle (Pleuronectes Solea) und den großen Steinbutt (Pleuronectes maximus), denen beiden ich jedoch nie einen Wohlgeſchmack abgewinnen konnte.

Aber auch andere Meerbewohner nehmen einen Theil des Fiſchmarktes ein, und Krebſe, beſonders die hummer-

artigen, Garneelen, Austern und die bläulichen Miesmuscheln bieten eine große Auswahl dar.

Leider dient der Fischmarkt der eigentlichen Türkenstadt auch als Richtplatz, und wenn die öffentlichen Hinrichtungen, das Ohren- und Nasen-Abschneiden auch mehr als früher in den Hintergrund getreten sind, so ereignen sich die Fälle, wo ein armer Teufel der Gerechtigkeit anheimfällt, doch nicht selten. Erst vor wenigen Jahren machte in ganz Europa die Hinrichtung eines Armeniers, der zum Islam übergetreten sich später wieder taufen ließ, großes Aufsehen und die ganze gebildete Welt erklärte sich einstimmig gegen ein solches barbarisches Verfahren. Die hohen Mächte hielten selbst die Angelegenheit für wichtig genug, um sich darein zu mengen, warfen in harten Ausdrücken der Regierung ihr grausames Verfahren vor und drangen darauf, daß dieses schändliche Gesetz, was auf den Rücktritt ins Christenthum die Todesstrafe setzt, aus ihren heiligen Büchern gestrichen werden solle.

Daß ich keineswegs mit Urquhart die Sympathie für den morschen und bereits in Verwesung übergegangenen türkischen Staat theile, habe ich wohl schon zur Genüge mitgetheilt; wie man aber, so lange man einen Staat als bestehend noch gelten läßt, eine der Fundamental-Verordnungen derselben, die hauptsächlich das schwache Gebäude aufrecht hält, abgeschafft haben will, sehe ich nicht ein. Der Koran ist dem Moslim noch mehr als uns die Bibel, da er zu gleicher Zeit das einzige richtige Gesetzbuch ist, und in ihm werden die fünf Strafen (Ukubat), welche über die Frevler an dem göttlichen Gesetze verhängt werden, mit Bestimmtheit ausgesprochen und den verschiedenen Verbrechern zugetheilt. Mit deutlichen Worten steht bei der fünften Strafe, dem Tode (Katl), daß nur Hochverräther im Staate und im Glauben ihr anheimfallen. Ein islamitischer Staat kann nur durch Aufrechthaltung der in den heiligen Büchern enthaltenen Vorschriften bestehen, und

je mehr die Regierung an ihnen modelt, um deſto lockerer macht ſie die Bande, welche ſie noch zuſammenhält. Die Geiſtlichkeit hat in der Türkei noch mehr Macht, als in den katholiſch-chriſtlichen Ländern, da die Lehrer des Wortes auch Ausleger des Geſetzes ſind, und jeder Rechtgläubige, der nicht ſelbſt über eine Handlung, ob ſie gut oder ſchlecht, einig iſt, wendet ſich ſchriftlich an die Diener der Religion, um von ihnen Auskunft zu erhalten. Die Antwort derſelben (Fetwa) gilt ihm, wie der Ausſpruch des Pabſtes für den Katholiken, als heilig und unumſtößlich, und ſtreng richtet er ſich nach der neuen Vorſchrift. Um deſtomehr wird aber der Moslim die Ausſprüche des Propheten ſelbſt befolgen, und ebenſo von Anderen und ſelbſt von der Regierung unbedingten Gehorſam gegen dieſelben verlangen.

Auch ich halte die Hinrichtung eines Apoſtaten für grauſam und barbariſch, wenn ſie in Deutſchland, England oder Frankreich vorkäme, nicht aber in der Türkei, wo man bei dem niedrigen Zuſtande der Kultur oder vielmehr bei dem völligen Mangel derſelben mit ſentimentalen Redensarten oder Vernunftgründen gar nichts ausrichtet, ſogar mehr ſchadet. Man mag einen türkiſchen Beamten oder einen laſiſchen und kurdiſchen Räuber von der Unrechtmäßigkeit ſeiner Handlungen mit Worten zu überzeugen ſuchen, wie man will, er iſt gar nicht im Stande, den Sinn derſelben aufzufaſſen; beobachtet man ihn hingegen und ergreift ihn bei dem erſten Uebertritte des Gebotes, um ihn einer derben Züchtigung zu übergeben, ſo wird er bald von ſeinem Unrechte überzeugt ſein und ſich bei anhaltendem Nachdrucke beſſern. Fremdes Eigenthum zu reſpektiren wird ihm nun ebenſo zur zweiten Natur, als er früher dieſes zu plündern nach ſeinen auf das Recht des Stärkeren gebauten Anſichten für geſetzlich hielt. Alle neueren Verordnungen, welche die türkiſche Regierung ſeit Mahmud II. größtentheils erlaſſen, ſind deßhalb zum großen Theile Unſinn und werden es ſo lange bleiben, als bis nicht erſt die Milde einer geſitteten

Kultur mächtigen Einfluß auf das Volk ausübt und das Kind mit der Muttermilch nicht zu gleicher Zeit humanere Anſichten über das Leben einſaugt. Der Hattiſcherif (Kabinetsordre, d. h. von dem Großherrn eigenhändig unterſchriebener, die Kraft eines Geſetzes erhaltender Befehl) vom Gül-Chaneh (Roſenhauſe) wird ſo lange ein Unding bleiben, bis der Türke begreifen lernt, daß alle Menſchen vor dem Geſetze gleich ſtehen müſſen. Damit hörte aber freilich der Moslim auf, Moslim zu ſein. Seine Sklaven und Knechte ſich gleich zu wiſſen, begreift der Rechtgläubige durchaus nicht und er hegt ſelbſt die innerſte Ueberzeugung, daß völlige Gleichſtellung jeden Staat faktiſch auflöſe. „Ich bin Herr, du biſt Herr, wer ſoll die Pferde beſorgen," iſt ein türkiſches Sprichwort, was bei dergleichen Unterhaltungen ſelbſt mit den gebildetſten Staatsbeamten entgegnet wird, und der Türke, mit dem ich hier und da darüber ſprach, hielt mich allmälig für dumm oder verwirrt. So lange Moslimen als ſolche exiſtiren, wollen ſie über die Gjaur herrſchen und die kaukaſiſch-ruſſiſchen Kriege liefern zu der Behauptung mehr als ein Beiſpiel. Wie gab man ſich Mühe, den durchaus nicht fanatiſchen und die Geſetze des Korans vielfach übertretenden Sultan David von Elißui im Süden des Kaukaſus durch allerhand Ehrenbezeigungen und Geſchenke in freundlichem Vernehmen zu erhalten! Trotzdem ſchon ſeine Voreltern den ruſſiſchen Kaiſer als Oberherrn anerkannt hatten, erfreute er ſich in den bedrängten Zuſtänden mit den Bewohnern Dagheſtan's nicht allein einer großen Unabhängigkeit und der Steuerfreiheit, ſondern erhielt ſogar jährlich eine beſtimmte Penſion. Und doch wurde er vor zwei Jahren an ſeinem Kaiſer ein Verräther. Die unfruchtbaren Berge Dagheſtan's und ein mühevolles Leben zog er ſeinem bis dahin gemächlichen Leben vor und ſo nützlich er früher ſich der ruſſiſchen Regierung erwies, ſo ſchädlich wirkt jetzt ſein Einfluß.

Mit Feuer und Schwert wurde der Islam in den

erſten Jahrhunderten ſeines Seins verbreitet, und die Beſiegten, die ſich dem neuen Glauben bequemten, waren im Anfange nicht viel beſſer geſtellt, wenn nicht gleicher Fanatismus ſie belebte. Erſt ihre Kinder erfreuten ſich mit den älteren Moslimen gleicher Rechte. In unſeren Tagen gibt ſich der Anhänger des falſchen Propheten wenig oder gar keine Mühe, Proſelyten zu machen, denn ohne Gjauren, die er willkürlich drücken kann, findet der Türke das Leben langweilig und mühevoll, zumal Niemand für ihn arbeitet und Niemand ſeine Laune zu ertragen braucht. Wenn heut zu Tage ein Chriſt oder Jude zum Islam übertritt, ſo geſchieht es ohne alle Ueberredung, wenn auch nicht aus Ueberzeugung. Der Moslim kann demnach wohl die ſtrenge Befolgung ſeiner Geſetze verlangen und den Austritt eines Proſelyten aus ſeiner Religion als eine ihm angethane Schmach betrachten.

Daß ein Orientale auf die Weiſe, wie es gewöhnlich geſchieht, von einer Religion zu einer anderen aus moraliſcher Ueberzeugung übertreten kann, leugne ich geradezu ab, denn es gehört eine Jahre lange Vorbildung dazu, um bei ihm überhaupt erſt eine Ueberzeugung möglich zu machen. Der Moslim, der heute Chriſt wird, nennt ſich zwar Chriſt, hat ſich aber in ſeinem Herzen auch nicht um einen Deut verändert und das reine, erkennende und fühlende Chriſtenthum kann ſich nur des in ſeinem äußern Verbande aufgenommenen Mitgliedes ſchämen, aber nicht freuen. Der Orientale tritt in der Regel, durch äußere Umſtände bewogen, von einem Glauben zum anderen und ändert weder Denk- noch Handlungsweiſe. Irdiſche Vortheile oder ſonſtige Abſichten beſiegen ſein religiöſes Vorurtheil — ſeine ganze Religion iſt nicht mehr, — nichts Anderes. Ich behaupte damit keineswegs, daß der Orientale mit Leichtigkeit und ohne oft ſpäter die härteſten Gewiſſensbiſſe zu empfinden, ſeine Religion wie ein Kleid wechſelt, ſondern im Gegentheil iſt er darin, wie in ſeinem ganzen Handeln, hartnäckig und ſein Glaube ſelbſt gilt ihm im Allgemeinen oft mehr als dem Abendländer. Aber nur die äußeren

Formen, nicht die wohlthätigen Aeußerungen auf Herz und Gemüth, haben ſich ſeiner, vom Vater auf den Sohn gehend, auf eine Weiſe bemächtigt, wie wir ſie kaum bei unſern bigotteſten Anhängern des Chriſtenthumes finden, und nur eine erſchlaffende Sittenloſigkeit iſt im Stande, die feſten Bande allmälig aufzulockern. Was für Subjecte Apoſtaten im Oriente ſind, wird man ſich ſelbſt vorſtellen können und wenn doppelter Abfall mit dem Tode beſtraft wird, ſo iſt gewiß die Strafe nicht ſo hart, als man bei uns glaubt. Wie kann man in einem barbariſchen Staate, wie die Türkei doch iſt, nur eine ſolche Gewiſſens- und Glaubensfreiheit verlangen, die wir mitten in Deutſchland nur kaum für die chriſtlichen Sekten beſitzen und von der unſre armen Juden zwar viel, aber noch nicht Alles genießen? Wenige Staaten, wie Preußen, beſitzen keine bevorzugte Religion, und ſelbſt mitten in Deutſchland haben wir Staatsreligionen, deren Anhänger in Allem begünſtigt werden. So ſehr ſich auch Frankreich ſeiner Glaubensfreiheit rühmt und ihr tüchtigſter Miniſter, als Proteſtant, die hauptſächlichſte Leitung der Regierung in den Händen hat, ſo möchte ich doch in den obſcuren Winkeln des ſchönen Landes, z. B. ſchon in dem Badeorte Hyères keinem dort einheimiſchen Katholiken rathen, öffentlich zum Proteſtantismus überzugehen, oder gar einem Proteſtanten, erſt Katholik zu werden und dann durch mit öffentlichem Schaugepränge verbundenen Rücktritt ſeine Verachtung des Katholicismus an den Tag zu legen. Trotz des Dämmerlichtes, was ſich über Spanien auszubreiten beginnt, würde ein Apoſtat der nicht herrſchenden Kirche in den meiſten Gegenden vielleicht der Steinigung ausgeſetzt ſein. In Rußland iſt es ebenfalls verboten, aus der ruſſiſchen Kirche zu einer anderen überzutreten und Kinder aus gemiſchten Ehen müſſen in der morgenländiſchen Religion erzogen werden. Der Kaiſer ertheilt bei gemiſchten Ehen dem proteſtantiſchen Vater nur äußerſt ſelten die Erlaubniß, die Kinder proteſtantiſch taufen zu laſſen. In Rußland wird

ſchon jeder, der in einer ruſſiſchen Kirche nur einmal ein Sakrament genießt, für ein Mitglied derſelben angeſehen, und proteſtantiſche Offiziere und Beamten, die lange unter Ruſſen wohnen, nehmen bisweilen, um nur der Wohlthat des Abendmahles ein Mal theilhaftig zu werden, daſſelbe nach ruſſiſchem Ritus ein. Die Verbannung nach Sibirien würde aber einen ſolchen treffen, wenn er daſſelbe Abendmahl wiederum auf proteſtantiſche Weiſe nähme. Die ruſſiſche Kirche betrachtet ihn von dem Augenblicke als ihr unveräußerliches Mitglied, und nur Flucht ins Ausland kann ihn ſeiner Mutter-Religion zurückgeben. Geſchieht aber daſſelbe umgekehrt und ein proteſtantiſcher Geiſtlicher reicht einem, welcher der ruſſiſchen Kirche angehört, ein Sakrament, ſo wird er zur ſchärfſten Verantwortung gezogen, denn ſeine That iſt ein Kriminalverbrechen. Aber ſchon jeder Laie, der mit der herrſchenden Kirche Streit anfängt, wird geſetzlich ohne weitere Unterſuchung zum Schweigen gebracht, mag er Recht haben oder nicht.

Ich frage nun ſelbſt, kann die Todesſtrafe, die über einen zwei Mal Abtrünnigen verhängt wurde, in der Türkei als eine ſo unerhörte Barbarei betrachtet werden, da in chriſtlichen Staaten nicht viel menſchlicher gehandelt wird? In der Türkei gibt es ſo viel zu verbeſſern, daß man einen wohlthätigeren Einfluß ausübt, wenn man anderen Dingen ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Der Druck iſt in den Provinzen auf eine Höhe geſtiegen, die allen Glauben überſchreitet, und wenn die Konſuln der fremden Mächte ihm zu ſteuern behilflich ſein würden, ſo wäre unendlich mehr als mit der raſchen Umſtoßung eines Fundamentalgeſetzes geſchehen. Wenn der frühere Gouverneur von Trebiſond Abdullah-Paſcha trotz der gränzenloſen Armuth und der Widerſetzlichkeit eines Theiles ſeiner Unterthanen alljährlich nach Abzug der Koſten ſeiner Regierung und der Bakſchiſche (Trinkgelder), oder eigentlichen Beſtechungen in Konſtantinopel gegen 100,000 preußiſche Thaler in ſeine Geldtruhe ſteckt, ſo kann man ſich wohl einen ohngefähren Begriff von dem

Drucke machen, beſonders wenn man noch die Betrügereien der Unterbeamten und vor Allem der Armenier dazu in Rechnung bringt. Warum ſucht man dem gräulichen Unweſen in dem eigentlichen Armenien nicht zu ſteuern? wo die Regierung ſelbſt den von den Bergen herabkommenden Kurden im Winter Häuſer vermiethet, und zu dieſem Zwecke erſt die chriſtlichen Bewohner aus ihrem Beſitzthume herausjagt. Wenn es auch noch ſo ſchwierig wäre, ſo würde doch hier ohne Zweifel mehr Segen als auf jener Ausrottung des beſprochenen Fundamentalgeſetzes ruhen! Wie die Kabinetsordre über die Gleichſtellung aller Unterthanen des türkiſchen Reiches befolgt wird, weiß jeder zur Genüge, der nur ein Mal in den Orient geſehen hat, daß aber ganze Regierungsbezirke (Paſchaliks) die hohe Pforte in Konſtantinopel ſelbſt zwingen können, dieſes Geſetz für ihre Provinz ungültig zu erklären, haben uns die Zeitungen des vorigen Jahres zur Genüge gelehrt. Freilich würde ein europäiſches Heer von nur einigen Tauſend Mann ſich an dem See Wan keine großen Lorbeeren geholt haben, aber doch hinlänglich geweſen ſein, um die übermüthigen Kurden zu demüthigen. Furcht nach dem Abzuge hätte ohne Zweifel die Rebellen für lange im Zaume gehalten, und wäre eine derbe Lektion ohne alle Sentimentalität nicht hinlänglich geweſen, ſo könnte eine zweite den Erfolg vollenden. Für ein europäiſches, ſelbſt unbedeutendes Heer iſt es gar nicht ſo ſchwierig, ſiegend durch Aſien zu ziehen, und auch ſchon die thatkräftigen Griechen des Alterthumes haben daſſelbe bewieſen. Nur der dauernde Beſitz legt große, oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und wird für jetzt nur auf aſiatiſche Weiſe durch Satrapen oder Paſcha's möglich. England hat die Wahrheit dieſes Satzes, den ich ſchon früher ausgeſprochen hatte, in Afghaniſtan kennen gelernt und Rußlands Unglück in dem Feldzuge gegen Chiwa hat größere Erfolge gehabt, als das erſte Siegesgepränge der Engländer nach der Gefangennehmung des energiſchen Doſt-Mohammed.

Doch ich kehre zu dem einmal begonnenen Baſare zurück. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolche Straßen, in denen Arbeiter von Morgens bis Abends, ohne ihre Familie in der Zeit zu ſehen, und außerdem eine Menge Müßiggänger zubringen, auch für Nahrung ſorgen müſſen und wie die Buden der Handwerker offen ſind, ſo verfertigen auch Bäcker, Köche, Paſtetenverfertiger u. ſ. w. ihre Waaren vor den Augen der gaffenden Menge. Der Bäcker (Etmekdſchi) beſitzt ein geräumiges Gemach, in dem in der Mitte der weite Backofen ſich befindet, und an einer der Seiten ziehet ſich in der Regel eine Beutelmühle hin, in der das grobe Mehl feiner gemacht wird. Nur die reicheren Bäcker, die ſogleich in abendländiſchen Mühlen bereitetes Mehl für ihre feineren Bäckereien kaufen, haben ihrem Backofen eine wohlgefälligere Form gegeben und gebrauchen den Raum, den ſonſt die Handbeutelmühle einnimmt, zur Schauſtellung ihrer Waaren. Sauerteig liebt der Türke, wie der orientaliſche Chriſt durchaus nicht und unſer geſäuertes Brod mundet ihm auf keine Weiſe. In der Regel mengt er das Mehl, dem nur Salz und ein wenig Pottaſche zugeſetzt wird, mit Waſſer ein und ohne es lange gähren zu laſſen, wird die Form der eigentlichen Brode mit der Hand hergeſtellt. Dieſe bilden in der Regel kreisrunde, viereckige oder in die Länge gezogene Stücke von kaum mehr als einem Zoll Dicke und ſind es vorzugsweiſe, die den Namen Etmek führen. Mit ſchlechteren Sorten von Mehl, beſonders wenn es durch Handmühlen verfertigt iſt und noch Kleie enthält, bereitet man eine Art Fladen, die kaum zwei Linien im Durchmeſſer haben. Hier wird der angefeuchtete und gemengte Teig ſogleich durch eine kleine Walze auf einer mit Baumwollenzeug bedeckten Unterlage bis zur gehörigen Stärke ausgedehnt und dann an die innere Wand des Backofens angeklebt, um alsbald gar wiederum herabzufallen. Für dieſe Art Fladen (Dandurek, Pida und Fodola genannt) beſitzt man auch eine beſondere Art von Oefen, die man auf dem Lande

noch häufiger ſieht und die aus einer großen bauchigen Urne von oft 3—4 Fuß Höhe beſtehen. Eine ſolche irdene Form wird in die Erde gegraben, und mit Holz erhitzt man ſchnell die dünne Wand, um nun an ihr die Fladen gar zu machen. Die Frage, ob dieſe Art Brod geſund und dem Menſchen zuträglich iſt, wird ſich gewiß Jedermann von ſelbſt beantworten können, aber die anderen Brode ſind auch nicht viel beſſer und es gehört eine Angewöhnung von der früheſten Jugend an dazu, um das Unverdauliche verdaulich zu machen. Man darf ſich deßhalb nicht wundern, daß die Bevölkerung von ganz Aſien eher ab- als zunimmt, denn es ſcheint mir faſt, als wenn zur Zeit Xenophons mehr Menſchen in den Ländern, die er durchzog, gewohnt hätten, als jetzt. Ein Stückchen europäiſches Brod war für mich häufig ein Leckerbiſſen und wurde ſelbſt nicht ſelten dem beſten Spießbraten vorgezogen.

Neben Süßigkeiten gehen dem Orientalen fette und ſehr gewürzte Speiſen über Alles, und deßhalb ſucht der Bäcker durch gewürzhafte Samen ſeinen Broden einen Vorzug zu geben. Vor Allem werden Hammelfett und Butter häufig zum Brode verwendet und der Reichere zieht ſich durch ihren häufigen Genuß nicht ſelten Störungen im Verdauungsſyſteme für ſein ganzes Leben zu. Aus Seſamöl, Waſſer und wenig Mehl verfertigt man ringförmige Brode, die ſehr beliebt ſind und den Namen Semit führen. Wie man bei uns den Kümmel ins Brod gebacken liebt, ſo hat der Orientale ſeinen Schwarz- oder ägyptiſchen Kümmel (die Samen von Nigella sativa *L.*, damascena *L.* u. ſ. w. und Ptychotis coptica *DC.* und Ajowan *DC.*) zu demſelben Zwecke. Tſchurek iſt bei den Türken für dieſes Gewürz und die damit beſtreuten Brode der gebräuliche Name. Auch des Aniſes (Aniſon) bedient er ſich zu gleichem Zwecke.

Das Mehl iſt in der Regel Waizenmehl, von der Sommerpflanze gewonnen. Maismehl wird in Konſtantinopel wenig angewendet, deſto mehr aber im ſonſtigen

Oriente. Reismehl mengt man nur für die ärmeren Leute bei, und das ſo angefertigte Brod wird von den Orientalen noch lieber gegeſſen, als wenn der Teig aus einem Gemiſche von Gerſten-, Waizen- und Bohnenmehl bereitet iſt. Das aus letzteren gebackene ſchwere Brod genießt nur der Aermſte, da es mehr als um die Hälfte wohlfeiler iſt.

In den fränkiſchen Vierteln der Stadt iſt das Brod wenn auch nicht wohlfeil, doch von vorzüglicher Güte, da italieniſche und andere Bäcker ſich um die Verbeſſerung deſſelben verdient gemacht haben. Während in der eigentlichen Türkenſtadt das Brod von der Polizei auf feſte Preiſe geſetzt iſt und der Betrüger zwar nicht mehr mit den Ohren an die Thür genagelt wird, aber doch die gerechte Strafe in Form einer Fuß-Baſtonnade erhält, hat der Brodwucher in Pera ſich einen freien Spielraum geſchaffen, und ein und derſelbe Brodhändler verkauft eine Art Semmel, die man Frandſchila nennt, dem Eingebornen für 20 Para, dem nächſten Käufer aber, dem er Unkenntniß zutraut, nicht ſelten für den fünffachen Preis.

Die Garköche (Kebabdſchi) führen ihren Namen nach der Lieblingsſpeiſe der Orientalen, dem gebratenen Hammelfleiſche, das in Konſtantinopel den Namen Kebab führt; ſonſt heißt bei den Türken der Koch „Aſchdſchi.“ Während bei uns Rindfleiſch an der Tagesordnung iſt und in Städten und ſelbſt auf dem Lande am Meiſten verzehrt wird, gibt der Orientale dem Hammelfleiſche den Vorzug. Auch ich gewöhnte mich auf beiden Reiſen ſo ſehr an dieſe Nahrung, daß ich ſie bald dem Rindfleiſche vorzog und nun, dem Vaterlande wiedergegeben, finde ich doch das Rindfleiſch für die gewöhnliche Nahrung vorzüglicher. Der Grund liegt einfach darin, daß unſere Schafzucht nur eine gute, veredelte Wolle im Auge hat und für zartes, wohlſchmeckendes Fleiſch wenig oder gar keine Sorge trägt. Man muß nur einmal im Oriente das Hammelfleiſch, beſonders gegen den Winter hin, wenn die bedeutend größeren Thiere

von ihren oft sehr weiten Wanderungen zurückgekehrt sind, gekostet und den Geschmack des Spießbratens (Schischlik) versucht haben, um sich von seiner Vorzüglichkeit zu überzeugen. Das Rindvieh wird im Oriente zum Ziehen und selbst zum Tragen der Lasten gebraucht, und da außerdem der Kuh alltäglich noch die zarte Milch entnommen wird, so darf es nicht auffallen, wenn man im Oriente nur grobes, härtliches Rindfleisch erhält, was nur zum Auskochen, um eine gute Suppe zu erhalten, benutzt werden kann.

Der Garkoch besitzt zunächst einen großen Kessel, in dem jede Art von Fleisch, frische und getrocknete Fische u. s. w. gekocht werden. Um den Inhalt so pikant als möglich zu machen, wirft er Zwiebeln, aromatische Kräuter, spanischen Pfeffer u. s. w. hinein und legt die gargewordenen Stücke auf einer großen hölzernen Schüssel zum Verkaufe hin. Ein Gehülfe des Kebabdschi besorgt den Spießbraten, und zu diesem Zwecke wird das Fleisch in kleine, kaum einen Zoll im Durchmesser haltende Stücke geschnitten, mit Salz bestreut, an einen eisernen oder hölzernen Stock gesteckt, und über einem Feuer frisch ausgeglühter Kohlen bei beständigem Herumdrehen langsam gebraten.

Eigentliche Gemüse, wie sie auf die Tafel der Abendländer kommen, kennt der Morgenländer nicht, und „Grünes" wird nur mit Essig eingemacht genossen. Kraut höhlt er eben so gern wie Kürbis aus und steckt eine pikante Masse aus gehacktem Fleische und saftigen Früchten, Zwiebeln, spanischem Pfeffer, Basilikum oder anderen scharfen Gewürzen bestehend hinein. Eine solche Masse wickelt er wohl auch in Kohl- oder Weinbeerblätter. Alles auf diese Weise Gefüllte führt nach dem ursprünglich dazu dienenden Kürbis den Namen Dolma. Nächst dem Gefüllten hat der Kebabdschi Fleischklöschen, Ragout, Frikassee und eine Menge Milch- und Mehlspeisen, von denen zu sprechen ich schon noch Gelegenheit finden werde, zum Verkauf. Vor Allem liebt der

Orientale ſeinen geſchmorten Reis unter dem bekannten Namen Pillau oder Pilaff und Reis-Gelee, das Knaben mit dem Geſchrei „Mohallebi“ durch die Straßen tragen.

Die Mehlſpeiſen bereitet nur zum Theil der Garkoch, und häufiger findet man ſie beim Bäcker. Paſteten oder Kuchen mit Gefülltem, hier meiſt aus Eiern, Käſe, Zwiebeln u. ſ. w. beſtehend und unſerem Geſchmacke nichts weniger als zuſagend, liebt der Morgenländer ſehr und ſeinen Boghatſch, wie er dieſen nennt, findet man allenthalben. Auch im Fette Geſottenes und allerhand Eierſpeiſen, beſonders die beliebten Eierkuchen (Kaighana) ſieht man zum Verkauf ausgeſtellt.

Für die Speiſen, welche Honig oder Zucker enthalten, iſt eine beſondere Zunft ſachverſtändiger Leute vorhanden. Sie führen den Namen Halwadſchi nach dem vielleicht berühmteſten und beliebteſten Gerichte, der Halwa, urſprünglich wohl nur eine aus Honig, Mehl und Waſſer verfertigte Speiſe, die aber mit der Zeit und nach den Umſtänden mannigfache Verbeſſerungen im Geſchmacke erhielt. So verlangt man bei der Halwa in der Hauptſtadt des Islams neben Honig noch Seſammehl als vorzügliche Ingredienz und dann einen oder den andern Pflanzenſaft, Roſenwaſſer u.

Ebenſowenig wie Bäckereien und Speiſehäuſer dürfen die Kaffeehäuſer (Kahweh-Chaneh) in der Nähe der Märkte fehlen, da der Kaffee ſich wie der Taback bei den Orientalen faſt mehr eingebürgert hat, als in den Gauen des mittleren und ſüdöſtlichen Deutſchlands, wo Kaffee-Geſellſchaften gegeben werden, der Kaffee zu Mittag mit Kartoffeln nicht ſelten bei den ärmeren Leuten das theure Mittageſſen erſetzt und der gemeine Mann mit der kurzen Pfeife im Munde eine Taſſe Kaffee nach der anderen einſchlürft. Kaffeehäuſer ſind im Oriente auch Rauchanſtalten und der Arme, dem es vielleicht zu theuer iſt, ſich einen vollſtändigen Pfeifen-Apparat, der den unſerer Muſenſöhne in der Regel noch übertrifft, anzuſchaffen und ihn in der Ordnung zu erhalten, oder gar keinen beſtimmten Platz hat, wo er Abends

ſein Haupt hinlegt, geht, ſo oft es ihm ſeine Baarſchaft erlaubt, in ein Kaffeehaus, um daſelbſt für wenige Para eine Taſſe Kaffee und eine Pfeife Taback zu trinken, denn das bittere Dekokt des einen, wie der luſtige Rauch des andern, wird verſchluckt. 2,800 Kaffeehäuſer gibt es in dem weiten Bereiche des über Berg und Thal ſich hinausziehenden Konſtantinopels, und drei große Kaffeemühlen liefern ihnen täglich den Bedarf von 20—25 Zentnern.

Die Kaffeehäuſer beſtehen meiſtens aus einem geräumigen Zimmer und einer daran befindlichen Küche mit den nöthigen Geräthſchaften und ſind nach zwei Seiten wenigſtens offen oder mit durchbrochenem Schnitzwerk verſehen, damit die friſche Luft in dem ſtets mit vielen Menſchen angefüllten Raume ſich beſtändig erneuern kann. Wenigſtens auf drei Seiten ziehen ſich gepolſterte Erhöhungen an den Wänden herum, oder ein ſchmaler, kaum drei Fuß breiter Durchgang hat auf beiden Seiten gegen zwei Fuß hohe Stellagen und zieht ſich mitten durch das Zimmer bis zur gegenüberliegenden Ausgangsthüre oder zu dem dort befindlichen Kamine. Auf den freien Seiten des Hauſes iſt nicht ſelten eine noch luftigere Gallerie angebracht. Am Bosporus und ſonſt außerhalb der Stadt ſah ich auch das Gaſtzimmer im erſten Stockwerke des hölzernen Gebäudes und die Treppe führte von Außen hinauf. Anſtatt der Gallerie liebt man in dieſem Falle mehr eine Art luſtiger Söller, der wahrſcheinlich der freien und reizenden Umgebung halber den Namen Schahniſchin, d. h. Königsſitz, erhielt und beſonders in Pera, zum großen Nachtheile der Straßen, faſt keinem Hauſe fehlt.

Während des guten Wetters bleibt man nicht gern im dumpfen Zimmer, ſondern der Kahwehdſchi (Kaffeewirth) hat ſchon einen geräumigen Platz mit einem großen Tuche gegen die brennenden Strahlen einer ſüdlichen Sonne abgeſperrt, dem Wunſche der Gäſte entgegenkommend. Die beſſeren Kaffeehäuſer beſitzen ſogar eine geräumige Halle

zur Aufnahme der Gäste, und selbst völlig im Freien, wenn der Platz nicht mehr von der Sonne beschienen wird, stehen Reihen kleiner, 3/4 Fuß hoher, breiter und langer Sessel (Skemli), die im ganzen Oriente allein unsere Stühle und Armsessel vertreten sollen.

Die Bereitung des Kaffee's (Kahweh) unterscheidet sich etwas von der abendländischen Art und Weise, und es wird deßhalb den Freunden und Freundinnen desselben im deutschen Vaterlande nicht unwillkommen sein, wenn ich versuche, die Geschichte des Kaffee's im Oriente näher auseinander zu setzen. Wenn auch das bittere Getränk bisher von fast allen Reisenden als vorzüglich fein- und wohlschmeckend geschildert wurde, so glaube ich doch, daß die Meisten in ihren Lobpreisungen nur der allgemeinen Reisemode, die nun einmal den orientalischen Kaffee nicht getadelt haben will, gefolgt sind und selbst bisweilen während des Trinkens, ob des bitteren Geschmackes, das Gesicht verzogen. Der Mensch ist mit dem Augenblicke, wo er den ursprünglichen Naturzustand verließ, der Gewohnheit unterthan und zu Allem, was ihm nun zur zweiten Natur werden mußte, bedurfte er einer gewissen Zeit. Mit unserer Nahrung ist dieses am Meisten der Fall, und nach der Muttermilch muß sich das Kind erst an eine Speise nach der andern gewöhnen, wobei die Sucht der Nachahmung manches unangenehme Gefühl überwindet. Wenn das Kind bei uns, besonders in den späteren Jahren, Süßigkeiten liebt, so hat es sich diese mit den Säftchen, Biscuit u. s. w. in der ersten Zeit seines mehr unbewußten Lebens angewöhnt, denn sonst würde dem Kinde ein Stück Zucker ebenso unangenehm schmecken, als einem fleischfressenden Thiere. Kinder von 5—8 Jahren, denen ich mitten im Kaukasus, wohin bis dahin noch kein Fremder vorgedrungen war, ein Stück Zucker gab, steckten dieses erst nach großer Ueberwindung in den Mund und spieen es, darin zerflossen, schnell wieder aus. Ohne Zweifel war demnach der süße Geschmack für sie eine unange-

nehme Empfindung. So wird auch ein jeder Deutſche, der in Rußland ächten Karawanenthee auf ruſſiſche Weiſe zubereitet zum erſten Male trinkt, dieſen für weniger wohlſchmeckend als den ſeines Vaterlandes finden. Mit jedem erneuten Verſuche geſtaltet ſich aber das Urtheil günſtiger, bis endlich auch er gleich jenem Ruſſen, der, in Deutſchland reiſend, meinte, man trinke dort nicht Haiſan- ſondern Heuſamen-Thee, findet, daß man bei uns in der Regel weder verſteht, einen guten Thee zu bereiten, noch ihn als ſolchen zu trinken. Dazu werden wir von England aus mit ſchlechten und verfälſchten Sorten, die freilich die Wohlfeilheit für ſich haben, überfluthet und gewöhnen uns an das ſchlechte Getränk. Machte ich doch ſelbſt nach meiner erſten Reiſe die Erfahrung, daß der gute, aber auch theure Thee, den ich aus Rußland mitgebracht hatte, nicht allein nicht gefiel, ſondern ſogar einige meiner Freunde ob der gemeinten Mittelmäßigkeit zum Kopfſchütteln brachte. So geht es nun auch mit dem Kaffee und noch mehr mit dem Tabak, und ich bin überzeugt, daß eine Taſſe des türkiſchen Kaffee's, und ſelbſt wenn er nach der vorzüglichen Methode des Fürſten Pückler-Muskau, die er im Vaterlande des Kaffeebaumes erlernt haben will, bereitet worden wäre, einer ächten Kaffeeſchweſter durchaus nicht munden würde, denn die größere Bitterkeit wird weder durch Sahne noch Zucker gemildert. Die beiden abendländiſchen Zuthaten verändern freilich den urſprünglichen Kaffeegeſchmack auf eine ſolche Weiſe, daß der Orientale, der ihn zum erſten Male nach unſerer Weiſe trinkt, ebenſowenig davon erfreut ſein, ohne Zweifel ſogar ein ganz anderes Getränk vor ſich zu haben glauben wird. Freilich hat die europäiſche Kultur auch ſchon den Gebrauch des Zuckers nach dem Oriente und zumal nach Konſtantinopel verſetzt, und ſelbſt Sahne erhält man hie und da in den Kaffeehäuſern der kaiſerlichen Reſidenz. Der Rechtgläubige hat aber keinen Gefallen an der neuen Sitte, die ebenſo wie die andern aus dem Abendlande

ſtammenden, nur zur Verweichlichung dient, und trinkt die Erfindung eines Moslim in der reinen unverfälſchten Geſtalt.

Arabien liegt dem Türken weit näher als uns Konſtantinopel, und ſo mögen viele unſerer Kaffeefreunde die Stadt preiſen, in der der ächte Mokka-Kaffee, wenn auch nicht umſonſt, doch zu einem niedrigen Preiſe zu haben iſt. Aber eben ſo ſelten als man bei uns die unſcheinlichen Bohnen erblickt, eben ſo ſelten erfreut man ſich in Konſtantinopel des feinſten Kaffee's zum Getränke. Wie bei uns werden dort kleine Java-Bohnen für Mokka verkauft, während ſonſt die ganze Türkei von England und weniger von Frankreich aus vorzugsweiſe mit weſtindiſchen und braſiliſchen Sorten verſorgt wird.

Der Kaffee wird auf erhitzten Blechen oder Trommeln ſo lange geröſtet, bis ſich auf ſeiner Außenfläche Oel anſetzt und die Farbe ſich in ein ſchwaches Schwarzbraun verwandelt hat. Auf dieſe Weiſe verfliegen weniger Stoffe als bei uns. Die geröſteten Bohnen werden in Privathäuſern in Mörſern grob geſtoßen, zum öffentlichen Gebrauche hingegen meiſt in großen Kaffeemühlen gemahlen. Die Bohnen zerkleinert man in den letzteren auf gleiche Weiſe wie bei uns die Oelſamen von durch ein horizontales Rad gehobenen Stampfen, und ein Pferd ſetzt die Mühle in Bewegung.

Sobald das Waſſer in der kleinen bauchigen und kupfernen Kanne (Tſcheffuh) dem Kochen nahe iſt, ſchüttet der Ka'wehdſchi ſo viel Kaffeepulver, als die Anzahl von Gäſten nöthig macht, in dieſelbe und läßt es 6—10 Minuten noch über dem Feuer ſtehen, um das Getränk dann unfiltrirt einzuſchenken. Entweder geſchieht dieſes ſogleich in der Küche und man bringt die Taſſe auf einem metallenen Präſentirteller (Depſi), der mit einem weißen handtuchähnlichen Tuche (Magramah) zugedeckt iſt, herein oder der Kellner (Oghlan, d. i. Junge, Garçon) nimmt den unbedeckten Teller mit den Taſſen in die linke Hand, wirft

mit der Rechten das Tuch über die linke Schulter und geht, von dem Kaffeeverfertiger begleitet, in das Gastzimmer, um sich dort die Gefäße füllen zu lassen. Nun faßt er von den Gästen den, der ihm am Vornehmsten zu sein scheint, ins Auge, geht auf ihn los und präsentirt ihm den Kaffee. Dabei verbeugt er sich ein Wenig, legt die rechte Hand zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit auf die Herzgrube und stellt den rechten Fuß hinter den linken auf die Spitze. An der Thüre, die zur Küche führt, wartet er, bis der Kaffee getrunken ist; dann geht er von Neuem mit dem von der linken Schulter herabhängenden Tuche, aber ohne Präsentirteller zu einem Gaste nach dem andern und diese, mit der Linken das Tuch zum Abwischen des Mundes ergreifend, setzen mit der Rechten die Tasse auf die flach vorgestreckte Linke des Dieners, der sogleich seine Rechte darauf deckend wiederum den Rückweg antritt.

Die türkischen Tassen (Findschan) gleichen vollkommen in Größe und Form unseren Eierhaltern, nur fehlt ihnen der untere Theil, durch den sie aufgestellt werden. Sie sind von weißem Porzellan und mit Goldstreifen und anderen Verzierungen, besonders Blumen, versehen. Größtentheils werden sie (wie auch die eigenthümliche Kopfbedeckung der Türken, der Fes) aus Wien eingeführt. Da der Kaffee kochend eingeschenkt wird, so stehen die an und für sich fußlosen Tassen in besonderen Haltern, die ebenfalls wiederum, und zwar noch mehr, da sie zum Stehen einen Fuß besitzen, den Eierhaltern gleichen. Sie sind gewöhnlich aus Messing- oder Eisen-, in den reicheren Familien aber aus Silber-Draht verfertigt und führen bei den Türken in Konstantinopel und im ganzen Oriente den Namen Sarf.

Sobald man sich einem Kaffeehause nähert oder in dasselbe eintritt, kommt ein Kellner dem Gaste mit der langen Pfeife entgegen. Firengi oder armenische und griechische Christen bedienen sich in der Regel der kleinen schon erwähnten Sessel, während der Moslim auf der gepolsterten Er-

höhung, der eigentlich der Name Diwan zukommt, mit untergeſchlagenen Beinen Platz nimmt. Ohne ein Wort zu ſprechen, nimmt der letztere die Pfeife (Tſchibuk) mit der Bernſteinkuppe und dem kleinen thonernen Kopfe aus der Hand des Kellners und zieht mit einem langen Zuge einen Schluck Rauch ein. Dann bläſt er vor ſich hin und thut einen zweiten Zug. So fährt er fort bis der obere Theil des Tabaks, den er mit dem Namen Sahne (Kaimak) belegt, verbrannt iſt und der untere durch das während des Brennens gebildete Fuſelöl weniger ſchmackhaft wird. In der Zeit kommt auch von Neuem der Kellner und präſentirt die kleine Taſſe, angefüllt mit ſchwarzem Kaffee. Iſt es Abend, oder gar gegen die Schlafzeit hin, ſo liebt der Moslim, daß der Tabak ſeiner Pfeife mit Roſenwaſſer befeuchtet wird und der Kaffee einen ſchwachen Zuſatz von ſtimulirendem Moſchus oder von einem Opiate, beſonders von dem beliebten Madſchun, erhalte.

Gegen Abend und noch mehr in der Faſtenzeit (Ramaſan), wo die Rechtgläubigen nichts genießen dürfen, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, füllen ſich die Kaffeehäuſer und auf dem Diwan ſitzen lange Reihen noch langweiligerer Türken, die, nur die Pfeife bisweilen abſetzend, ſonſt unbeweglich vor ſich hinſtarren. Nur der beliebte Hanswurſt (Joghurtdſchu), auch wegen ſeines häufig bemalten Geſichtes Schwarzauge (Karagös) genannt, unterbricht bisweilen die Eintönigkeit auf eine ſolche Weiſe, daß lauter Lärm aus dem ſonſt ſtillen Hauſe ertönt. Geſichterſchneiden, Bocksſprünge und die gemeinſten Witze ſind die Unterhaltung, die den Gäſten dargeboten zur gränzenloſen Freude gereichen. Bisweilen erſcheint er auch mit einer Art Schattenſpiele, die an Gemeinheit alle Katzenbuden der verworfenſten Winkel der größeren Städte Europa's übertreffen, und beſonders in dieſem Falle heißt er Karagös. Wie bei uns dienen Prieſter und der Eheſtand zur Zielſcheibe ihres Spottes, aber auch jeder der Anweſenden iſt vor groben

Beleidigungen eines ſolchen Spaßmachers nicht ſicher. Eine gewiſſe Unverletzlichkeit der Perſon ſchützt ihn vor jedem Nachtheile und wer laut ſeinen Unwillen über die rückſichtsloſen Scherze kund thäte, würde ſich nur erneutem Muthwillen und dem Gelächter der anderen Gäſte ausſetzen. Dieſer Karagös wird auch zu Familienfeſten gezogen, und beſonders zu dem der Beſchneidung, die nicht wie bei den Juden ſchon in der erſten Woche nach der Geburt eines Knaben, ſondern erſt, wenn dieſer erwachſen und 8—12, ja ſelbſt 14 Jahre zählt, vorgenommen wird. Von dieſer Zeit an betrachtet man den jungen Türken als mündig, und während man ſich bei uns Mühe gibt, den innern Trieb zur thieriſchen Liebe in dieſem zarten Alter nicht zu erregen, läßt man hier dem bartloſen Knaben in Gegenwart des vielleicht greiſen Vaters die obſcönſten Handlungen der Sodomiterei vorführen.

Aber auch öffentliche Erzähler (Medah) finden ſich in den Kaffeehäuſern ein, um den Gäſten die Zeit zu vertreiben, und mit einem gewiſſen Pathos erzählen ſie das eine oder das andere Mährchen. Wie das Kind bei uns, ſo liebt auch der Orientale ſeltſame Begebenheiten, übertriebene Ausſchmückungen und liebliche oder ſchreckliche Wunderdinge über Alles. Wie das Kind dieſelbe ſich oft um etwas Unbedeutendes herumdrehende Geſchichte anhört und ſie ſelbſt ſich von der Mutter oder der Wärterin wiederholt ausbittet, ſo auch der erwachſene Morgenländer. Mit derſelben Aufmerkſamkeit hört er dieſelbe Erzählung vielleicht zum hundertſten Male an und macht an derſelben Stelle, wo er ſchon früher auf die lauteſte Weiſe ſeine Freude kund that, von Neuem ſeinem inneren Wohlbehagen in den lärmendſten Ausdrücken Luft. Durch den gräßlichſten Druck auf der einen und die dumpfe Eigenliebe auf der andern Seite hat der Orientale ſich allmälig auf einen Standpunkt verſetzt, der ihm gleich den Thieren alles ſelbſtſtändigere und edlere Denken unmöglich macht. Jeder Eindruck, der

haften ſoll, muß energiſch auf ihn wirken. Nicht mehr fähig, über Recht oder Unrecht zu urtheilen, erträgt er das letztere, wenn es nur mit Energie geſchieht, leichter als das erſtere, ſobald dieſes ſich auf milde Weiſe kund thut. So muß auch Alles, was erzählt wird, ſeine Sinne nicht weniger, als ſeine ſtets rege Phantaſie in Anſpruch nehmen, und wenn der Erzähler einen reichen Mann ſchildert, ſo ſind ſelbſt die höchſten Zahlen der Gruſch (Piaſter, gegen zwei Silbergroſchen), da ſie eine äußerſte Gränze zulaſſen, nicht genug, denn die Sandkörner, die rings um ſeine Küſten den Boden dicht bedecken, betragen noch kaum die Hälfte der Geldſtücke. In dieſem Falle bleibt der Phantaſie noch übrig, ſich den Reichthum weiter auszumalen — oder vielmehr ihn nur anzuſtaunen. Wird ein ſchönes Mädchen erwähnt, dann ſind ſelbſt die ewig heitern und ewig jungfräulichen Geſtalten im Paradieſe der Gläubigen nur gemeine Dirnen, die von der Schönheit jener geblendet, ehrfurchtsvoll in der Ferne ſtehen und ihre Huldigungen zu Füßen legen. Und erblickte ſie plötzlich der Schöpfer des ganzen Weltalls und von Allem, was in ihm fleucht und kreucht, ſo blieb er gewiß ebenfalls wie der Erdenpilger im höchſten Entzücken ſtehen, und würde, alles um ſich herum vergeſſend, fortan nur ihrer Liebe fröhnen. Die heilige Marie und Fatime, die Tochter des ſiebenten und letzten Propheten, die beide den Moslimen als Muſter der Weiblichkeit dienen, beeiferten ſich, dieſer vollendeten Schönheit und dem Ausbunde aller weiblichen Tugenden dienend zur Seite zu ſtehen.

Dadurch, daß der Medah die Perſonen redend einführt, gewinnt allerdings auch die Erzählung an Intereſſe und ſelbſt ohne der Sprache mächtig zu ſein, hört man gern zu. Der magere Inhalt entſpricht aber keineswegs dem lebendigen Vortrage und man kann ſich oft nicht genug wundern, wie ein vernünftiger Menſch damit zufrieden ſein und daſſelbe ſogar oft hören kann. Bei den Kindern vom 3—7ten Jahre iſt es bei uns aber gerade ſo. Unterhaltender ſind

noch die Erzählungen, die ein Gleichniß oder eine Nutzanwendung enthalten, aber in der Regel wird es nur verstümmelt vorgetragen.

Wenn ein Erzähler gegen 20 Geschichten auswendig weiß und diese nach den Regeln der Kunst hersagen kann, so wird ihm allenthalben Lob gespendet. Während der langen Winterabende fordern ihn auch die Haushofmeister der reicheren Familien auf, Privathäuser zu besuchen, und das ganze dienende und nicht dienende Personal setzt sich um ihn herum, um den bekannten oder unbekannten Erzählungen mit gleich gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören.

Leider sind die mehr entlegenen Kaffeehäuser, besonders in den griechischen Vierteln Konstantinopels, der Sitz des gemeinsten Verbrechens, der Sodomiterei. Was in dem deutschen Vaterlande kaum dem Namen nach bekannt ist und selbst unsere Wüstlinge noch zum Erröthen bringen würde, geschieht in Konstantinopel offen und vor den Augen einer Regierung, die den moralischen Zustand eines Volkes bewachen und leiten soll. Doch kann es wundern, da selbst die höchsten Staatsbeamten dieser scheußlichen Lust fröhnen und ohne Scheu darüber sprechend, sie noch ganz natürlich finden, weil auf diese Weise bei den vielen Frauen, die der Vornehme besitzt, der allzugroßen Vermehrung der Familie und der dadurch hervorgerufenen allmäligen Verarmung vorgebeugt würde. Ein Staat mit solchen Beamten ist gewiß bis in das Innerste seines Markes faul und wird durch solche unnatürliche Laster vollends zerrüttet. Der Herrscher von vielen Millionen, der solchen Lastern ergeben ist und sie in seiner Umgebung offen duldet, kann unmöglich Vater seines Volkes genannt werden! Hier wären energische Noten, daß, wenn auch das schändliche Laster nicht mit einem Male ausgerottet werden kann, doch der Umgang mit männlichen Buhldirnen wenigstens öffentlich verboten und der gesetzlichen Strafe unterworfen würde, an ihrem Platze. Und solche Buhldirnen treten, sobald der Flaum

ihres Bartes dichter wird, in die Reihen der Staatsdiener, um dereinſt die höchſten und wichtigſten Stellen einzunehmen. Zu welchen Hoffnungen berechtigt aber ein Staat, wo das ſcheußlichſte Laſter die ſicherſte Laufbahn eröffnet? Und wiederum bei der Beſchneidung läßt man die öffentlichen Tänzerknaben (Kötſchek) kommen, um den eigenen Sohn an eine Unnatur zu gewöhnen, die bei uns gleich Diebſtahl und Mord gebrandmarkt und beſtraft wird. Die hochgeſtellte Perſon, mit der ich darüber ſprach, begriff auf keine Weiſe meinen Abſcheu, den ich offen ausſprach, und berief ſich auf Ruſſen und Franzoſen, die über dieſen Punkt wie er dächten. Zur ewigen Schande zweier chriſtlichen Völker befinden ſich in Petersburg, wie in Paris, prachtvolle Kaffeehäuſer, in denen, wie in der Türkei, Knaben und Truthühner ſich der unnatürlichen Liebe armſeliger Wollüſtlinge erfreuen. Aber die Regierung ſanktionirt doch wenigſtens ein Laſter nicht, wenn es auch der Polizei nicht unbekannt bleiben kann, und dieſe es vielleicht nicht weniger wie in der Türkei irdiſcher Vortheile halber duldet.

Wenn vorzugsweiſe chriſtliche Kaffeehäuſer in Galata und San Dimitri u. ſ. w. ſich dieſes Verbrechens ſchuldig machen, ſo ſind die türkiſchen eines andern, wenn auch bei Weitem geringeren zu zeihen. Ob der Einfluß der europäiſchen Kultur, oder die wachſamere Regierung, oder endlich die allmälige Einführung des Weines dem früher gleich einer Peſt epidemiſchen Uebel des Opiumgenießens in der neueſten Zeit Einhalt gethan hat, weiß ich nicht; faktiſch iſt es aber, daß wie die Peſt, auch dieſes Laſter im Oriente ſehr abgenommen hat. Nur wenige Kaffeehäuſer in der Nähe des alten Sarai erfreuen ſich des Rufes eines guten Opiums, und in ihrer Nähe ſieht man die bleichen Geſtalten der durch Opium Berauſchten umherwanken.

Der Opiumeſſer oder Raucher (Theriaki) beginnt im Anfange ſeiner Laufbahn nicht ſogleich mit dem ſehr bitter ſchmeckenden Opium, ſondern er gewöhnt ſich allmälig durch

ſtimulirende Getränke, beſonders durch ſtarken mit Moſchus, Zimmt, ſpaniſchen Fliegen u. ſ. w. verſetzten Kaffee daran. Ein Gemiſch von Opium, Moſchus, ſpaniſchen Fliegen, Zimmt, Anis und Zinnober, was die Türken Madſchun nennen, macht den Uebergang zu den ſogenannten Opiaten und endlich zu dem Opium. Auch Extrakte von friſchen Hanf-Stengeln und Blättern mit Zuſatz von Moſchus werden auf gleiche Weiſe, aber mehr in Kleinaſien und Syrien, benutzt und ſollen, ohne ſo bedeutende Nachwehen zu hinterlaſſen, eben ſo üppige Bilder vorführen, wie das Opium. Die Verzückung, welche ſich kurze Zeit nach dem Genuſſe einſtellt, iſt, wie bei dem durch geiſtige Getränke Berauſchten, verſchiedener Art, mag wohl aber dem Zuſchauer intereſſantere Scenen vorführen. Da der Moslim nur ſinnliche Genüſſe kennt und, wie es ſcheint, für immer unfähig iſt, geiſtige aufzufaſſen, ſo ſind in der Regel ein Harem, angefüllt mit wunderlieblichen Mädchen, und eine Tafel, mit den Lieblingsgerichten und den ſeltenſten Süßigkeiten beſetzt, die Gegenſtände, die ſeiner Phantaſie vorgaukeln. Bald ſitzt der Opiumeſſer auf dem Diwan wie gebannt und ſcheint eine innere Beſchauung zu halten. Die Freude hat um den Mund ihren Thron aufgeſchlagen und die Augen ſind der Reflex der Vorſpiegelungen, die ſeine Seele im Innern umgaukeln. Bald läßt ihm das Gift keine Ruhe, und alle Muskeln des ſonſt ſo trägen Türken ſcheinen ihre urſprüngliche Natur verleugnen zu wollen, denn in Händen und Füßen ſpricht ſich nicht weniger Beweglichkeit, wie im Geſichte ein bis dahin unbekanntes Mienenſpiel aus. Der Berauſchte möchte Jedermann ſein überſchwengliches Glück mittheilen, und er umarmt auf das Zärtlichſte den erſten beſten Bettler, der noch ſo zerlumpt und ſchmutzig ihm entgegenkommt; er tanzt wie beſeſſen in dem Zimmer herum, bleibt aber immer friedlicher Natur und beleidigt höchſtens einen Anweſenden durch zärtliche Zudringlichkeit.

Eine Stunde und länger erfreut er ſich des höchſten irdiſchen Genuſſes, um plötzlich aus dem Freudentaumel herausgeriſſen zu werden. Mit dem vollen Bewußtſein des plötzlich von der höchſten Höhe der Erregung zu der entſetzlichſten Schwäche übergehenden Zuſtandes tritt bei allen Opiumeſſern eine gleiche traurige Erſcheinung ein, und nur die Doſis und wie oft das Gift ſchon genommen, bedingt für die Dauer der Ermattung einen Unterſchied. Das bis dahin nur Luſt ſprudelnde Geſicht wird plötzlich trübe, und die an und für ſich langen Muskeln deſſelben ſcheinen ſelbſt noch länger zu werden. Die noch vor einem Augenblicke lebendigen Augen verlieren mit einem Male das Feuer und treten ſcheinbar in ihre Höhlen zurück, in denen ſie wie bei einem Sterbenden kaum noch fähig ſind, die Eindrücke der Außenwelt dem Inneren wiederzugeben. Das Erbarmen der Umſtehenden ſcheinbar anflehend, oder ſchon gebrochen, ſind ſie es am Meiſten, die den fürchterlichen Zuſtand ihrer Schwäche kundthun. Nicht im Stande, aufrecht zu ſtehen, hängen, wie bei einer Gliederpuppe, die Arme und Beine des Opiumeſſers kraftlos herab und ſcheinen der willenloſen Seele entrückt zu ſein. Nahm früher die höchſte Erregung den Menſchen in Anſpruch und machte ihn für alle Umgebung taub, ſo macht jetzt die gränzenloſe Schwäche ihn zum Spielballe des Zufalles. Nichts kann den Opiumeſſer ſich ſelbſt wiedergeben, als die Alles lindernde Zeit, und er iſt gezwungen, um ſo länger in ſeiner Erbärmlichkeit zu verharren, je öfter er ſich ſchon dem ſcheußlichen Gifte des Opiums übergeben hatte. Und vermag er endlich, ſich dem Boden zu entreißen und, mit den langfingerigen Händen eine Stütze an der Mauer der engen Straße ſuchend, langſam den geknickten Körper fortzutragen, dann ſchleicht er mit ſchlotternden Knieen dahin, ſchlimmer und trauriger als ein Greis, den Armuth und Alter noch auf das Tiefſte gebeugt haben. Glücklich endlich in ſeiner Wohnung angekommen, nimmt er auf dem

Diwan Platz, um hier nach langer Zeit und allmälig den Kräften wiedergegeben zu werden.

Der Opiumeſſer hat hinlänglich Zeit und Muße, den erbärmlichſten Zuſtand ſeines Körpers in der Schwächezeit zu erkennen; er ſieht ihn ſelbſt an anderen und iſt von Mitleid und Theilnahme ergriffen. Und doch erträgt er ohne Murren die fürchterlichſten Nachwehen eines Giftes, um ſchon auf Erden — das ſind ſeine eigenen Worte — den Vorgeſchmack der nie endenden Wonnen im Paradieſe zu empfinden. Kein Harem, und wenn mit den wunderlieblichſten Mädchen geſchmückt, und keine Tafel, ſelbſt mit den wohlſchmeckendſten Speiſen beſetzt, kann ihm Freuden und Genuß verſchaffen, wie das Opium die Sinne berauſchend hervorruft. Es iſt demnach nicht allein die Leidenſchaft, die den Opiumeſſer, wie den Branntweintrinker zu neuen, zuletzt dem Körper nothwendig gewordenen Reizen treibt: es beſtimmen ihn mehr noch die kitzelnden Bilder, die ſich ſeiner Phantaſie vorführen, die üppigen Gefühle der Wolluſt, die ſeine Glieder durchrieſeln, und das innere Seelenvergnügtſein, das ſein ganzes Weſen für die Zeit erfaßt. Aus der vollen Gleichgültigkeit geht der Türke zum höchſten Genuſſe über und gern erträgt er die langen, oft fürchterlichen Nachwehen, bei deren Abnahme er ſchon wieder an die Freuden, die ihm geworden waren, denkt, und noch nicht geneſen, blickt er mit Sehnſucht der Stunde entgegen, wo ſich ihm von Neuem der irdiſche Himmel öffnet.

Zu welchem vielfachen Genuſſe ein Kaffeehaus in Konſtantinopel einladet, habe ich wohl zur Genüge gezeigt, aber der Gentleman oder der Löwe unter den Rechtgläubigen Stambuls verlangt noch mehr von ihm, denn es muß auch ſachverſtändige Leute beſitzen, die im Stande ſind, ſeine angeborene Schönheit zu erhöhen. Nächſt ſchönen, d. h. möglichſt bunten Kleidern verwendet im Oriente der Moslim wie der Chriſt ſeine größte Sorgfalt weniger auf das Haupt- als auf das Barthaar.

Nur der ſtarre Türke iſt der alten Mode treu geblieben, das Haupthaar ſich ganz oder nur zum Theil raſiren zu laſſen, während die morgenländiſchen Stutzer ihr ſchönes Haar auf jegliche Weiſe pflegen und ſogar nicht ohne Glück verſuchen, ihm ein lockiges Kräuſeln zu verleihen. Ja ſelbſt als die pariſer Löwen langes, wallendes Haar für eine vollendete Schönheit nothwendig hielten, verpflanzte ſich die fränkiſche Sitte auch nach Konſtantinopel, und die Söhne der Rechtgläubigen hielten ſich für ebenbürtig genug, um auch das, was im Abendlande ſchön war, im Morgenlande nicht häßlich ſein zu laſſen. Aber die ſtarren Anhänger des alten Türken-Regiments bewirkten einen Fetwa (Vorſchrift der Geiſtlichkeit) gegen die neue Unſitte, und es gingen Polizeibeamte, wie weiland in Petersburg unter ſeinem großen Gründer, mit Barbieren herum, um dergleichen Affen zu erfaſſen und ihnen die ſchöne Mähne erbarmungslos abzuſchneiden. Wer jetzt übrigens ſein Haupt noch raſiren laſſen will, muß in gemeine Kaffeehäuſer gehen.

Der Moslim, der ſich dieſer Handlung unterwerfen will, nimmt vorſichtig ſeine Kopfbedeckung ab und hält ſein kahles Haupt dem Barbiere (Berber) hin, damit dieſer es zunächſt mit dem ſtets vorräthigen Schaume einreibe. Oft bleibt ein kleiner Theil der Haare in der Form eines halben Mondes um die beiden Ohren ſtehen, oder ein langer Büſchel auf dem Scheitel des Kopfes dient dereinſt, wenn der Rechtgläubige geſtorben über die ſchmale Brücke nach dem Berge der Seligkeit wandert und wankt, ſeinem Schutzengel als Anhaltspunkt, um ihn ſicher über den gefährlichen Pfad zu leiten. In einem vornehmen Kaffeehauſe wird der bigotte Türke mit ſeiner rothen Jacke und den weiten Beinkleidern über die Achſel angeſehen und verlangt oft vergebens nach der Pfeife und dem Kaffee. Der Kellner weiß, daß die leichtſinnige Jugend in der neuen Kleidung (Asker-Uruba), die beſonders aus einem Fes, einem polniſchen Schnurenrocke und aus gewöhnlichen Beinkleidern beſteht, mit Trinkgeldern

(Bakſchiſche) nicht geizig umgeht, und Trinkgelder ſind in der Türkei die Seele aller Angelegenheiten vom Kellner im Kaffeehauſe bis zu dem erſten Miniſter hinauf.

Der Stutzer unterwirft ſich im Kaffeehauſe oft eine lange Zeit dem ſachverſtändigen Oberſten der Barbiere (Berberbaſchi), als welcher jeder, der ſein Handwerk gut verſteht, betrachtet und genannt ſein will, um ſich dann deſto ſchöner und unwiderſtehlicher hervorgehen zu laſſen. Mit einer feinen Pincette faßt der Barbier jedes Härchen, was im Geſichte eine abnorme Stellung hat, um es geſchickt herauszuziehen, und wenn der junge Türke auch keineswegs den Leiden einer ſchönen Georgierin (Gruſierin), aus deren ganzem Geſichte, um es glänzend zu machen, alle die Tauſende von feinen Härchen, beſonders der Wange, oft während der Dauer einer Woche ausgezogen werden, ausgeſetzt iſt, ſo verzieht er doch nicht ſelten bei dieſer keineswes ſchmerzloſen Execution ſein Geſicht. Nur die obere Lippe des islamitiſchen Stutzers behält ſeine natürliche Bekleidung, und eine eigene Pomade (Bejik-Jaghi), aus Antimon, Wachs und einem wohlriechenden Oele beſtehend, trägt dazu bei, die einzelnen Haare geſchmeidiger zu machen. Auch mit wohlriechenden Salben, Oelen und Eſſenzen iſt der Chef der Barbiere reichlich verſehen, und gibt alles ohne Bezahlung, d. h. wenn der Verſchönerte ein gutes Trinkgeld gibt, zur Verſchönerung ſeines Klienten auf das Bereitwilligſte dar.

Endlich ſind in der Nähe der geräuſchvollen Märkte auch Buden für Getränke und ſelbſt Konditorläden vorhanden. Jedes ſüßliche, auch ſüßlich-ſäuerliche kalte Getränk, was unſeren Limonaden am Meiſten ähnelt, heißt bei den Orientalen Scherbet (aus dem Arabiſchen „Scharab", d. i. Trinken) und ſolche Scherbetdſchi haben beſonders in den heißen Monaten des Sommers zahlreiche Buden aufgeſchlagen. Der beliebteſte Scherbet wird aus den vom ſäuerlichen Fleiſche umgebenen Samen der Granate mit Zuſatz von

Honig bereitet; außerdem bedient man ſich faſt aller Fruchtſäfte, als der Citronen, Orangen, Kirſchen, Pflaumen, Quitten u. ſ. w. dazu. Um den gewürzhaften Geſchmack noch zu vermehren, legt man ſelbſt ſtarkriechende Kräuter, wie Meliſſe, Bohnenkraut u. ſ. w., eine Zeit lang in die flüſſige Maſſe. Häufig, beſonders im Binnenlande, erhielt ich als Scherbet weiter nichts als durch Zucker oder Honig verſüßtes Waſſer. Ein Stück Eis wird jedes Mal dem eingeſchenkten Glaſe beigefügt und wie in Italien und Tiflis, ſo iſt auch in Konſtantinopel der Bedarf an Eis außerordentlich. Da es ſehr häufig im Winter ſelbſt nicht zur ſchwächſten Eisdecke kommt, ſo kann auch ſein Preis nicht unbedeutend ſein und es wurde mir erzählt, daß den größten Beitrag zum Eisbedürfniſſe der Reſidenz der bithyniſche Olymp liefere.

Auch gewöhnliches Waſſer, nur durch Eis kühl gemacht, verkauft der Scherbetdſchi, aber außerdem gehen noch Waſſerträger (Saka) mit einem Pferde, dem auf beiden Seiten Lederſchläuche (Kurbah) übergehängt ſind, herum, um in den einzelnen Häuſern und beſonders in den Garküchen und Kaffeehäuſern u. ſ. w. das Bedürfniß trink- und waſchbaren Waſſers auszufüllen.

Bei dem Waſſer trifft man endlich eine gute Seite der Türken, aber wiederum iſt es nicht die Menſchenliebe oder der eigene innere Trieb zum Guten, der den Moslim zum Anlegen von Waſſerleitungen und Brunnen treibt, ſondern es geſchieht Alles zum Heil der eigenen Seele. Doch es mag ſein, wie es will, das Reſultat iſt ein erfreuliches und in einem Lande, wo der Durſt empfindlicher werden kann, als bei uns, um ſo gewichtiger. Allenthalben fand ich bei den Moslimen für Waſſer ſelbſt eine größere Sorge getragen, als oft bei uns, und wo eine reine Quelle dem Boden entſprungen war, hatten fromme Gläubige, um dereinſt eine Belohnung zu erhalten, ſie mit Steinen eingefaßt und ſelbſt nicht ſelten einen Becher, wenn auch nur aus einem Stückchen ausgehöhlten Holzes beſtehend, daneben geſtellt. Der wäre ſchlimmer als

ein Räuber und Mörder beurtheilt worden, der an einer solchen, der Menschheit angethanen Wohlthat, sich vergriffen hätte, und im ganzen Oriente erfreuen sich Brunnen bei Jung und Alt einer Ehrfurcht, wie kein anderer Gegenstand. Wenn an christlichen Monumenten, besonders Bildern in Kirchen, der Moslim seinem zerstörenden, ihm inwohnenden Elemente getreu, selbst das Heiligste nicht schont, so wagt er doch nie an einem heiligen Brunnen, wenn ihn ein Gjaur erbaut hat, die frevelnde Hand zu legen. Schon jedes mohammedanische Gotteshaus verlangt für die Abwaschungen einen oft aus mehrern Röhren fließenden Brunnen, denn mit jeder Waschung werden Sünden abgespült und die äußere Reinlichkeit ist das Sinnbild der inneren. Gerade die größten Tyrannen haben in Konstantinopel für trink- und waschbares Wasser am Meisten Sorge getragen, und für nichts ist in der Residenz so sehr gesorgt, als für das Wasser. Trotz des großen Bedarfes, was besonders die fünf Mal zu wiederholenden Waschungen und die zahlreichen Bäder verlangen, ist die osmanische Residenz selbst zur heißesten Zeit hinlänglich damit versehen, und der Aermste hat nicht nothwendig, für das mit vielen Kosten herbeigeschaffte Wasser nur einen Para auszugeben. Fromme Gläubige, deren Gewissen aus früherer Zeit mit Sünden belastet ist, andächtige Matronen, die sich Mühe geben, durch besonders gute Thaten sich ebenfalls den Himmel zu verdienen, ehrbare Männer, denen ein Knabe geboren oder die Geliebte genesen ist u. s. w., kaufen häufig einem Wasserträger sein ganzes Wasser ab, damit dieser mit einem Becher in der Hand jedem von dem labenden Getränke mittheilt, der durstig darauf Anspruch macht. Selbst Eis wird noch dazu gespendet, um das Wasser möglichst kalt zu erhalten. Doch herrscht diese schöne Sitte weniger in dem an und für sich wasserreichen Konstantinopel und anderen großen Städten, als vielmehr in dem heißen Binnenlande, wo gute Quellen eine Seltenheit sind.

Mit wenig Ausnahmen wird das ſämmtliche Waſſer für den Bedarf der ganzen kaiſerlichen Reſidenz auf europäiſcher Seite aus dem dichten Belgrader Walde gewonnen und dieſer liegt auf einer längs dem weſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres ſich hinziehenden und den äußerſten ſüdlichen Ausläufer des Balkan bildenden Höhe und wird wegen ſeines Waſſerreichthumes von Moslim und Chriſt gleich heilig gehalten. Niemand wagt dort einen Baum zu fällen, und den würde auch ſchwere Strafe treffen, der ſich hier einen ſolchen Frevel zu Schulden kommen ließe. Gegen vier Stunden von Pera entfernt, dient der Wald auch und beſonders das darin liegende freundliche Dörfchen Weißſtadt, denn das bedeutet in allen ſlawiſchen Sprachen Belgrad, — ein Name, der übrigens nicht mit der von Eugen faſt unüberwindlich dargeſtellten Feſtung gleichen Namens, am Einfluſſe der Sau in die Donau, verwechſelt werden darf — zum Frühlingsaufenthalte der reichern Armenier und Griechen, und Schaaren von beiden Völkern ziehen oft am Feſte der Maien in den dichten Schatten des Quellen ernährenden Waldes.

Die berühmten Waſſerleitungen, zum Theil aus der griechiſchen, zum Theil aus der türkiſchen Zeit ſtammend, zu beſchreiben, fühle ich mich um ſo weniger berufen, als ſchon viele Reiſende, und vor Allem der unermüdliche Hammer, dieſes zur Genüge gethan haben. Nur im Allgemeinen will ich über die Art und Weiſe der Leitungen für die der verehrten Leſer, die nicht damit vertraut ſein ſollten, einige Worte ſagen. Daß einer Stadt mit 6—700,000 Einwohnern mit der Einfaſſung einzelner Quellen und Leitung ihres Inhaltes nicht gedient ſein kann, ſieht man wohl ein. Deßhalb dämmte man den obern Theil enger Thäler, die ſich beſonders reich an Quellen bewieſen, durch mächtige ſteinerne Schleußen ab, und in dem oft mehr als eine Viertelſtunde umfaſſenden Baſſin ſammelte ſich zu gleicher Zeit alles Regen- und ſelbſt im Winter das wenige Schneewaſſer. Dichtes Gehölz umzieht jedes der 7 großen Waſ-

ſerbehälter, die der Belgrader Wald einſchließt und vermag nur die faſt ſenkrecht einfallenden Sonnenſtrahlen nicht abzuhalten, ſo daß doch im Allgemeinen das Waſſer ſich friſch erhält. Es ſind demnach dieſe Waſſerbehälter nichts weiter, als großartige Ciſternen. Man belegt ſie gewöhnlich in Konſtantinopel mit dem Namen „Bend," ein perſiſches Wort, mit unſerem „Binden" verwandt, allein darunter können eigentlich nur die das Waſſer eindämmenden Mauern verſtanden werden. In ſteinernen Kanälen wird nun das Waſſer bald unter, bald über der Erde auf oft großartigen Brücken abwärts der eigentlichen Stadt mit ihren Vierteln zugeleitet. Sogenannte Waſſerwagen (Sſu-Teraßußi) zur Reinigung des Waſſers und zur Beſchleunigung ihres Laufes befinden ſich auf dem Wege, und große Waſſerbehälter (Takßim) ſammeln vor den Vierteln, wie ich ſchon bei der Beſchreibung der Stadt angegeben habe, erſt das Waſſer, um es dann weiter zu vertheilen.

Innerhalb der Stadt bemerkt man in der Regel die Leitungen nur an ihren Endpunkten, den oft prächtigen und geſchmackvoll angelegten Brunnen. Die äußerſten drei Hügel und das auf ihnen liegende alte und neue Sarai konnten auf keine andere Weiſe mit dem nöthigen Waſſer verſorgt werden, als durch einen großartigen brückenartigen Bau, der trotz der anderthalb Jahrtauſende ſeines Beſtandes noch ſteht, während rings um ihn im weiten Kreiſe ſeit dieſer Zeit kein Stein auf dem anderen geblieben zu ſein ſcheint. Ehrfurcht vor dem für Menſchen und Vieh wohlthätigen Werke erhielt die Valens'ſche Waſſerleitung (Bosdoghan-Kemer türk.), denn ſo heißt bei dem Abendländer dieſes Zeugniß aus einer beſſern frühern Zeit, bis auf unſere Tage, und wenn die Natur ſelbſt (z. B. als Erdbeben) ſich bisweilen gegen ſie verſchworen zu haben ſchien, ergänzten die Menſchen — Chriſten und Moslimen — ſchnell das Schadhafte. Kaiſer Hadrian ſcheint der erſte geweſen zu ſein, der den dritten und vierten Hügel durch eine Leitung verband; faktiſch iſt aber, daß

Kaiſer Valens ſie im Jahre 364 und zwar ſchon mit doppelten Bogenlinien erbaute und ihr ſeinen Namen gab. Es ſagt uns die Geſchichte, daß er ſich der geſchleiften Mauern der griechiſchen Stadt Chalkedon, die neben Skutari am Ausgange des Bosporus ins Marmora-Meer, wo das heutige Dorf Kadi-Köi liegt, geſtanden hat, zu ihrer Erbauung bedient habe. Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken hat ſich Suleiman der Große um ihre erneute Herſtellung verdient gemacht; da aber ein Theil ihm die Ausſicht aus ſeinem Schloſſe raubte, ließ er dieſen wieder niederreißen.

Unverändert ſteht ſie nun trotz der Trümmer wiederum drei Jahrhunderte und noch mehr werden vergehen, bevor, wenn die Kultur des Weſtens bis dahin ihren ſiegreichen Einzug nicht gehalten haben ſollte, mächtige Stürme das großartige Menſchenwerk zertrümmern. Kühn überragt ſie, aus der Tiefe der Schlucht zwiſchen dem dritten und vierten Hügel heraufſteigend, alle Gebäude rechts und links, und ſelbſt die ſchöne Moſchee des Eroberers und das weitläufige alte Sarai, die ihre Enden begränzen, vermögen dem großartigen Blicke, den ſie allenthalben faſt den Augen des Beſchauers darbietet, nicht den geringſten Abbruch zu thun. Oft erhebt ſich das 11 Fuß breite Mauerwerk bis zu einer Höhe von 80 Fuß über ſeinen Standpunkt, und nicht weniger als gegen 1,300 Fuß Länge bedurfte die Leitung, um die ganze breite Schlucht auszufüllen. So oft ich das Rieſenwerk aus der Ferne erblickte, ſo oft zog es mich hin nach dem ſchönſten Denkmale einer früheren, gewiß für die jetzt unter türkiſcher Oberhoheit ſtehenden Länder beſſern Zeit. Aber die Nähe erweckte traurige Empfindungen in meiner Bruſt, denn wie allenthalben, wie in der heiligen Sophia und in den für die Ewigkeit gebauten Feſtungsmauern, ſo zeigt ſich auch hier das angeſtammte zerſtörende, oder wenigſtens gleichgültige Naturell des leider herrſchenden Volkes. Ehrwürdig ſtehen die Mauern und Bögen der

Valens'ſchen Waſſerleitung da, aber die Zeit und vielfache Stürme haben manchen Stein aus ſeinen Fugen gerückt. Türkiſche Unordnung und gränzenloſe Liederlichkeit kümmern ſich nicht darum, das herrliche Menſchenwerk auch in ſeiner Schönheit zu erhalten. Die vor Alter mürben und grauen Steine werden durch allerhand Pflanzen, die ſich zwiſchen den Ritzen oder in Löchern eingeniſtet haben, ihrer urſprünglichen Lage immer mehr entrückt, und ſo unſchuldig und ſelbſt einen freundlichen Anblick darbietend das Löwenmaul an den Mauern erſcheint, ſo tragen auch ſolche Pflanzen auf eine längere Zeit zum Ruin eines Bauwerkes bei. Aber auch ſtrauchartige Gewächſe ſchienen hie und da mitten in den Mauern Raum für ihre Wurzeln gefunden zu haben, und Oſyris nebſt der heiligen Brombeerranke (Rubus sanctus *Schreb.*) glaubte ich deutlich auf der Höhe unterſcheiden zu können.

Vergeblich ſuchte ich einen Weg auf die Höhe, und glaubte ich ihn gefunden zu haben, ſo wieſen mich bärtige Moslimen mit barſcher Stimme zurück. Glücklicher war Herr von Moltke, einer von den preußiſchen Ingenieuren, die Sultan Mahmud II. ſich zur Verbeſſerung der Militäranſtalten erbat, und Tage lang erfreute er ſich des hohen, unvergleichlichen Standpunktes. Die Valens'ſche Waſſerleitung war die Baſis, von denen er ſeine trigonometriſchen Aufnahmen ins Werk ſetzte und dieſen gewiß mühevollen Arbeiten verdanken wir den erſten richtigen Plan von Konſtantinopel.

Es bleiben mir endlich, ehe ich die Baſare und Alles, was mit ihnen zuſammenhängt, verlaſſe, noch einige Worte über die Konditorläden zu ſagen übrig. Ebenſo wie ich mich in Betreff der wohlriechenden Salben, Oele und Eſſenzen getäuſcht hatte und die dafür erhaltenen Aufträge einiger Freunde unberückſichtigt laſſen mußte, da Paris mit wenig Ausnahmen alle Ingredienzen liefert, ebenſo ſuchte ich die in meiner Phantaſie entſtandenen Läden angefüllt

mit den seltensten Süßigkeiten der Welt vergebens in der Hauptstadt der Gläubigen, die da meinen, aus dem Glauben entspränge die Liebe zu Süßigkeiten. Doch die „sauren Gjaur's", wie der siebente und letzte Prophet selbst alle Nichtmohammedaner nannte, übertreffen weit die süßen Moslimen an Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit ihrer Zuckerwaaren und ihres Eingemachten. Da vorherrschend Wein- oder Maulbeersyrup und Honig zum Versüßen gebraucht wird, so erhalten schon dadurch unsere mit Zucker angefertigten Süßigkeiten einen Vorzug, wie wohl jede deutsche Hausfrau mir beistimmen wird. Das Zuckerwerk (Schekerlama) war allenthalben herzlich schlecht, und nur die eingemachten Früchte zeichneten sich hie und da durch einen feinen und lieblichen Geschmack aus. Vergebens frug ich nach der eingemachten Orange, die man in Odessa unter dem Namen „Stambuls Delice" aus Konstantinopel bezieht und die von ausgezeichneter Güte war. Diese Früchte allein hätten mich vielleicht mit den ärmlichen Konditorläden ausgesöhnt. Es waren ganze Orangen, die ähnlich dem Citronate, aber lieblicher und gewürzhafter schmeckten.

In einem Konditorladen trinkt man mehr als man ißt, und verschiedene Säfte und Marmeladen werden neben der nie fehlenden Pfeife den Gästen dargeboten. Wie würde ein Moslim staunen, wenn er plötzlich in einem unserer Konditorläden der größeren Städte, besonders Berlins, treten und sich darin beliebig auswählen könnte!

Die Basare der fränkischen Viertel verlieren mit jedem Jahre ihre Eigenthümlichkeiten mehr und werden abendländisch. Die Kaufleute ziehen sich in ihre mehr abgeschlossenen Läden zurück, und Handwerker arbeiten in ihren Wohnungen die bei ihnen bestellten Gegenstände. Die Mode hat hier bereits Wurzel gefaßt, und der Perote nicht weniger als der später eingewanderte Geschäftsmann weiß, daß dieselben Waaren, welche er vor zehn Jahren feil bot, jetzt nicht mehr eine moderne Form besitzen. Die ärmeren Franken,

Griechen und Armenier hat die Noth gezwungen, in Kleidung und sonstigen Bedürfnissen den Moslimen zu folgen.

Die fränkischen Märkte übertreffen an Lebendigkeit noch die der Türken. Ein beständiges Schreien, was freilich oft nur lautes Sprechen bedeuten soll, vernimmt man hier und da, ist aber immer noch nicht so bedeutend, als in christlichen Städten des Orientes. Der Tifliser Basar, so sehr auch russischer Einfluß ihn verändert hat, wird noch lange Zeit der interessanteste Handelsplatz der Welt bleiben, da jedes Glied der bunt sich durcheinander drängenden Völker durch Wort und That zu gleicher Zeit seine Eigenthümlichkeiten kundgibt. Der Türke bleibt selbst auf dem Basare seinem angeborenen oder erzwungenen Phlegma treu und trotz der Menschenmasse, die sich auf den Basaren vorfindet, bewegt sich bei ihm Alles ruhig und anständig neben einander.

Pera und seine Herrn-Straße (Bei-Johl) scheint nur von Kaufleuten und Kaffeewirthen bewohnt zu sein, und alle Sprachen unseres Europa's werden hier gesprochen. Die Lingua franca ist Hauptsprache, und in ihr werden fast alle Geschäfte gemacht. Die Tausende von Fremden, die sich Jahr aus Jahr ein in Pera aufhalten, tragen zur größeren Lebendigkeit dieses Stadtviertels unendlich bei, und für sie sind mit der Zeit ebenso bequeme Wirthshäuser entstanden, als wir sie in Italien vorfinden. Da in Konstantinopel nur die Frauen der Gjaur Häuserbesitz haben dürfen, so sind auch Frauen diejenigen, welche den Hôtels vorstehen. Wie man mit einem Dampfschiffe in den Hafen, dem goldenen Horne, einläuft, setzen sich auch schon eine Menge langschnäbeliger Gondeln von dem gewöhnlichen Haltplatze Topchaneh's, in Bewegung und sobald Anker geworfen ist, stehen Hunderte derselben bereit, die zahlreichen Fremden aufzunehmen. Mitten darin sieht man fein gekleidete junge Leute mit dem Fes und der hinten flatternden Seitenquaste auf dem Haupte, und je nach der eigenen Physiognomie wird man von ihnen deutsch, englisch, französisch oder italienisch angeredet. Diese

jungen Leute nennen ſich Dragomans *) und ſtehen im Dienſte der Inhaberinnen von Gaſthäuſern. Da ſie von ihrer Herrin für jeden zugeführten Gaſt eine Belohnung erhalten, ſo überbieten ſie ſich mit Lobpreiſungen der Häuſer, die ſie empfehlen. Ohne irgend eine Entſchädigung ihrer Dienſtleiſtungen in Anſpruch zu nehmen, ſpielen ſie die uneigennützigſten Menſchen von der Welt, und bezahlen ſelbſt die wenigen Piaſter für die Gondel, da es ja nur eine Kleinigkeit iſt und ein Perote es ſich zum beſondern Glücke anrechnet, einen ſo ausgezeichneten Fremden behilflich ſein zu dürfen. Iſt man mit ſeiner Wohnung zufrieden, ſo wird bald der Dragoman der unentbehrliche Begleiter des Fremden, iſt allenthalben auf ſeines Herren Nutzen, kauft in Gegenwart deſſelben Alles ſehr billig und überzeugt bald vollkommen von ſeiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Doch Alles dieſes iſt Blendwerk, das aber ein auf ſich oder andere Fremde gewieſener Europäer gar nicht zu entſchleiern im Stande iſt. Kaufleute, Speiſe- und Kaffeewirthe u. ſ. w. ſind in die feinen Schliche des Dragoman eingeweiht und ſchlagen das Doppelte des eigentlichen Werthes vor; geht man aber allein zum Einkaufen, ſo wird man, wo möglich, noch mehr geprellt. Daher ſtammen die ſo verſchiedenen Angaben über das Leben in Konſtantinopel, und während die Einen es koſtſpielig nennen, finden die, die längere Zeit in der Reſidenz zubrachten oder unter den Einheimiſchen Bekannte hatten, es wohlfeiler als in faſt jeder europäiſchen Stadt. Ich glaube, die Letztern

*) Nach Hammer iſt Dragoman eine griechiſche Form des arabiſchen „Terdſchiman", was jetzt in ganz Konſtantinopel für „Ueberſetzer" gebraucht wird. Noch näher ſteht es aber dem hebräiſch-chaldäiſchen Worte Targum, was Ueberſetzung bedeutet. Im Tatariſch-Türkiſchen iſt die perſiſche Bezeichnung Dalimatſch (aus dem Perſiſchen „Telmis") gebräuchlich, und im Altdeutſchen heißt es Tolimatſch, woraus unſer heutiges Dolmetſch entſtanden iſt.

haben Recht und wenn wir, mein verehrter Reisegefährte und ich, der Unkenntniß auch manches Scherflein darbringen mußten, so wirkte die Bekanntschaft des mit Konstantinopel vertrauten Herrn Schwartz sehr wohlthätig auf unseren Beutel. Durch unseren späteren Dolmetscher Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro gebürtig, einen jungen Dalmatier von bewährter Treue und vorzüglicher Brauchbarkeit, wurde ich mit den Verhältnissen noch mehr bekannt, und vermag deßhalb ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Außer den bekannten größeren Hôtels finden sich in Pera noch eine Menge italienische Familien vor, die gern und billig Fremde in ihren Häusern aufnehmen. Man bezahlt für ein Zimmer mit Bett und den nöthigen Möbels und für die ganze Beköstigung, aus Kaffee, Mittag- und Abendessen und dem nöthigen Wein bestehend, nicht mehr als einen spanischen Piaster ($1\frac{1}{2}$ Thaler) täglich, und erfreut sich dabei der freundlichsten und rücksichtlichsten Aufnahme. Nur in den feinsten Hôtels gibt man für dasselbe den doppelten Preis.

Ebenso europäisch geht es in den Speise- und Kaffeehäusern zu und nur hie und da taucht noch etwas Orientalisches auf. Ein Billard fehlt nirgends, wo auf Anstand Anspruch gemacht wird, und an den Wänden ziehen sich unseren Ottomanen ähnliche Polster hin. Der Perote setzt sich aber lieber auf die schon erwähnten kleinen Sessel und streckt seine lange Pfeife vor sich hin, oder zieht den Rauch durch das Wassergefäß im Nargileh. Europäische Tische mit gleichen Stühlen befinden sich in den Speisehäusern, und ebenso dürfen weißes Tischzeug und Servietten nicht mehr fehlen. Der Moslim schämt sich mit den Fingern in die Schüssel zu greifen, und ist im Herzen über den Gjaur, der die bessere Sitte eingeführt hat, erzürnt. Im Verborgenen aber wirft er Messer und Gabel weg und bezwingt die reichlichste Portion auf gewohnte alte Weise in der kürzesten Zeit.

Auf der Höhe Pera's, auf der sogenannten fränkischen

Terraſſe, ſind die vornehmſten Kaffeehäuſer, aber nicht in den dumpfen Zimmern, ſondern im Freien findet ſich die ſchöne Welt, beſonders der verſchiedenen Geſandtſchaften, von ihren Herren begleitet, gegen Abend ein, um ſich einer wunderlieblichen Luft, wie ſie nur ein ſolches Klima erzeugen kann, zu erfreuen. Und erlaubt es noch die Zeit, ſo bietet das gegenüberliegende Konſtantinopel ein mannigfaltiges Panorama dar, das zu beſehen der gleichgültigſte Menſch wohl nicht leicht überdrüßig werden kann. Erinnerte nicht die fremde Sprache an ein anderes Land, man könnte meinen, vor dem Café français in Leipzig oder anderswo in Deutſchland zu ſitzen, denn faſt dieſelben Getränke und gleiche Süßigkeiten werden geboten. Alles hat ſich hier europäiſirt, nur eins iſt geblieben — die Sucht der Kellner nach Trinkgeldern — und bei jedem Glaſe Limonade gibt man dem, der es gebracht, in der Regel gerade ſoviel, als das Getränk koſtet.

Am Intereſſanteſten iſt Pera, wenn es ſeinen Sonntagsſchmuck angelegt hat. Die Kaufläden ſind zwar geſchloſſen, deſto lebendiger wird es aber in den oberen Wohnungen. Das ſchöne Geſchlecht, welches die ganze Woche in dem Innern des Hauſes zurückgezogen lebte, ſucht allen möglichen Putz hervor, um an dem Tage des Herrn ſich des eigenen und fremden Wohlgefallens zu erfreuen. Der Königsſitz (Schahniſchin), d. i. der bedeckte Söller, dient am Sonntage den Frauen, weniger den älteren Mädchen zum Aufenthalte und aller Gêne ledig, öffnen ſie die Fenſter, um das lebendige Gewühl auf der Straße zu beſehen und auch auf ſich die Blicke zu wenden. Auf gleiche Weiſe, wie man hie und da auch bei uns den ſchönen Damen den Vorwurf des Kokettirens macht, verſtehen Frauen und Jungfrauen des Orientes die Blicke junger Männer auf ſich zu lenken und eine Zeit lang ſich zu erhalten. Der Orientale liebt bei ſeinem Mangel an Kultur das Extrem, und während die Perotin die ganze Woche hindurch tief in ihren Mantel

gehüllt durch die Straßen geht, ſcheint ſie am Sonntage eine ganz andere geworden zu ſein. Das Geſicht verhüllt kein neidiſches Tuch mehr und die feurigen Augen, die den Tag vorher kaum aufgeſchlagen wurden, blicken jetzt frei um ſich, als wäre eben alle Gefahr verſchwunden. Das oft nach Pariſer Mode verfertigte Kleid gibt ſelbſt den bis dahin dicht bedeckten Nacken den Augen einer gaffenden Menge Preis, und dieſelbe Jungfrau, die ſonſt beim zufälligen Zurückſchlagen eines der ſie einhüllenden Tücher erröthet wäre, erfreut ſich ohne Scham des Beifalls, den ſie nun einärntet. Aber auch die Männer ſind anders geworden und finden die Freiheit des weiblichen Geſchlechtes am Sonntage natürlich; wenn Neugierde ſie an einem Wochentage beſtimmte, einer verhüllten Schönen ſo lange zu folgen, bis es ihnen gelang, einen Blick zu erhalten, ſo gehen ſie jetzt gleichgültig an den reizendſten Geſtalten vorüber.

Der Moslim gibt ſich an ſeinem Sonntage (dem Freitage) der Ruhe hin und iſt er fromm, ſo nehmen andächtige Gebete und ein längerer Aufenhalt in der Moſchee ſeine meiſte Zeit in Anſpruch. Der weniger bigotte hält ſeinen Keif um deſto länger, geht gegen Abend in ein Bad und dann vielleicht noch in ein Kaffeehaus, um in aller Gemächlichkeit eine Pfeife nach der anderen rauchend, den Tag zu beſchließen. Anders verhält es ſich mit dem Peroten, der ſich gern einer lärmenden Fröhlichkeit übergibt. Speiſe-, Wein- und Kaffeehäuſer füllen ſich, und nicht ſelten vernimmt man auf der Straße das Toben und Lärmen der Gäſte. Die Familien des ſogenannten Mittelſtandes gehen in Pleno in's Freie, und das obere Ende des Hafens, gewöhnlich unter dem Namen der ſüßen Gewäſſer der europäiſchen Seite bekannt, oder der große Gottesacker oberhalb des Haſelnußviertels (Fündükly), dicht an der Artillerie-Kaſerne, füllt ſich mit fröhlichen und tändelnden Haufen an. Die prächtigen Platanen- und Wallnußbäume und das

ſaftige Grün der Wieſen an den ſüßen Gewäſſern laden mehr, als alles andere, bis in den ſpäten Herbſt die Fröhlichen ein. Für den Böjük Meſariſtan, d. h. den großen Gottesacker, ſpricht vor Allem die Nähe und die herrliche Ausſicht. Der Ausfluß des Hafens, das neue Sarai, einer Stadt gleich, auf dem äußerſten Ende des Vorgebirges mit feſten Mauern und hohen Thürmen umſchloſſen, der übrige Theil des großen Konſtantinopels, das gegenüberliegende Skutari mit dem darüber ſich hinziehenden höchſten Berge der Umgebung, der mitten im Engpaſſe des Meeres trotzende Felſen mit ſeinem Jungfrauenthurme und dahinter das weite Marmora-Meer bis in unabſehbare Ferne von Schiffen vielfach durchzogen, das Alles breitet ſich auf großartige Weiſe vor den Blicken des Schauenden aus und ſelbſt noch mehr; denn mitten aus den bläulichen Fluthen ragen die Prinzen-Inſeln mit ihrem ſchwarzgrauen Geſteine hervor, wenn ſie auch nicht erlauben, ohne Waffe eine der bizarren Felſenformen zu unterſcheiden. Am fernen Horizonte erheben ſich ferner bläuliche Conturen eines mächtigen, aber ſchon einem anderen Welttheile angehörenden Gebirges, und aus ihnen ragt der damals noch mit Schnee bedeckte Olymp, mit ſeiner Spitze die abendlich beleuchteten Wolken überragend, hervor. An ſeinem Fuße liegt das reizende Bruſſa, dereinſt die erſte Reſidenz der osmaniſchen Sultane. Von dort ſchauten die grimmigen Herrſcher über ein Jahrhundert ununterbrochen nach dem lockenden Weſten, bis endlich der Tag erſchien (der 29. Mai 1453), an dem das morſche Gebäude des morgenländiſchen Kaiſerreiches zuſammenbrach. Derſelbe Halbmond, der vor der chriſtlichen Zeit auf den Zinnen der erſten Stadt der Welt emporragte, erhob ſich von Neuem, um hoffentlich bald und zum zweiten Male dem Kreuze zu weichen.

Die Gottesäcker haben für die Orientalen durchaus nicht das Unheimliche und Grauſenhafte wie bei uns, und der Glaube an Geſpenſter findet ſich im Oriente weniger, ja

zum Theil gar nicht. Wenn auch einzelne Todtenäcker des weiten Konſtantinopels ſich keines beſonderen Rufes während der dunkeln Nacht erfreuen, ſo liegt doch die Urſache nicht an der Furcht vor den Todten, ſondern hinter dem dichten Gebüſche und an den ſtarken Cypreſſen finden ſich oft zweideutige Menſchen zuſammen, um über die beſte Anwendung ihrer Zeit zu verhandeln. Wenn dann ein gutgekleideter harmloſer Fremder ſie durch ſein Erſcheinen in Verſuchung führt, ſo widerſtehen ſie nur ſelten ihrer Diebsneigung und plündern den, der ſich in ſo ſpäter Zeit an ſolche abgelegene Orte verirrte, in größter Schnelligkeit.

Die türkiſchen und chriſtlichen Gottesäcker erfreuen ſich eben ſo wenig, wie in manchen Städten Deutſchlands, einer guten Aufſicht, und Unordnung herrſcht allenthalben auf den Gräbern und auf den Wegen. In der Regel beſitzen ſie eine freie Lage, die eine Ausſicht nach mehreren Seiten erlaubt. Die Gräber werden von Oſten nach Weſten gegraben und in der erſten Richtung liegt der Kopf. Zwei aufrecht ſtehende Platten ſtehen oben und unten und von ihnen iſt die untere kleiner. War der Todte arm, ſo genügen zwei unbehauene Steine ohne alle Inſchrift, war er hingegen im Leben wohlhabend, ſo bedeckt eine Marmorplatte die Oberfläche des Grabes. Einem Reichen werden anſtatt der einfachen Platten Sarkophage geſetzt. Bei den Moslimen herrſcht der Glaube, daß am Tage des jüngſten Gerichtes die beiden Engel Menker und Naker in das Grab hinabſteigen und den Todten zur ewigen Freude oder zur ewigen Qual erwecken, und ein Loch führt deßhalb mitten durch den horizontalliegenden Marmor. Gewöhnlich ſteht an der aufrechten Platte am Haupte der Name des Todten, der Tag ſeiner Geburt (wenn dieſer bekannt iſt), der Tag ſeines Todes und verſchiedene Tugenden in prunkhaftem Style.

Bezeichnender ſind die islamitiſchen Gräber, als die chriſtlichen, denn die vordere Platte läuft nach Oben bald in einen Turban oder Fes, wenn der Verſtorbene ein Mann

war, bald in eine Muſchel oder in ein Blatt aus, wenn eine Frau hier begraben liegt. Wie wenig Hinrichtungen in der Türkei als entehrend betrachtet werden, ſieht man auch daraus, daß die Nachkommen derer, die dem Geſetze oder dem Willen des unumſchränkten Herrſchers verfallen waren, den unnatürlichen Tod ihres Vaters u. ſ. w. ſelbſt auf dem Grabe der Nachwelt bekannt zu machen ſich nicht ſcheuen, indem die Kopfbedeckung nicht auf der Spitze des Steines ſteht, ſondern zur Seite angebracht iſt. Die Inſchrift ſchildert in ſchwülſtigen Redensarten die Tugenden des Enthaupteten und ſchließt dann gewöhnlich mit den tröſtenden Worten: „doch die hohe Gunſt des erhabenen Herrſchers erwärmte ihn am Ende ſeines Lebens nicht mehr mit ihren wohlthuenden Strahlen, und der Leben gebenden Sonne beraubt, verfiel er dem unvermeidlichen Schickſale.“ Die Platte am Fuße enthält bisweilen Inſchriften, häufiger aber überziehen Blumen-Arabesken en haut- oder bas-relief die nach Außen ſtehende Seite. Die Griechen ahmen die Moslimen mehr nach als es Armenier und Juden thun. Sarkophage mit Hammel- oder Pferdeköpfen zeigen bei den Armeniern nicht ſelten die frühere Beſchäftigung des Todten an. Die reicheren Juden beſitzen in der Regel Sarkophage mit dachähnlichem oberen Theile ohne alle nähere Bezeichnung.

An Sonn- und Feſttagen herrſcht auf allen chriſtlichen Gottesäckern reges Leben, und beſonders auf dem ſchon erwähnten, zwiſchen der Vorſtadt Fündükly und der Artillerie-Kaſerne, finden ſich alsbald nach Tiſche größere und kleinere Gruppen ein. Gegen Abend ſteigt die Zahl derjenigen, die hier ihrem Vergnügen nachgehen, oft bis auf einige Tauſend. Ein geſelliges Leben, wie wir es auf unſeren öffentlichen Vergnügungsorten kennen, fehlt aber in Konſtantinopel, denn nur die Glieder einer und derſelben Familie bekümmern ſich um einander und beachten keinen anderen Menſchen, ſelbſt wenn er ſich dicht daneben niedergelaſſen hätte. Jede Gruppe wählt ſich ein ſchattiges

Plätzchen und ſchlägt auf ihm ſeinen Aufenthalt auf. Unbekümmert um die Todten, deren Grabhügel ſie allmälig mit der übrigen Erde gleichmachen, übergeben ſie ſich der lauten Freude. Der Orientale liebt ſchattige Bäume, die auch noch den Menſchen im Tode die ſengenden Strahlen der Sonne abhalten ſollen, und der Moslim hat ſich die ſchlanke Cypreſſe für ſeine Gräber vorbehalten. Kein Gjaur darf den heiligen Baum auf das Grab eines ſeiner Lieben ſetzen, und man ſieht ihn deßhalb nur auf türkiſchen Gottesäckern. Wenn grüner Raſen ſchon lange die allmälig gleichgetretene Oberfläche eines nicht mehr benutzten Gottesackers bedeckt, und kein Grab mehr von dem anderen zu unterſcheiden iſt, dann ragen um ſo kühner die ſchlanken Pyramiden mit ihren nur aufwärts ſtrebenden Aeſten der höheren und reineren Atmoſphäre zu und ſind für Jahrhunderte die lebendigen Zeugen einer vergangenen Zeit. Auf dem kleinen Gottesacker unterhalb der Terraſſe von Pera fand ich Cypreſſen von einem ſo hohen Alter, daß der Stamm ziemlich hoch über der Erde noch über fünf Fuß im Umfange hatte. Nur die Vornehmen haben mit einem Gitter das Grab umſchloſſen, und immergrünes Myrthen- und Kreuzdorn-Gebüſch von den feuerrothen Blüthen der Granaten durchzogen und von rankenden Roſen und Jasmin, deren Blumen weithin duften, umſchloſſen, nimmt den innern Raum ein. Die ſchönſten Grabmäler der Art beſitzen die Grüfte der hohen Herrſcher, der Glieder ihrer Familie und ihrer erſten Würdenträger, und ſie befinden ſich meiſt in dem ſogenannten Garten hinter der eigentlichen Moſchee. Mit dieſer ſind ſie zu gleicher Zeit durch eine hohe Mauer abgeſchloſſen und da die Anpflanzungen auf und an den Gräbern ſich hier einer dauernden Aufmerkſamkeit erfreuen, ſo halten ſie ſich fortwährend in einem guten Zuſtande. Dieſe, durch die Kunſt des Menſchen hervorgerufenen Boskets, ſind auch das Einzige aus der türkiſchen Gartenkunſt, dem ich meinen vollen Beifall nicht verſagen konnte und eben

die Einfachheit, durch die günſtigſte Lage und ein mildes Klima unterſtützt, macht das Gebüſch um ſo reizender. Neben Cypreſſen ſtehen dicht belaubte Platanen, Silberlinden, Silberweiden und Wallnußbäume zwar in wenigen Exemplaren, aber um ſo majeſtätiſcher breitet ſich das dichte Laubdach in wohlgefälliger Form und nach allen Seiten gleichmäßig aus. Die maleriſche Schönheit dieſer Bäume übertrifft Alles, was ich bis dahin geſehen und es ſcheint ſelbſt, als bemühe ſich hier die Natur, durch dieſe Bäume mit der menſchlichen Kunſt, die ſich bei den Moſcheen in der höchſten Entfaltung kund gethan, zu wetteifern. Die kleine geſchwätzige Krähe hat ihre Wipfel eingenommen; aber auch die niedliche Lachtaube erfreut ſich inmitten des dichten Laubes einer ungeſtörten Wohnung und Liebesgirren thut das harmloſe, friedfertige Leben des Vogels, der uns als Sinnbild einer zärtlichen Liebe gilt, immerdar kund.

Solche ſchöne Bäume fehlen auf den Gottesäckern der übrigen Unterthanen, und nur hie und da ſind Platanen und Wallnußbäume von einiger Bedeutung. Man erzählte mir, daß der mißgünſtige Moslim nicht vertrage, wenn der Gjaur Bäume mit weiterwerfenden Schatten auf ſeinem Todtenfelde beſäße, und bisweilen fände man am Morgen die ſchönſten derſelben durch frevelnde Hand abgehauen. Vor Allem ſieht man: Zürgelbäume (Celtis orientalis *L.*) mit ihrem mattgrünen Laube, Silberweiden mit ruthenförmigen und nicht ſelten hängenden Aeſten und lanzettförmigen, beſonders im Sonnenſcheine glänzenden Blättern und ſpitzblättrige Eſchen, deren Stamm nicht die Größe unſerer einheimiſchen Art erreicht, aber ſeine Aeſte vielfach zertheilend und mit feinerem, gefiedertem Laube beſetzt mehr in die Breite entſendet. Die ebenfalls ſpitzen Flügelfrüchte der letzteren hängen gewöhnlich in dichten Büſcheln herab.

Unter den genannten drei Bäumen lagern ſich die Gruppen chriſtlicher Familien. Ein bunter Teppich oder große Tücher nehmen die weiblichen Glieder der Familie

auf und ein anderes Tuch wird ausgebreitet, um Speiſen und Getränke darauf zu ſtellen. In der Regel hat ſich die ſorgſame Mutter des Hauſes mit allerhand Früchten aus der nächſten Umgebung, oder mit Datteln, Piſtazien und Lambertsnüſſen aus der Ferne verſehen und ſchüttet ihren Vorrath auf dem Tuche aus. Ringsum ſitzt die Familie, um ihren Gaumen mit der ſonntäglichen Koſt zu laben. Obſthändler mit Früchten aller Art gehen herum und preiſen den Anweſenden die Güte derſelben. Andere Verkäufer bieten fette Ringelbrote oder die uns unentbehrliche Speiſe mit Schwarz- oder ägyptiſchem Kümmel beſtreut dem Hungrigen dar, und noch andere beſitzen ſie mit irgend etwas, wie in der Form der beliebten Boghatſch, mit Eiern, Käſe, Zwiebeln u. ſ. w., gefüllt. Kleine Näpfe mit der künſtlich geſäuerten Milch (Joghurt, in der Regel Jauhrt ausgeſprochen) tragen Knaben von 12—14 Jahren herum und verkaufen ſie um wenige Paras. Auch Schekerlama (Zuckerwerk) darf nicht fehlen, und ebenſowenig Paſten aus Wein- und Maulbeerſyrup verfertigt, oder in der Form des von der Tochter des großen Propheten ſelbſt zur Freude ihres Gemahles erfundenen Rahatlokum, wo dem eingekochten Safte noch Honig oder Zucker, Aprikoſenkern-Saft und wohlriechendes Roſenwaſſer zugeſetzt iſt. Ebenſo ſind allerhand Getränke vorhanden und ambulante Verkäufer ſchlagen ihren ausgebreiteten Tiſch da auf, wo die meiſten Menſchen ſich vorfinden. Aus ihrem breiten, hölzernen und zur Aufnahme von Gläſern mit Löchern verſehenen Gürtel ergreifen ſie das Trinkgeſchirr, um ihren bald ſüßlichen, bald ſäuerlichen Scherbet und andere mit Waſſer verdünnte Fruchtſäfte um wenige Paras den Durſtigen anzubieten. Netzförmig-faſrige Palmſcheiden dienen bei der Bereitung des Getränkes, die nicht ſelten erſt auf dem Todtenfelde vorgenommen wird, zum Seihen, und der Scherbetdſchi kauft dann von einem ebenfalls herumziehenden Waſſerträger (Saka) ſeinen Bedarf an Waſſer und von einem andern Verkäufer den an Eis.

Wer ſich vornehmer dünkt, oder vielmehr wer mehr Geld hat, begibt ſich an das öſtliche Ende des Gottesackers, wo eine Art Kaffeehaus ſteht und eine zahlreiche Bedienung für die, welche etwas genießen wollen, bereit iſt. Wie in den eleganten türkiſchen Kaffeehäuſern die rothe Jacke und die weiten Beinkleider nicht ſonderlich geachtet werden, ſo wird auch hier die ächt griechiſche oder ächt armeniſche Kleidung mit Verachtung betrachtet, und je fränkiſcher der Anzug eines Gaſtes iſt, um ſo mehr erfreut ſich der, der ihn trägt, der Achtung und Bereitwilligkeit der dienenden Klaſſe. Mit dem fränkiſchen Oberrocke oder gar dem Fracke angethan, gibt man Trinkgelder, mit der türkiſchen auch noch ſo feinen Kleidung und gar noch mit dem Fes auf dem Haupte, nimmt man ſie, und Niemand iſt mit dem Unterſchiede ſo vertraut als ein Kellner eines chriſtlichen Kaffeehauſes. Die anweſenden Damen, nach Pariſer Mode gekleidet, ſitzen mit ihren ſie begleitenden Herren um kleine Gartentiſche herum und bewegen ſich ſo fränkiſch, daß man verſucht wäre, ſich in Kroll's Wintergarten nach Berlin zu verſetzen, wenn nicht eine abſcheuliche Muſik, die wohl mit der geiſtigen Bildung der Anweſenden auf gleicher Stufe ſtehen mag, an Aſiens Nähe erinnerte. Kaffee, Thee, Chokolade, Limonade, Marmelade, allerhand Süßigkeiten und Gefrornes ſtehen um ziemlich hohe Preiſe (wenn man die Trinkgelder einrechnet) bereit. Man hat durch Anpflanzung von Bäumen, ja ſogar einer Allee, ferner Sorge getragen, den Gäſten mehr Schatten zu verſchaffen, aber auch außerdem iſt eine geräumige und luftige Halle vorhanden, um bei ſchlechterem Wetter die Gäſte zu empfangen. Wie die Sonne ſich dem Horizonte nähert, verlaſſen alle Gäſte wiederum den Ort der Fröhlichkeit, denn kürzer als bei uns iſt die Dämmerung.

Wenn auch nicht auf dieſelbe Weiſe, wie auf Märkten und Vergnügungsorten, ſo thut ſich doch auch in Gotteshäuſern, öffentlichen Anſtalten u. ſ. w. die Eigenthümlichkeit des

Moslim, wie des Chriſten und Juden des Orientes kund. So verſchieden auch Chriſten- und Judenthum unter einander ſind und beide wiederum vom Islam, ſo ſchroff ſich auch die drei Religionen einander gegenüberſtehen und jeder Gläubige einer Religion den einer andern verachtet, ſo ſtimmen doch die Anhänger aller drei Religionen in Betreff ihrer wahren und inneren Religioſität ſo mit einander überein, daß man nur die äußeren Ceremonien und das Geſchichtliche wegzunehmen braucht, um eine völlige Einheit bei allen Orientalen, weß Glaubens ſie auch ſein mögen, herauszufinden. Alle drei Religionen ſind von Gott ausgegangen und den ächten Ring hat jeder von ſeinem Vater erhalten, das wahre Wort Gottes ſucht man aber vergebens im Oriente. Nicht was urſprünglich von den Stiftern gelehrt wurde, prägte ſich den Bewohnern des Orientes ein, ſondern nur, was die oft ſpätere Form verlangte. Starr an dieſer hangend, iſt ſie die eigentliche Religion geworden und der, der genau das von Jeſus gepredigte Wort Gottes befolgt und durch reine Sitten und dauerndes Streben nach Vervollkommnung ſich auszeichnet, würde von einem orientaliſchen Chriſten, gleichviel ob der morgen- oder abendländiſchen Kirche oder dem gregorianiſchen (armeniſchen) Schisma angehörig, noch nicht als wahrer Chriſt betrachtet werden, denn ſo iſt er nur ein guter Menſch. Ein ſolcher würde ſelbſt bei ſeinen Glaubensgenoſſen ſich einer geringeren Achtung erfreuen, als ein Betrüger, Meineidiger oder Räuber, der zur vorgeſchriebenen Zeit ein Kreuz von der Linken zur Rechten oder von der Rechten zur Linken (je nach dem Glaubensbekenntniſſe) ſchlägt, auf den Knieen an eine heilige Stelle rutſcht, wenn er auch dabei ſeinen Vordermann beſtehlen ſollte, und die Kirche mit ihren Dienern gehörig beſchenkt.

Der Moslim iſt noch am Meiſten den Vorſchriften ſeines Propheten treu geblieben, aber dieſer verſtand auch ſeine Mitmenſchen, wie kein Religionslehrer vor ihm in der Weiſe,

zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Nur ſich und die Ausbreitung ſeiner Macht ins Auge faſſend, ſtudirte er mit ſeltnem Scharfſinne ſeine Landsleute und paßte dann ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten einen Glauben an, der für ſie nicht bequemer, für ihn nicht vortheilhafter ſein konnte. Auf der einen Seite erfaßte er die ganze ſinnliche Natur des Menſchen von der gemeinen Geſchlechtsluſt bis zum unbegränzten Ehrgeize und huldigte den nationellen Fehlern, auf der andern Seite verſtand er, die glühende Phantaſie des Arabers zu erregen und deſſen ſtarke Willenskraft in unbedingten Gehorſam für ſeine Zwecke aufzulöſen.

Den milden Geiſt des Chriſtenthumes hat ſein orientaliſcher Anhänger bis jetzt noch nicht begriffen, und ſelbſt im tieferen Aſien, wo der Armenier noch Behörden und Häuptlinge aus ſeiner Mitte hervorgegangen beſitzt und auf der unverdorbenen Stufe einer geringen Bildung mehr dem Naturmenſchen gleichgeblieben, iſt die chriſtliche Religion nichts weiter, als eine Vorſchrift beſtimmter Formen. Die Prieſter ſind die Lehrer und Aufſeher derſelben und zeichnen ſich von den Laien nur durch ihre pünktlichere und häufigere Befolgung aus. Schreiben und Leſen iſt Nebenſache und findet ſich bei Kaufleuten jeder Religion häufiger, als bei den Dienern der Kirche. Wer leſen und ſchreiben kann, wird ſchon als Gelehrter (Hafis) betrachtet, und das meſſingene Tintenfaß mit den Rohrfedern in dem Gürtel ſteckend, gereicht dem Träger allenthalben zur beſonderen Ehre. Das Leſen und Schreiben der Sprachen mohammedaniſcher Völker iſt aber unendlich ſchwieriger, als das der chriſtlichen, nicht weil in den erſteren beides von der Rechten zur Linken geſchieht, ſondern weil der Anfang, die Mitte und das Ende eines Wortes beſondere Zeichen für jeden Buchſtaben beſitzt und einzelne wiederum nur an einer beſtimmten Stelle gebraucht werden. Dazu kommt noch das häufige Weglaſſen der kurzen Vokale und Punkte ober- und unterhalb

eines Zeichens, wodurch dieſes zu einem anderen Buchſtaben wird.

Die Ausbildung des Geiſtes als ſolche und die Erlernung einer Sache, bei der der Nutzen nicht ſogleich in die Augen ſpringt, gehören im Oriente zu den unerhörten Dingen und bei dem Moslim kommt noch dazu, daß er ſich für das Lernen zu erhaben fühlt, und dieſes lieber ſeinen Sklaven überläßt. Es geht dem vornehmen Türken dabei gerade ſo, als jenem ruſſiſchen Großen, der einen deutſchen Gelehrten fragte, worin er ſeinen Sohn unterrichten laſſen ſolle? und unter anderen auch Geographie vorgenannt erhielt. Dieſe Wiſſenſchaft, meinte jedoch der würdige Vater, paſſe für ſeinen Sohn durchaus nicht und hierin wolle er ſeinen Kutſcher unterrichten laſſen, denn für dieſen ſei es am Platze, den Weg und die Lage der Städte zu kennen.

Schulen ſind ein großes Bedürfniß im Oriente und werden, ſo lange der Großſultan den byzantiniſchen Thron einnimmt, es auch bleiben, ſo ſehr man ſich auch in Konſtantinopel Mühe gibt, durch Errichtung von dergleichen Anſtalten ſich wenigſtens das Anſehen zu geben, als ſtrebe man nach Kultur. Die türkiſche Regierung hat jetzt nur ihre Selbſterhaltung ins Auge gefaßt und, um Hilfsmittel für dieſe zu erhalten, gründet ſie auch Schulen neben heillosen Finanzoperationen, bei denen das Volk wahrhaft ausgeſogen wird. Die vierhundertjährige Herrſchaft einer Regierung, deren Prinzip vom Anbeginn an Zerſtörung war, hat alle Länder, die ihr nach und nach unterthan wurden, auf ſchreckliche Weiſe ausgebeutet und ſelbſt die größten Hilfsquellen derſelben muthwillig vernichtet, ſo daß es jetzt, trotz des großen Beſitzthums und des früheren Reichthums deſſelben, ſelbſt für unſere erprobteſten Finanzmänner unendlich ſchwierig ſein würde, die nöthigen Summen für eine verſchwendriſche und üppige Regierung herbeizuſchaffen. Aber keineswegs iſt deßhalb die Regierung jetzt ſchlechter, als im höchſten Glanze der osmaniſchen Herrſchaft,

ſondern im Gegentheil hat ſie der dauernde, freilich oft läſtige Umgang mit kultivirten Völkern verbeſſert. Dieſelbe Urſache, die einen zweiten Mohammed in den Augen der geblendeten Menge groß erſcheinen ließ, macht den jetzigen Herrſcher ſo ohnmächtig, daß er einer Hand voll Griechen nicht mehr widerſtehen konnte, und ſelbſt ohne fremde Hilfe einer kleinen europäiſchen Macht unterliegen würde. Ich kann deßhalb nicht begreifen, wenn die Einen ſagen, die Türken ſeien jetzt, wie die Chriſten in den letzten Zeiten des abend- und morgenländiſchen Kaiſerreiches, gänzlich demoraliſirt, Andere wiederum meinen, daß der Fanatismus abgenommen habe und dieſer die Türken nicht mehr zu den großen Thaten, wie man ſie früher geſehen, begeiſtere. Noch Andere ſuchen die Urſache in dem Mangel tüchtiger Herrſcher und brauchbarer Miniſter und gehen ſelbſt ſo weit, daß ſie Sultane, wie Suleiman den Großen, als die Norm eines Regenten hinſtellen. Doch weder ein Bajaſid, noch ein Mohammed, noch ſelbſt ein Suleiman wäre jetzt im Stande, das morſche Gebäude des türkiſchen Reiches aufrecht zu erhalten, und eben ſo ohnmächtig, als jetzt Abd-ul-Medſchid iſt, würden ſie allein von der Gnade, oder vielmehr von der Eiferſucht der europäiſchen Großmächte leben.

Alles Starre und Unveränderliche beſteht auch nur in der kurzen Zeit, wo es den Umſtänden angepaßt wurde und muß unaufhaltſam in ſich zuſammenſtürzen, ſobald andere Tage gekommen ſind, die ihm nicht mehr paſſen. Die Urſachen, welche vor faſt 400 Jahren die Größe der Osmanen hervorriefen, haben aufgehört und das türkiſche Reich wäre lange zuſammen gefallen, wenn es nicht künſtlich durch die oben angegebenen Umſtände noch für unbeſtimmte Zeit erhalten würde. Man vergleiche die osmaniſche Regierung und ihre Grundſätze unter dem zweiten Mohammed mit der unter dem erſt vor Kurzem verſtorbenen zweiten Mahmud und man wird nur unbedeutende Unterſchiede und zwar noch dazu zu Gunſten des letzteren ſprechend finden.

Daſſelbe zerſtörende und die Menſchheit mit Füßen tretende Prinzip, was heute weniger die Seele der Regierung iſt, herrſchte im 15ten und 16ten Jahrhunderte noch im erhöhten Maße, und ſolche dem Menſchen Hohn ſprechende Dinge, als damals häufig geſchahen, kommen jetzt nicht mehr vor. Wenn der Türke vielleicht ſich auch jetzt ihrer nicht ſeinethalben ſchämen würde, ſo treibt ihn doch Furcht vor den gehaßten Europäern dazu, ſie nicht geſchehen zu laſſen. Man iſt bei uns in der Regel gewohnt, Alles nach dem äußeren Glanze zu beurtheilen, und jemehr dieſer hervortritt, deſto größer iſt der Ruhm. Man ſtaunt die rieſigen Pyramiden an und Schulmonarchen preiſen hie und da die Zeit, wo ſie erſtanden, groß, bedenken aber nicht den Schweiß der Unterthanen, den die Tyrannei eines prunkſüchtigen Königs erpreßte. Die Geſchichte preiſet die osmaniſchen Helden Mohammed, Achmed, Osman u. ſ. w. und überhört die Wehklagen von Millionen, die deren Roſſe in den Staub traten. Nur in der Verwüſtung zeigten ſich Osmans Nachkommen groß, und ſo lange ihnen dazu hinlänglich Spielraum geboten wurde, traten ſie mit einer Energie und Willenskraft, die das ganze Europa erſchütterte, auf. Mit Feuer und Schwert verheerten ſie ein Land und ſaugten, gleich Blutegeln, an dem innerſten Marke deſſelben. Mit derſelben Wuth fielen ſie über ein zweites und drittes her, um in Kurzem den üppigſten Reichthum zu nichte zu machen. So lange ſie, wie ſchon geſagt, Raum zum Zerſtören hatten, waren auch die türkiſchen Herrſcher groß, und da nach dem Ausſpruche deſſen, der ſich als Geſandten Gottes ausgab, alles feindliche Land, d. h. alle Länder, die dem Herrſcher der Gläubigen nicht unterthan ſind, Eigenthum ſeiner Anhänger iſt, ſo glaubten auch die Moslimen, mit vollem Rechte allenthalben ihre verheerenden Einfälle und Eroberungen machen zu dürfen. Nachdem der ganze Orient Jahrhunderte lang den Verwüſtungen Preis gegeben war, ſollte auch der Occident die türkiſche

Geißel fühlen. Alle Länder an der unteren Donau bis hinab zum Mittelmeere unterlagen allmälig ihrem Grimme, und die ſonſt ſo geſegneten Gegenden liegen jetzt öde und unbebaut da. Da brach ſich zum Glück an den feſten Mauern Wiens der Uebermuth der Großſultane und mit dem Augenblicke, wo ihnen die Länder für ihre Zerſtörungsſucht fehlten, brach ſich auch die Tapferkeit und der Muth der bis dahin Unbeſiegten. Mit jedem Jahre ſank das Reich mehr. Keine neuen Provinzen verſchafften dem raubgierigen Geſindel friſche Hilfsquellen und beſeſſene gingen ſogar verloren. Die europäiſche Kriegskunſt und das erwachte Volksgefühl der meiſten europäiſchen Völker ſind jetzt Gegenſtände, an denen die größten Helden der Türkei geſcheitert wären. Mohammed II. ſelbſt wäre ohne die reichen Hilfsquellen, die von den eroberten Provinzen ihm zu Gebote ſtanden, ſo ohnmächtig geweſen, wie jetzt Abd-ul-Medſchid, und hätte jetzt vergebens Vorkämpfer ſeines Glaubens geſucht, da er ihnen nichts zu plündern anbieten konnte. Darin beſtand die ganze Herrſchertugend bei den osmaniſchen Sultanen, wie am Beſten und Bequemſten eroberte Provinzen auszubeuten ſeien, und das iſt die große Aufgabe der jetzigen Regierung, aus dieſen verarmten Ländern doch noch ſo viel Geld auszupreſſen, als zu ihrer Erhaltung nöthig iſt. Die Thoren wähnen, bei der Beſteuerung die europäiſchen Länder ſich zur Richtſchnur nehmen zu dürfen und wundern ſich, daß ein Reich in Europa, was kaum ein Paſchalik umfaßt, mehr Einnahmen hat, als der ganze weite türkiſche Staat. Und doch ſind ſeine Unterthanen unglücklich und vermögen ſelbſt das Wenige, was verlangt wird, nicht herbeizuſchaffen. Während die Armuth in der Türkei mit jedem Jahre größer wird, nimmt der Reichthum umgekehrt im übrigen Europa zu.

Wenn ein Sultan die wahre Lage ſeines Reiches begriffen hatte, ſo war es der leider zu früh verſtorbene Mahmud II., und er wäre ſicher ein zweiter Peter geworden,

wenn gleich günstige Umstände sich ihm dargeboten hätten. Rußland besaß damals Hilfsquellen für alle Unternehmungen des ersten Peter, und dieser lebte selbst noch in einer Zeit, wo das übrige Europa nach dem erschöpfenden Religionskriege in geistiger und physischer Ohnmacht darnieder lag. Mit der Türkei verhält es sich heute anders. Die einst so großen Hilfsquellen sind erschöpft und die Verdorbenheit des Volkes hat auf eine Weise überhand genommen, daß es sehr schwierig ist, es noch einer wahren Kultur entgegenzuführen; das übrige Europa ist aus seinem trägen Schlummer erwacht und zu einem solchen Selbstgefühle gediehen, wie es noch nie besessen. Der Einfluß der Mächte ist bereits zu groß, als daß die Türkei noch eine wahre Selbstständigkeit behaupten könnte, und England wie Rußland würden selbst jeder wohlthätigen Verbesserung sich entgegensetzen, wenn diese ihren Interessen zuwiderliefe. Der ganze Handel befindet sich ferner in den Händen der Europäer, und vor Allem der Oestreicher und Engländer, und wie jeder Staat zunächst seinen eigenen Unterthanen Vortheile zukommen läßt, so wäre es gewiß billig, wenn ebenso die türkische Regierung die eigenen bevorzugen würde, was aber wiederum der obwaltenden Verhältnisse halber nicht geht. Jeder Staat muß sich aus sich selbst herausgestalten, und trotz der bedeutenden Ohnmacht würde sich doch vielleicht auch in der Türkei allmälig ein besserer Zustand geltend machen, wenn hinlänglich Männer vorhanden wären, die den wohlmeinenden Herrscher unterstützten. Das ist aber die Klippe, an der jede Verbesserung in der Türkei scheitert. Aller äußerer Glanz, den man so ungern ablegt, müßte wegfallen, denn schon dadurch entständen Hilfsquellen. Die Umgestaltung des Volkes in seinen moralischen Ansichten durch gute Schulen würde ferner das erste Fundament einer neuen Regierung sein, und in diesen müßten die Türken ihre Vorurtheile ablegen und mit den christlichen Unterthanen Begriffe einer wahren Gesittung und zunächst Achtung des Menschen und seines Eigenthumes

erlangen. Alles dieſes ſah Mahmud ein und ſtrebte mit der ganzen Kraft ſeines energiſchen Geiſtes ihm entgegen. Doch in allen ſeinen Handlungen zu raſch, fand er ſich nicht ſelten in dem Erfolge getäuſcht. Zu wenig von Menſchen, die es wahrhaft gut mit ihm und dem Vaterlande meinten, umgeben, fehlte es ihm allenthalben an der Hilfe zur nöthigen Unterſtützung, und er wurde auch hier häufiger betrogen, als erkannt. In Vielem fand er ſich die Hände gebunden, und oft mußte er die Ausführung einer guten Sache unterlaſſen, da es ihm an Mitteln fehlte. Häufige bittere Erfahrungen beugten den hochſtrebenden Sinn des Padiſchah und machten ihn unglücklicher, als jeden Wütherich, der vor ihm den Steigbügel Osmans eingenommen hatte. Durch Wein ſuchte er ſich dann die trüben Gedanken zu verſcheuchen, rief aber eben dadurch wiederum Mißgriffe hervor, die ihm und ſeinen gutgemeinten Einrichtungen weſentlich ſchadeten. Ihm verdankt das Reich die Vernichtung der übermüthigen und die Menſchheit höhnenden Janitſcharen, ihm gehört das Verdienſt der Quarantaine- und einer Menge anderer heilſamer Anſtalten, die alle aufzuführen hier zu weit führen würde. Ich beſchränke mich deßhalb auf die Beſchreibung einer einzigen, der mediziniſchen Schule, da mir durch die Bekanntſchaft des damaligen Direktors, Dr. Bernard aus Wien, eine gute Gelegenheit dargeboten wurde, die Schwierigkeiten bei ihrer Gründung ſowohl, als bei ihrer ferneren Erhaltung kennen zu lernen.

Inmitten der Herrenſtraße im Jenſeits des Hafens (Beiſohl in Pera) liegt ein großherrliches Gebäude unter dem Namen Galata-Sarai, und wo früher ſchöne Knaben des feindlichen Landes als Tribut aus der Ferne, beſonders aus den haſelnußreichen Geſtaden des ſchwarzen Meeres im Süden und Oſten eingeſendet oder von dorther gekauft, für den Dienſt und die unnatürliche Luſt des Großherrn herangebildet wurden, mitten in der Schule des Verderb-

niſſes, gründete Mahmud, der eher den Namen eines Großen verdient, eine Schule des Heiles für die geſammte Menſchheit des weiten türkiſchen Staates. Wie früher hier Jünglingen und Knaben gelehrt wurde, jedes menſchliche Gefühl aus der Bruſt zu reißen, ſo wird ihnen jetzt gelehrt, das menſchliche Gefühl den Menſchen zu erhalten. Wenn ſie früher hier fünf lange Jahre während der ſchönſten Zeit ihres Lebens vertrauern mußten, ſo bringen ſie jetzt eben ſo viel Zeit in heiterer Fröhlichkeit damit zu, um ihren Mitmenſchen dereinſt wahrhaft nützlich zu werden.

„Alle, die auf dieſes Gebäude ſchauen, werden: Es iſt wohlgethan! ausrufen," das ſind die Worte, welche Mahmud als Ueberſchrift über das Thor, das in den weitläufigen Hofraum führt, ſetzen ließ, und niemals hatte ein Herrſcher ein größeres Recht zu dieſen vielleicht eitel ſcheinenden Worten, als Mahmud, der aus dem Inſtitute der Itſch-Oghlan, d. h. der Pagen, die erſte mediziniſche Schule in der Türkei gründete. Mit Vorurtheilen ſeines Volkes hatte er gleich anfangs zu kämpfen, denn der Prieſter fühlte ſich in ſeinen Einkünften geſchmälert, da mit der Anweſenheit guter Aerzte allmälig Talismane, Zaubermittel u. ſ. w., die von ihm verfertigt wurden, ſich überflüſſig machten. Nicht weniger als das gemeine Volk waren auch, und ſind es noch, die hohen Würdenträger dem Aberglauben unterthan. Alljährlich, wenn der ſchwarze, aus Kameelhaaren verfertigte Mantel, den einſt Mohammed ſelbſt trug, am 15. Ramaſan ausgeſtellt und von den Gläubigen geküßt worden war, wird der geküßte Theil ausgewaſchen, und das ſchmutzige Waſſer dient als Arznei. Der Kislar-Aga (Aufſeher des kaiſerlichen Harems) verkauft kleine Fläſchchen dieſes Waſſers um hohe Preiſe und macht ſeinen Freunden damit ein koſtbares Geſchenk, denn jede Krankheit wird von dem Schmutzwaſſer gehoben.

Der Rechtgläubige hält es auch für eine Sünde, zum Heile der geſammten Menſchheit einen Todten dem forſchenden

Meſſer eines Arztes Preis zu geben, während es ihm doch ſonſt gleichgültig iſt, ob er eine Henne oder einen Menſchen abſchlachtet. Selbſt mit aller ſeiner Strenge und Energie hätte Mahmud es doch nicht vermocht, genug Leichname für die Schüler ſeiner Anſtalt herbeizuſchaffen. Da unterſtützte die öſtreichiſche Nuntiatur mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln das neue, kaum erſt in das Leben gerufene Inſtitut, und ihrer Sorge verdankt es ſeine Erhaltung.

Dies mag mir Gelegenheit geben, einige Worte über Oeſtreich und ſein Verhalten zur Türkei zu ſagen. Oeſtreich wird, weil es ruhig ſeinen Schritt hingeht und ſich um nichts, was ihm nichts angeht, bekümmert, häufig verkannt. Beſonders in Betreff der Türkei hat man ſeinem Vertreter nicht weniger als ſeiner Regierung oft vorgeworfen, daß es die Intereſſen der Chriſten und zunächſt der Deutſchen und der ihm unterworfenen Völker nicht zu wahren wiſſe, und daß es gleich den andern Mächten nicht allein den Grauſamkeiten der türkiſchen Regierung nicht Einhalt thue, ſondern ſogar dem alten Regimente, ſelbſt ſeiner eigenen Ehre zuwider, allen möglichen Vorſchub leiſte. Wer ſich aber eine längere Zeit in der Türkei aufgehalten und hierauf ſein Augenmerk gerichtet hat, wird ſich bald eines Andern überzeugen. Wahr iſt es, daß Oeſtreich bei dergleichen Streitigkeiten der türkiſchen Regierung mit den europäiſchen Mächten, beſonders bei Abſchaffung gräulicher Mißbräuche, ſich ruhig verhält und ſich dadurch das Anſehen einer völligen Gleichgültigkeit gibt; aber eben ſo wahr iſt es, daß kein anderer europäiſcher Staat in der Türkei ſo viele Mißbräuche abgeſchafft und ſo viele Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten verhütet hat, als gerade Oeſtreich, und der Segen ſeiner Handlungen ſpricht ſich am Deutlichſten in der öffentlichen Meinung der Türkei aus. Alles was von ihm aus geſchieht, wird nicht erſt mit der Lärmglocke durch ganz Europa gemeldet, ſondern es geſchieht ruhig und mit Vermeiden alles Aufſehens. Wenn es noth-

wendig iſt, fehlt es ebenſo wenig an der nöthigen Kraft, wie bei den anderen Großmächten. Was England und Frankreich bei der letzten Hinrichtung des zwei Mal ſeinem Glauben untreu gewordenen Armeniers trotz aller energiſchen Vorſtellungen nicht haben ändern können, hat Oeſtreich in aller Stille mehr als einmal verhindert. Die öffentliche Meinung iſt für keinen Staat in der Türkei ſo ſehr, als für Oeſtreich, und der Nemtſche (Deutſche), unter welchem der Orientale nur den Oeſtreicher kennt, iſt keineswegs ſo verachtet, als Reiſende gewöhnlich meinen. An allen türkiſchen Küſten des mittelländiſchen Meeres reiſ't man unter öſtreichiſchem Schutze am Beſten und Sicherſten, während im Innern Aſiens nur der von England und Rußland den gehörigen Nachdruck hat. Während der Türke aber den Engländer und Ruſſen haßt, aber auch ihn fürchtet und deßhalb ungefährdet ziehen läßt, iſt er oft dem Oeſtreicher mit Liebe zugethan. Mehr als einmal wurden mir auf der Reiſe Beweiſe meiner Behauptung dargeboten, und mitten im pontiſchen Gebirge hörte ich von einem früheren Räuberchef mit Achtung von Oeſtreich ſprechen. In Artwin am unteren Tſchorok freute ſich ein Angeſehener des Ortes, einen Nemtſche zu begrüßen, da dieſer zu dem einzigen Volke gehöre, was es mit den Türken gut meine. Mit der Verachtung des Deutſchen im Auslande iſt es überhaupt nicht ſo weit her, als man bei uns meint, und gewöhnlich ſind die Herren Reiſenden ſelbſt daran ſchuld, wenn ihnen nicht mit der gehörigen Achtung begegnet wurde. Allenthalben ſetzte ich dem Engländer, wie dem Franzoſen meinen Nationalſtolz entgegen und wurde immer freundlich aufgenommen. Die Lehre eines Engländers, den ich mir durch Freundlichkeiten, ich möchte ſagen Wohlthaten, auf meiner erſten Reiſe verpflichtete und der hintennach ſeinen volksthümlichen Egoismus mir entgegenſetzte, hat mir auf meinen Reiſen den Weg gezeigt, den man zu gehen hat. Allenthalben verlangte ich Achtung vor dem deutſchen Namen, ehe ich mich

mit einem Nichtdeutſchen in weitere Unterhandlungen einließ, und während Andere in der Fremde ſich für einen Engländer, Franzoſen oder Ruſſen ausgaben, blieb ich Deutſcher und verſtand ſchon als ſolcher, allenthalben mir die nöthige Geltung zu verſchaffen. Wer ſich nicht zuerſt achtet, kann auch von einem Anderen nicht Achtung verlangen. Wenn man ſelbſt im Auslande die ſchwachen Seiten des deutſchen Vaterlandes, deren Zahl leider nicht gering iſt, weitläufig auskramt und dagegen von einem Patrioten eines anderen Landes nur die guten vernimmt, ſo ſtellt ſich freilich ein trauriger Vergleich heraus. Im Vaterlande iſt es mein Grundſatz, jede Schwäche deſſelben ſchonungslos zu geißeln und das Gute eines anderen Landes hervorzuheben; im Auslande hingegen kenne ich nur gute Seiten meiner Heimath und ſchwache der Fremde. So bleibe ich ein redlicher Deutſcher und zwinge durch mein eigenes Benehmen dem Ausländer Achtung für mein Vaterland ab. Häufiger ſuchten mich Engländer, Franzoſen und Nordamerikaner auf meinen Reiſen auf, als ich es that, und legten dadurch die Achtung, die ſie einem unbekannten Fremdlinge erzeigten, vor dem Volke, dem anzugehören ich ſtolz bin, an den Tag. Mehr als einmal wurde ich, der Deutſche, einem ausgezeichneten und empfohlenen Reiſenden einer anderen Nation vorgezogen.

Doch ich kehre zur mediziniſchen Schule zurück. Mit Hilfe der öſtreichiſchen Geſandtſchaft trat dieſes ſo wichtige Inſtitut in das Leben, und Leichname öſtreichiſcher Selbſtmörder oder Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, wurden der Schule übergeben. Dadurch allein war es möglich, den nöthigen anatomiſchen Unterricht zu ertheilen. Doch auch gegen chriſtliche Leichname ſprach ſich türkiſches Zartgefühl aus, und kein Großer des Reiches ſandte einen Sohn zur weiteren Ausbildung nach Galata-Sarai, nicht weil er etwa mit dem, was er gelernt, keine gute Karriere hätte machen können — denn man weiß in der jetzigen,

wie in der früheren Zeit, wie wichtig und einflußreich die Stelle eines großherrlichen Oberarztes ist — sondern weil die Schule unter dem Einflusse der verhaßten Gjauren entstanden ist und von ihnen geleitet wird. Ohne das nöthige Beispiel von oben, ergriff auch das gemeine Volk nicht die gutgemeinte Wohlthat seines Herrschers, und kein noch so armer Türke erlaubte seinem Sohne, sich auf Kosten des Sultans die nöthige medizinische Bildung zu verschaffen und damit im Vaterlande dereinst eine Rolle zu spielen. Türkenknaben, deren Aeltern gestorben, wurden fast mit Gewalt nach Galata-Sarai geschleppt, um dort gegen ihren Willen einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Da die nöthige Anzahl mohammedanischer Knaben auf keine Weise herbeigeschafft werden konnte, so erhielten auch Kinder der Rajah's, d. h. christlicher oder jüdischer Unterthanen, zum Eintreten die Erlaubniß, und vor Allem findet man jetzt Armenier, weniger Griechen, in Galata-Sarai. Man glaube aber ja nicht, daß der Armenier einen regeren Sinn zur Ausbildung, als der Grieche, in seiner Brust trage, da gerade umgekehrt die Wahrheit mir näher zu stehen scheint. Der Armenier, für alles Höhere am Wenigsten empfänglich, ist, wie gesagt, der beste Rechenmeister, und so hat er sich auch schon ausgeklügelt, daß die Stellen der Quarantaine-Aerzte seinem Handel besonders zuträglich werden könnten. So lieb er auch ferner seinen Sohn hat, so ist es ihm doch genehm, wenn ein Anderer ihm die Sorge für Kleidung und Nahrung abnimmt. Wie in Konstantinopel, so läßt auch in Transkaukasien der Armenier seinen Sohn die russischen Schulen besuchen, um dort Lesen und Schreiben zu lernen, nimmt ihn aber wieder heraus, sobald er beides nothdürftig begriffen hat, um ihn als Schreiber in einer russischen Kanzlei unterzubringen. Auf meine Frage an einen für seine Verhältnisse gebildeten Vater des russischen Armeniens, warum er seinen Sohn nicht länger und zur weiteren Ausbildung in der Schule lasse? antwortete er mir

unverhohlen, daß er ihn dann nur länger zu ernähren habe, ohne irgend eines weiteren Vortheiles theilhaftig zu werden, denn in der Kanzlei würde jeder Schreiber gleich bezahlt.

Die Schüler des medizinischen Institutes, deren Anzahl gegen viertehalb Hundert betragen soll, werden auf großherrliche Kosten unterrichtet, genährt und gekleidet und erfreuen sich in jeglicher Hinsicht der freundlichsten Behandlung, wie sie ihnen selbst zu Hause nicht zu Theil werden kann. Die Nahrung ist gesund, kräftig und reichlich und auch die Kleidung besser, als sie selbst ein wohlhabender Vater anschaffen könnte. Außerdem bekommen die Schüler noch ein kleines Wochengeld, um mit ihm allerhand beliebige Bedürfnisse zu befriedigen. Alle halbe Jahre werden sie neu gekleidet, und dabei unterscheidet man wiederum auf den ersten Anblick den Türken von dem Armenier, denn während der letztere sich Mühe gibt, sich die Kleidung reinlich und für eine längere Zeit brauchbar zu erhalten, ist sie bei dem ersteren schon nach vier Wochen in ziemlicher Unordnung. Der Türke sieht mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo er die neue Kleidung erhält und hat vielleicht schon seine alte einem Trödel-Juden verkauft, um mit dem Erlö'sten liederliche Tavernen, Wein- und Kaffeehäuser zu besuchen. Heute zieht er Schnurenrock und Beinkleider, eben aus der Hand des Schneiders gekommen, an, und es vergehen oft Wochen, bevor es ihm einfällt, eins der beiden einmal auszuziehen und es einer Reinigung zu unterwerfen. Nach ächt orientalischer Sitte schläft er häufig in seinen Kleidern, wo er sich eben befindet, und geht am frühen Morgen in demselben Zustande wiederum seinen Geschäften nach. Ganz anders macht es der Armenier, der auf alle Weise die neue Kleidung schont und bei schlechtem Wetter mit der alten vertauscht. Sorgsam befreit er sie von jedem schmutzigen Fleckchen und entkleidet sich stets vor dem Schlafengehen. Auch er verkauft, und zwar nicht selten selbst an einen seiner liederlichen türkischen Mitschüler, die

alte Kleidung, legt aber sorgfältig das damit Gewonnene zu dem erhaltenen Taschengelde. Vorsichtig verleiht er sogar um hohe Zinsen einen Theil desselben an andere und erübrigt sich ein Kapital, was ihm dereinst noch reichlichere Früchte bringt.

Der Moslim hört den Vorträgen zu, weil er muß und kümmert sich nicht um die Fortschritte, die sein christlicher Mitschüler macht; mit Stolz blickt selbst der Dümmste unter ihnen auf den Gjaur herab und zehrt im Innern an der hochmüthigen Meinung, daß er, als allein von Gott bevorzugt, nur von dem Fleiße der Christen und Juden zu leben brauche. „Jardümüs Allahdan gelür" (Unsere Hilfe kommt von Gott) ist die gewöhnliche Entschuldigung seines Benehmens. Vor jeder und selbst der geringsten Arbeit scheu, übergibt er sich lieber einer unglaublichen Sorglosigkeit und stürzt sich von einem Vergnügen in das andere. Der Armenier und Grieche, aus den häuslichen, ihn nur störenden Verhältnissen seiner Familie herausgerissen, begreift den richtigen Standpunkt seiner neuen Lage schneller und bemüht sich nicht umsonst, durch Fleiß und Ordnungsliebe sich Kenntnisse zu erwerben, die ihm schon nach wenigen Jahren eine vortheilhafte Stellung verschaffen.

Doch hier und dort gibt es Ausnahmen, und wie auch Christen in Galata-Sarai nichts lernen und liederlich sind, so zeigen sich umgekehrt Moslimen lernbegierig und kenntnißreich. Es ist sonderbar, daß auch bei talentvollen Leuten in der Türkei dieselbe Erscheinung sich kund thut, wie auch bisweilen in Rußland, indem solche Männer, mit Kenntnissen ausgerüstet, sich nicht mehr in ihrem Volke glücklich fühlen und, dieses sogar verachtend, mit der ganzen Kraft ihres Seins einem anderen Volke oder der allgemeinen Gesittung und dem Fortschritte sich anschließen. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, als gerade solche tüchtige Leute in ihrem Vaterlande unendlich viel nützen könnten. Ich habe früher die Ursache in einem falschen Stolze gesucht, der, gleich einem

niedriggebornen, aber groß gewordenen Manne, die Abſtammung gern verleugnet, finde aber jetzt, daß dieſes, wenigſtens allein nicht die Triebfeder des ſonderbaren Benehmens ſein kann. Es wurde mir erzählt, daß jetzt ein junger Türke in Konſtantinopel lebe, der, in Galata-Sarai erzogen und in Frankreich weiter gebildet, trotz der bedeutenden und vorurtheilsfreien Kenntniſſe, jeden Staatsdienſt abgelehnt habe. Fortwährend bemühe er ſich, alles Türkiſche abzuſtreifen, Gemüth und Verſtand hingegen ferner mehr auszubilden; dabei haſſe er aber die türkiſche Regierung, geißele alle ihre Einrichtungen und lebe doch fortan als Orientale in der Reſidenz des Beherrſchers der Gläubigen. Mangel an Kultur ſcheint es weniger zu ſein, was ihm ſein Vaterland verleidet, ſondern vielmehr der unglückliche Zuſtand deſſelben im Vergleiche zu dem anderer Länder. Denn wäre es das Erſtere, ſo würde man wiederum die Kaukaſier nicht begreifen können, die, in Petersburg unter den glücklichſten Umſtänden erzogen, kaum den Tag erwarten können, der ſie ihren Bergen wiedergibt. Nicht ſelten entfliehen dieſe Naturmenſchen dem verhaßten äußern Glanze und allen ſeinen Lüſten gegen den Willen des Kaiſers, um im ſchönen, aber doch wilden Vaterlande alle Entbehrungen und Mühen eines dortigen Lebens zu ertragen. Der Kaukaſier kann ohnmöglich von einer Kultur, die ihm in Petersburg nur als grelles Formenweſen angelernt wird, ſo ergriffen werden, um, ohne moraliſch zu Grunde zu gehen, daran Gefallen zu finden. Der rohe Naturzuſtand ſeines Vaterlandes vermag ſeinem unverdorbenem, wenn auch völlig ungebildeten Gemüthe mehr darzubieten, als große Paraden und Bälle. Alles was ihm gelehrt wurde, nahm leider nur den trockenen Verſtand in Anſpruch und ging auf eine nützliche Anwendung des Gelernten hinaus, ohne dem Herzen Anſprache zu geben und es für irgend etwas Höheres zu begeiſtern.

Die Einrichtung der mediziniſchen Schule zu Galata-

Sarai entſpricht zwar keineswegs den Anforderungen, die man an eine ſolche Anſtalt bei uns machen kann, bedenkt man aber die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich in der Türkei bei einer ſolchen Gelegenheit darbieten müſſen, ſo kann man nicht umhin, ihrer lobend Erwähnung zu thun. Vor Allem hat ſich der leider nun verſtorbene Dr. Bernard ein beſonderes Verdienſt um die Schule erworben und ſein Nachfolger, (wenn ich nicht irre) Dr. Spitzer, iſt in die Fußſtapfen ſeines Landsmannes — beide ſind aus Wien — getreten. Es kann nicht Alles auf ein Mal gut ſein, und wenn durch meine Beſchreibung hie und da etwas Anſtößiges vorkommt, ſo verſchulden dieſes mehr die obliegenden Umſtände, als die innere Einrichtung ſelbſt.

Die großartige Anſtalt beſitzt rechts beim Eintreten das Spital und die Klinik, links die Vorbereitungsſchule, und im Hintergrunde befinden ſich die Wohnungen der Schüler und, irre ich nicht, auch die der Lehrer. Mehr in der Mitte des Hofraumes hat der türkiſche Kurator der Anſtalt ſein Quartier aufgeſchlagen, und dicht an ihm, nach der Vorbereitungsſchule zu, liegt der botaniſche Garten. Dr. Bernard war ſelbſt ſo freundlich, mir zum großen Theil als Führer zu dienen. Ich beginne bei der Beſchreibung mit der Vorbereitungsſchule.

Seminarien (Medreſſeh) und ſelbſt gute Schulen (Mekteb), wie wir ſie bei uns verlangen, gehören in der Türkei noch zu den frommen Wünſchen, und es darf deßhalb nicht auffallen, wenn bei den Schülern in Galata-Sarai ſelbſt Leſen und Schreiben nicht vorausgeſetzt werden kann. Deßhalb war man gezwungen, bei dem Unterrichte ganz von vorn anzufangen. Ob man gut gethan hat, die franzöſiſche Sprache einzuführen, glaube ich nicht, wenn auch Gründe vorhanden ſein mögen. Mediziniſche Werke in türkiſcher Sprache gibt es, ſoviel ich weiß, nicht, ſie ließen ſich aber wohl mit denſelben Koſten, als die Herbeiſchaffung franzöſiſcher Bücher verlangt, anfertigen. Wichtiger iſt wohl der Grund,

daß die meisten Lehrer der türkischen Sprache nicht so mächtig sind, als zum Unterrichte nothwendig ist, die französische hingegen ihnen geläufiger erscheint. Die Schule besteht aus vier Klassen, und in der ersten wird das Lesen, in der zweiten hingegen das Sprechen der französischen Sprache gelehrt. In der dritten werden die Humaniora und die zur Medizin vorbereitenden und in der vierten die eigentlichen medizinischen Wissenschaften vorgetragen.

Vier Lehrer unterrichten in der französischen Sprache und bemühen sich zu gleicher Zeit, den bisweilen schon 20jährigen Schülern die ersten Begriffe einer allgemeinen Gesittung beizubringen. Während meines Besuches herrschte in den angefüllten Klassen eine Ordnung und Ruhe, wie wir sie selbst bei uns nicht immer finden, und die Knaben gaben neben den herangewachsenen Jünglingen bisweilen recht gute Antworten. Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß während meiner Anwesenheit nur die Bevorzugtern gefragt wurden, aber trotzdem waren die Fortschritte erfreulich.

Die dritte Klasse hat vier Lehrer, und von ihnen gibt der eine Unterricht in der Naturgeschichte, ein anderer in der Chemie und Physik, ein dritter in Geschichte und Mathematik und endlich ein vierter im Zeichnen. Der letztere ertheilt ihn aber auch schon täglich eine Stunde in der vorhergehenden Klasse. In der vierten, oder eigentlichen medizinischen Klasse wird Anatomie, Physiologie, Arzneimittellehre, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, Semiotik, Chirurgie und Augenheilkunde vorgetragen. Die Entbindungskunde ist in der Türkei noch eine unmögliche Wissenschaft, und man würde weder für die Schüler in der Klinik noch für die spätere Zeit im öffentlichen Leben Frauen und Mädchen finden, die sich zur Belehrung oder auch zum eigenen Besten von jungen Leuten entbinden ließen. Hätte die Herbeischaffung von Leichnamen schon den Rechtgläubigen Gewissensbisse verursacht, so würden die nöthigen weiblichen Kranken für eine öffentliche Anstalt geradezu unmöglich sein.

Noch mehr gereicht das eigentliche Krankenhaus der türkiſchen Regierung und vor Allem dem Dr. Bernard zur großen Ehre, denn neben dem wohlgefälligen Aeußern entſprach auch ſeine innere Einrichtung allen Anforderungen einer ſolchen Anſtalt. Mahmud II. hatte es aber nur dadurch möglich gemacht, daß er zunächſt einen deutſchen, kenntnißreichen Mann, der zugleich den beſten Willen hatte, die Anſtalt zu heben, als Oberarzt einſetzte und ihm die ganze Leitung ohne jede Beſchränkung übertrug. Ohne volles Zutrauen von Seiten des Padiſchah wäre die Schule, meiner Meinung nach, auch gleich vom Anfange an verunglückt, und eben daſſelbe würde erfolgt ſein, wenn die Wahl nicht auf einen redlichen und gutmeinenden Mann gefallen wäre. Mahmud bekümmerte ſich ſelbſt um die durch ihn ins Leben gerufene Anſtalt, ohne ſich aber in die inneren, ihm nicht verſtändlichen Angelegenheiten zu miſchen. Jetzt iſt es anders. Es fehlt der Schutz von Oben, und die hohen Würdenträger der retrograden Partei ſollen ſchon mehr als ein Mal ihre Abſchaffung beantragt haben.

Das Gebäude iſt geräumig, und alle nöthigen Zimmer haben eine zweckmäßige Einrichtung. Nur die Krankenſäle waren zu groß und umfaßten mehr Menſchen, als für ſolche Anſtalten, wo leicht epidemiſche Nervenfieber zum Vorſchein kommen, gut iſt. Reinlichkeit herrſchte allenthalben, und beſonders die Betten bezeugten die Ordnungsliebe des Vorſtehers. Man glaubte ein Krankenhaus in Wien oder irgend einer anderen Stadt Deutſchlands vor ſich zu haben. Wie dort hingen über den Betten die Tafeln mit dem Namen des Kranken und ſeiner Krankheit, und auf ihnen ſtanden jedes Mal auch die Verordnungen der Aerzte. Die Abwartung und Aufſicht entſprach dem Uebrigen. Küche, Waſchhaus und Apotheke befanden ſich ebenfalls in dem beſten Zuſtande, und die Speiſen, zwar den Bewohnern angepaßt, waren nährend und gut zubereitet.

Während der Klinik, die gerade gehalten wurde, ging

Alles wie bei uns zu, und ich wunderte mich bisweilen über die gegebenen Antworten, wenn dieſe mir auch auf der anderen Seite zum Theil ſagten, daß ich mich doch in der Türkei befände. Die Klinik wurde in einem ſchönen, thurmähnlichen Auditorium, das von Oben erleuchtet war, gehalten. Das Katheder, auf dem der Profeſſor ſtand, wurde von mehren Reihen Tafeln und Bänken umgeben, und zwiſchen den letzteren ſaßen oder ſtanden die Herren Studiosi medicinae mit dem Fes, der eigenthümlichen rothen Bedeckung, auf dem Kopfe und zum Theil barfuß. Man kann weder das Eine noch das Andere einem Türken übelnehmen, da die Sitte in Betreff der Kopf- und Fußbedeckung, wenn man im Oriente in ein Zimmer geht, ſich gerade umgekehrt als bei uns verhält: man zieht die Fußbedeckung ab und behält die des Kopfes auf. Die Moslimen waren ihrem Naturell getreu ſchmutziger erſchienen, und bei einigen hatte wahrſcheinlich der Fleiß die Ellbogen ihrer Röcke durchlöchert.

Die angekommenen Kranken wurden der Reihe nach hereingeführt. Zuerſt erſchien ein Beamter mit einer Blutgeſchwulſt am Ohre, und nach einem kurzen Examen über Veranlaſſung, Erkennung und Behandlung dieſes Uebels, wobei einige drollige Antworten zum Vorſchein kamen, operirte einer der befähigteren Studenten mit viel Geſchick. Der zweite Kranke war ein junger, kräftiger Soldat, der von ſeinem Offiziere gezüchtigt, nicht mehr gehen zu können behauptete. Die Unterſuchung gab auch nicht die geringſte Beſchädigung zu erkennen, und ſo lag die Verſtellung deutlich vor. Dr. Bernard ſtellte ihm nochmals das Unwahre ſeiner Behauptung vor, doch der Soldat that ferner ſehr kläglich. Wie bei uns, kommen Fälle, wo Menſchen ſich krank ſtellen, auch in der Türkei vor, und zwar hier um ſo mehr, als die körperliche Züchtigung jetzt ebenfalls beſchränkt worden iſt. Bernard ließ, unter allgemeinem Jubel der Studenten, das Glüheiſen appliciren, und unter noch lauterem Jubel lief der Kranke, als das Eiſen kaum die Haut berührt hatte, davon.

Auch höhere Beamte und Offiziere, zum Theil ebenfalls barfuß, hielten es nicht unter ihrer Würde, ſich hier behandeln zu laſſen. Von dem Auditorium aus wurden alle Krankenſäle in Begleitung der Studenten durchgegangen, und die einzelnen Praktikanten mußten über das Verfahren, in Betreff der ihnen anvertrauten Kranken, Rechenſchaft abgeben.

Zum Schluß führte mich mein türkiſcher Kollege, der Profeſſor der Botanik und der Naturgeſchichte überhaupt, in den botaniſchen Garten. Seine Lage inmitten des Hofraumes iſt freundlich, und der beſchränkte Umfang entſpricht vollkommen ſeinen Zwecken. Dr. Bernard gab ſich ſelbſt Mühe, ihn durch einen ſachverſtändigen Mann in einen einigermaßen brauchbaren Stand ſetzen zu laſſen. Ein, wie es ſchien, verſtändiger Gärtner aus Wien hatte ihn angelegt und fortwährend in gutem Zuſtande erhalten. Doch der gute Mann vertrug ſich nicht mit den türkiſchen Sitten, trat allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten grell entgegen und züchtigte oft mit eigener Hand die Uebertreter ſeiner Verordnungen. So wurde er wiederum ſeines Dienſtes entlaſſen, und ſein Dolmetſcher ſollte an ſeine Stelle treten. Dieſer (er diente mir in gleicher Eigenſchaft) ſchlug aus Redlichkeit, da er ohnmöglich eine Stelle, ohne ſie nur im Geringſten auszufüllen, annehmen könne, ein Anerbieten ab, was ihm ein gutes Einkommen verſchafft hätte. Der deutſche Gärtner rächte ſich kurz vor ſeinem Abgange auf eine zwar unſchuldige, aber nicht redliche Weiſe, indem er die Tafeln, welche die Namen der Pflanzen trugen, mit einander vertauſchte. Wenige Wochen darauf beſah ich den Garten und konnte mich lange nicht in die ſonderbaren Namen der Pflanzen finden, bis die abſichtliche Vertauſchung derſelben mir endlich klar wurde. So war z. B. der Nachtſchatten, die Kartoffel, der Stechapfel und das Bilſenkraut zum Liebſtöckel, zur Engelwurz, zum Paſtinak und zum Anis geworden, und die letzteren trugen wiederum die Na-

men der zuerſt aufgeführten Pflanzen. Der gute Profeſſor der Botanik hatte von allem dieſen keine Ahnung, und er ließ ſich, als ich ihn darauf aufmerkſam machte und mich erbot, die Pflanzen richtig zu bezeichnen, nicht weiter in der Sicherheit der wahren Benennung irre machen. Er geht vielleicht täglich mit ſeinen Schülern in den Garten und zählt den letzteren alle die giftigen Eigenſchaften des Bilſenkrautes vor, während er vielleicht auf den Anis zeigt.

Zuletzt führte mich der botaniſche Profeſſor zum Kurator der mediziniſchen Akademie, einem ächten Türken. Wenn ich mir auch keine zu große Vorſtellung von ſeiner Gelehrſamkeit gemacht hatte, ſo konnte ich mir doch einen Kurator nicht anders, als, wenn auch nicht mit Büchern, doch wenigſtens mit Papier und den ſonſtigen nöthigen Schreib-Materialien umgeben, denken. Ich täuſchte mich. Der Profeſſor ſah vor meinem Eintreten in das Zimmer ſeines Chefs ängſtlich auf meine Stiefeln und wurde noch verlegener, als ich ohne Umſtände auf die darinnen ausgebreiteten perſiſchen Teppiche trat und den Kurator, den Hut in der Hand, begrüßte. Auf der rechten Seite ſaß, mehr in der Ecke, mit übereinander geſchlagenen Beinen der wichtige Mann, und ſtreckte die lange Pfeife mit der Bernſteinſpitze, den Rauch ruhig hinblaſend, vor ſich hin. Er begrüßte mich mit einem freundlichen Winken und ließ mich ihm gegenüber Platz nehmen. Es geſchah, und nun begann vermittelſt meines franzöſirten Kollegen eine ziemlich dürftige Unterhaltung, die mich hier, ich muß es offen geſtehen, ſo gelangweilt hat, wie ſonſt nirgends, ſelbſt nicht mitten unter den Teufelsanbetern, den Jeſiden. Zu den Füßen des Kurators ſaß ſein Sekretär, aber ebenfalls ohne alle Zeichen ſeines Amtes, und dieſe lagen wohl in der kleinen Schublade, die buntbemalt hinter ihm ſich befand. Ich rauchte eine dargebotene Pfeife Tabak und trank eine Taſſe bittern Kaffee, um mich alsdann zu verabſchieden.

Es wird dem Türken, wie jedem Menſchen, ſchwer, ſich von ſeinen ihm angebornen Sitten zu trennen. Auch ſonſt im Amte habe ich den Türken nie anders geſehen. Als ich mit Roſen in Begleitung eines der preußiſchen Geſandtſchaft zugehörigen Polizeibeamten mich ein Mal auf das Mauthamt begab, um die Uebergabe unſerer Effekten zu verlangen, ſaß der Zolldirektor in einem ziemlich offenen Zimmer auf gleiche Weiſe mit der Pfeife in dem Munde auf einem Teppiche. Das Schreiben verurſachte ihm nicht die geringſte Mühe; er ließ ſich alles rapportiren und gab nun ſeine Entſcheidung, ohne daß Jemand gewagt hätte, den geringſten Zweifel in ſeinen beſtimmten Ausſpruch zu ſetzen. Von Zeit zu Zeit ließ er ſich vom nahen Kaffeehauſe eine Taſſe Kaffee holen, und in der Zeit mußten alle, die etwas vorzutragen oder zu bitten hatten, unverdroſſen warten, bis der geſtrenge Herr getrunken.

Sechstes Kapitel.

Die Familie.

So sehr das öffentliche Leben im Oriente von dem unsrigen abweicht, eben so sehr ist auch das der Familie verschieden, und wiederum macht auch hier die eigenthümliche Stellung des weiblichen Geschlechtes ihren Einfluß geltend. Wie dieses von dem öffentlichen Leben vollkommen ausgeschlossen ist und selbst Buhldirnen, so häufig sie auch, besonders in größern Städten, vorkommen, davon keine Ausnahmen machen, so ist es auch in dem eigenen Hause von dem männlichen Personale getrennt. Unsere gewöhnliche Nachfrage: „Wie befindet sich ihre liebe Frau und was macht ihre werthe Familie?“ würde sich bei einem Türken keiner freundlichen Antwort erfreuen und könnte im Innern Asiens selbst gefährliche Folgen nach sich ziehen. Die Frau ist dem Orientalen, gleichviel ob Christ, Jude oder Mohammedaner, nicht die treue Gefährtin durch das stürmische Leben und nicht die sorgsame Freundin bei Freud und Leid, sondern sie dient gleich einer lebendigen Waare nur dem Vergnügen und dem Willen des Mannes, in der Regel erst dann eine bestimmte Stelle im häuslichen Leben einnehmend, wenn sie einen Knaben geboren. Sorgsam verschließt der Mann das Weib in den entlegensten Räumen seines Hauses und ist in steter Furcht, daß irgend einmal ein Anderer sein rechtmäßiges Besitzthum in Gebrauch nehmen könne. Er geizt mit seiner Waare und gestattet selbst nicht, daß ein

Zweiter wisse, wie der Gegenstand seines Wohlgefallens aussieht. Selbst der Frauen unschuldige Hand darf kein Anderer erschauen und eine ächte Orientalin würde darüber ebenso erröthen, als wenn ein Fremder bei uns eine Dame im Negligé überraschte. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem Manne hat sich in den Jahrtausenden des Bestehens dieser Sitte dem weiblichen Geschlechte so tief eingedrückt, daß ihm selbst die Unnatur und das Unrecht zur zweiten Natur geworden ist. So oft mir im Innern Asiens Gelegenheit geboten wurde, eine Kranke in dem abgeschlossenen Raume des Harems zu sehen, so oft bot sich mir auch in der Regel dieselbe Erscheinung dar, und selbst der Befehl des eigenen Mannes vermochte es kaum über eine Frau, gegen die Sitte vor einem Fremden ihr bedecktes Gesicht zu entschleiern oder gar ihre Zunge zu zeigen. Wenn ich, nach dem Pulse fühlend, die Hand einer Kranken ergriff, zitterte diese, gleichviel ob Frau oder Mädchen, am ganzen Körper, denn sie war der festen Ueberzeugung, es geschehe ihr Unrecht und man freble an ihrer geheiligten Person. Diese Abgeschlossenheit vor jedem anderen Manne, ja selbst vor einem männlichen Kinde, das noch nicht laufen kann, geht oft bis in das Lächerliche, und selbst kein männliches Thier darf die noch so gleichgültigen Reize einer Frau oder eines Mädchens anschauen. Eine ächte Orientalin erröthet in einem Hühnerhofe vor dem Hahne und bedeckt sich schnell mit einem Tuche, und ihr Herr gestattet nicht, daß sein männliches Reitpferd oder ein Ziegenbock die Geliebte seines Herzens erblicke oder diese gar mit ihm tändele. Aber wie eine Unnatur eine andere hervorruft, so sind im Oriente auch die Fälle — wenigstens deuten sie die Erzählungen der oben besprochenen Medah und die Schattenspiele der Karagös sattsam an — nicht selten, wo Frauen eines reichlich besetzten Harems sich obiger Thiere zur Befriedigung ihrer Lüste bedienen.

Man sollte glauben, daß die bis in den Orient vor-

gedrungene Kultur, beſonders bei den Chriſten, das Loos der Frauen gemildert hätte, aber gerade die letzteren und die Männer, die äußerlich einer europäiſchen Geſittung entgegen zu gehen meinen, ſind wo möglich in der Abſchließung des weiblichen Geſchlechtes noch ſtrenger geworden. Während in den entlegeneren Provinzen des Orientes ſich dieſes eine freiere Bewegung erlaubt, wird es in den von Europäern bewohnten und häufiger beſuchten Städten mehr als je beſchränkt. Verſtändige Staatsbeamte der Türkei, die ſogar nur eine rechtmäßige Frau hatten, und ſcheinbar gebildete Kaufleute unter den Chriſten führten mich auf keine Weiſe zu ihrer Frau und ließen, wenn ſie krank war, ſie nur aus der Ferne behandeln. Ohne Zweifel hat das diſſolute Leben vieler Europäer und beſonders der Franzoſen und Ruſſen, denen ebenfalls meiſtens ein ächtes Familienleben nicht bekannt iſt, zu dieſer ſonſt nicht zu begreifenden Erſcheinung Veranlaſſung gegeben und ich weiß ſelbſt aus Erfahrung, daß junge Leute des gebildeten Europa ſich die Verführung ſchöner Orientalinnen zur Aufgabe geſetzt hatten. Da nun die ungebildeten Frauen des Morgenlandes, wenn einmal der mächtige Damm zwiſchen ihnen und jedem anderen Manne durch gegenſeitigen Umgang gebrochen iſt, nicht die moraliſche Kraft beſitzen, ihrem Manne die Treue zu bewahren, ſo kann das Benehmen der gebildeten Aſiaten nicht ſo auffallen, als es für den Augenblick ſcheinen mag.

Daß bei ſolchen obwaltenden Umſtänden von einer wahren Gattenliebe nicht die Rede ſein kann, ſieht wohl jeder Unbefangene ohne Weiteres ein. Ich wüßte auch nicht, wie und wann ſie eigentlich entſtehen ſollte, da der junge Mann, der heirathen will oder ſoll, ſeine künftige Lebensgefährtin nicht eher zu ſehen bekommt, als bis ſie mit allen geſetzlichen Formen ſeine Frau geworden iſt. Nach den weiblichen Tugenden fragt kein Mann, ſondern allein zu berückſichtigende Umſtände ſind die Ausſteuer und ähnliche das Geld betreffende Ehepakten. Eine gute Zugabe iſt es,

wenn das Mädchen in Sticken und ſonſtigem Verfertigen feiner Arbeiten geſchickt iſt. Bei Sklavinnen ſteigt in ſolchem Falle ebenfalls der Preis. Familien-Rückſichten beſtimmen ferner die Wahl und die Hoffnung, durch den Schwiegervater eine Karriere zu machen oder eine Zwiſtigkeit zwiſchen zwei früher einander feindlichen Familien zu löſen, leitet häufig in der Wahl der künftigen Frau. Die Mütter eingedenk der wahren Behauptung, daß der erſte Eindruck der beſte iſt, bemühen ſich am Tage vor der Uebergabe und an demſelben die körperlichen Reize der Tochter oder des Sohnes auf alle Weiſe zu erhöhen, und Bäder, Verſchönerungen, Wohlgerüche und dergleichen einem weniger gebildeten Volke nothwendigere Mittel werden im Uebermaße angewendet. Im höchſten äußerlichen Glanze wird die junge Braut in die Brautkammer geführt, um dieſer und den dazu gehörigen Zimmern auf immer anzugehören. Ob der Frau der Mann gefällt, hat keinen weiteren Werth, wichtiger iſt aber das Gegentheil, denn davon hängt es ab, ob der Mann ſich noch eine oder mehre hübſche Skavinnen kauft. Daß die Frau für immer dem Manne gefallen ſoll, verlangt kein Menſch im Oriente, aber wohl wünſcht man es, daß es eine Zeit lang wenigſtens geſchieht. Wenn ſchon bei ebenbürtigen Frauen der Wechſel häufig iſt, ſo kommt er bei den nicht ebenbürtigen aus dem Sklavenſtande noch häufiger vor, und im letzteren Falle würde die eben verkaufte Frau gegen den neuen vielleicht kaum von ihr geſehenen Herrn ihre ganze Liebenswürdigkeit, um zu feſſeln, entfalten, während ſie ſich von nun an gegen den frühern Beſitzer abſchließt, und zufällig von ihm geſehen erröthen würde.

Eine zweite Abweichung beſitzt die türkiſche Familie durch den Sklavenſtand. Gjauren dürfen nach dem Geſetze keine Sklaven beſitzen, denn ſie ſelbſt ſind nach dem Geſetze Eigenthum der Rechtgläubigen und ſollen für dieſe den Acker bebauen und überhaupt arbeiten. Die Zahl der Sklaven war früher größer, denn nicht allein jeder

Kriegsgefangene war Sklave, ſondern ſogar Jedermann außerhalb der Türkei, ſobald er in die Hände eines Türken fiel, und es ſtand dem Rechtgläubigen frei, ſich durch Einfälle im feindlichen Lande (Dar ül Harb), unter welchem, wie ſchon geſagt, jede der türkiſchen Bothmäßigkeit nicht unterworfene Provinz zu verſtehen iſt, den Bedarf an Sklaven zu verſchaffen. Jetzt können ſie nur durch Kauf erworben werden, und die ruſſiſchen, ſo wie die freien Provinzen des kaukaſiſchen Iſthmus liefern vorzugsweiſe die weißen, der große Sklavenhändler und Räuberhauptmann Mehmed Ali hingegen die ſchwarzen. Chriſten ſind die Handlanger bei dieſem ſchändlichen Werke, und wiederum muß ich hier die Armenier nennen, die vor Allem ſich thätig beweiſen, daß die Sklaverei nicht aufhört.

Der Familienvater iſt unbeſchränkter Herr in ſeinem Hauſe, er kann ſchalten und walten, wie er will, und wenn auch das heilige Geſetz im Koran nicht weniger, als des Gebrauches ſchöne Sitte Pflichten des Herrn gegen ſeine Frauen, Kinder und Sklaven geltend macht, ſo bleibt doch Jedermann im Hauſe dem unbedingten Willen des Herrn unterthan. Wie das Wort des Großherrn ausgeſprochen Geſetzeskraft erhält, ſo auch das des Familienvaters im Kreiſe der Seinen. Nur die rechtmäßige Frau beſitzt das Recht, ihren Mann in gewiſſen Fällen zu verlaſſen, wenn ihr eine mächtige Verwandtſchaft zur Seite ſteht und ſie die Mitgift im Stiche läßt. Das Kind wie der Sklave iſt aber unbedingtes Eigenthum und der Herr kann beide ſchlagen, entlaſſen und ſelbſt tödten, wie er es für gut findet. Die Regierung ſelbſt ging bei dieſem grauſamen Verfahren in der Perſon des Sultans voran. Zum Lobe des gemeinen Moslim muß geſagt werden, daß er nur ſelten von dem Rechte, ſein Kind umzubringen, Gebrauch machte, während die Geſchichte uns bis in die neueſte Zeit erzählt, daß häufig Kinder in den großherrlichen Paläſten umgebracht wurden. Und die arme Mutter darf in dem Orte der Glück-

ſeligkeit (Dari Seadet), wie der kaiſerliche Frauenkerker genannt wird, kein Zeichen der Trauer über die ſcheußliche Ermordung des geliebten Kindes an den Tag legen, denn nach türkiſcher Sitte wäre es ſchrecklich, mitten im Glücke, in dem ſich befindend jede Geliebte des Großherrn gedacht wird, zu weinen oder zu klagen. Die Unglückliche würde, in einen Sack geſteckt und in die Tiefen des Meeres geſenkt, den Fiſchen zur Speiſe dienen.

So gräßlich der Zuſtand einer Familie auch ſein kann, ſo muß man doch dem türkiſchen Hausſtande die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in der Regel beſſer iſt, als er von Außen ſcheint. Die türkiſchen Familienväter, beſonders auf dem Lande, gleichen den Patriarchen in der Bibel, denen ja auch dieſelben Rechte zuſtanden. So grauſam ein Paſcha oder ein Bei außerhalb ſeines Hauſes iſt, ſeine Unterthanen, beſonders die nicht-mohammedaniſchen, auf eine alles Menſchliche höhnende Weiſe behandelt und kein noch ſo gemeines Mittel zum Geld-Auspreſſen verſchmäht, ſo menſchlich iſt er inmitten ſeiner Familie und vor Allem gegen ſeine Sklaven. Der geringſte unter ihnen hat es weit beſſer, als der begütertſte und angeſehenſte der freien Unterthanen. Die türkiſche Sklaverei iſt unendlich milder als die ruſſiſche Leibeigenſchaft, und der Zuſtand der Schwarzen in manchen freien Republiken Nordamerika's läßt ſich, ſelbſt wenn er nicht ſo gräßlich wäre, als ihn die neueſten engliſchen Berichte ſchildern, mit dem der Sklaven in der Türkei gar nicht vergleichen.

Der unbedingte Gehorſam hat Ehrfurcht vor dem Haupte der Familie hervorgerufen. Wir finden in der Türkei ziemlich dieſelben Verhältniſſe wieder, wie ſie hie und da in Deutſchland ſich früher und ſelbſt im vorigen Jahrhunderte noch geltend machten, und wie wir ſie jetzt in der Stellung des Gemeinen gegen ſeinen Offizier ſehen. Sobald der Herr erſcheint, muß Kind und Sklave aufſtehen und beide dürfen ſich nicht eher wieder ſetzen, als bis ſie dazu

aufgefordert werden oder jener sich entfernt hat. Die Pfeife, dem Sklaven wie dem Herrn unentbehrlich geworden, nimmt der erstere ehrfurchtsvoll aus dem Munde und sieht unverdrossen der Zeit entgegen, wo er wiederum allein ist. Bei Tische wartet der Sklave seinem Herrn auf, im Innern Asiens hingegen nehmen die bevorzugteren Diener am Essen Theil.

Die Vorliebe für einen möglichst ausgeschmückten Harem und die große Anzahl der Sklaven machen einen türkischen Haushalt unendlich kostspielig, und bevor nicht hier eine nothwendige Beschränkung gemacht wird, ist in der Türkei Wohlstand eine unmögliche Sache. Der Mittelstand des Kaufmanns kann ohne 10—20 Diener gar nicht existiren und der hohe Würdenträger hat der Sklaven bis in die Hunderte. Welche Summen aber dazu gehören, einen solchen Hausstand zu erhalten und nur allein die Menge von Menschen zu ernähren, ist wohl leicht zu berechnen. Wenn die Sklaven auch oft zerlumpt, wie die eigenen Herren, herumlaufen und in Betreff der Kleidung weniger kosten, so ist doch schon die große Anzahl von Müssiggängern in einem Hause jedem Wohlstande entgegen. Derselbe Uebelstand zeigt sich, wenn auch weniger, ebenfalls in Rußland und trägt zum Ruine der reicheren Familien mächtig bei. Der Orientale, sobald er nur einigermaßen begütert ist, kann sich, selbst müssig, ohne müssige Umgebung nicht denken, und je höher der Rang ist, um desto mehr nimmt die Zahl der Diener zu, bis sie ins Unglaubliche steigt. Die ersten Diener, welche die Person des Herrn zunächst umgeben, lassen sich wiederum bedienen und im Haushalte des Padischah haben selbst einzelne Diener einen Hausstand für sich. Der schwarze Ober-Eunuch, unter dem Namen des Kislar-Agha (d. i. Haupt oder vielmehr Oberaufseher der Mädchen), ein bedeutungsvoller und doch unmännlicher Mann, hat selbst, wohl nur zum Hohn, eine Schaar schöner Mädchen im eigenen Harem und diese Unglücklichen werden mit schärferen Augen als die Geliebten des Sultans beobachtet. Kann es nun noch

auffallen, wenn der Großherr als perſonifizirter Staat nicht weniger als 12—15,000 Menſchen täglich ernähren und kleiden muß? Welche ungeheure Summe macht die Unterhaltung derſelben nothwendig und wie viel des beſten Markes eines unglücklichen Landes wird hier vergeudet? Als der Kaiſer Nikolaus im Oktober 1837 die Rundreiſe in ſeinen kaukaſiſchen Provinzen machte, ſandte der Schah von Perſien ſeinen Sohn und Nachfolger über die Gränze ihm entgegen, um ihn dadurch gleichſam als anerkannt ſanktioniren zu laſſen. Da Eriwan, als wohin man ihn beſchied, nicht im Stande war, außer der kaiſerlichen Begleitung noch eine andere des Schah's unterzubringen, bat man letzteren, die Zahl der Begleiter zu beſchränken. Man verſprach es und erſchien nur — mit 70 Mann.

Wer keine Sklaven und Frauen ernähren kann, beſitzt auch keine, und wie bei uns richtet ſich dort der Hausſtand nach dem Vermögen. Leider iſt die Mehrzahl, ſelbſt der Bewohner der kaiſerlichen Reſidenz, zu arm, um einigermaßen anſtändig zu leben und der gemeine Mann iſt ſchon zufrieden, wenn er die Tochter eines anderen, der mit ihm gleiche Umſtände theilt, heirathen kann. Eine Sklavin zu kaufen, erlaubt ihm ſeine Armuth nicht und dieſe würde ihm noch weniger geſtatten, deren zahlreiche Bedürfniſſe zu befriedigen. Das in Armuth und Elend erzogene Mädchen macht keine weiteren Anſprüche und ſteht dem ſpäteren Manne in den Geſchäften nicht allein bei, ſondern übernimmt die häuslichen in der Regel ganz allein. Sobald ſie aber über die Straße nach Waſſer oder nach einem anderen Bedürfniſſe geht, ſo muß ſie ſich gleich einer höher geſtellten Frau durch ſorgfältige Einhüllung den Blicken der fremden Männer entziehen. Handarbeiten außerhalb des Hauſes verrichtet ſie nur in den entlegeneren Straßen, aber wenn auch die Hände und zum Theil die Arme nicht bedeckt ſind, ſo hüllen doch Tücher Hals und Kopf hinlänglich ein und erlauben nur den Augen, herauszulugen.

Ehe ich zu den Familien und dem häuslichen Thun und Treiben übergehe, wird es gut sein, vorher mit der ganzen Einrichtung eines türkischen Hauses vertraut zu machen. Wie bei uns unterscheiden sich die Häuser der Reichen von denen der Armen durch größere Geräumigkeit und Eleganz, und während das des gemeinen Mannes kaum aus mehr als einem Zimmer besteht und sich nicht zu einem Stockwerke erhebt, sind die der Reicheren mit einem Parterre und der eigentlichen, auf diesem ruhenden Wohnung versehen. Man nennt die ersteren Ew, die anderen hingegen Konak. Auf den Dörfern, wo es nur Parterre-Wohnungen (Ew) gibt, nennt man das gemeinsame Fremdenhaus, auch wenn es kein Stockwerk besitzt, Konak, und auf dem Kaukasus gebraucht man das letztere Wort auch, um damit einen Gastfreund zu bezeichnen. Wer sich, besonders bei den Tscherkessen, eines Konaks erfreut, kann unter dessen Schutze ungefährdet reisen. Reicht dieser nicht mehr aus, so tritt ein zweiter, von dem ersten gewählt, an seine Stelle und dieser besitzt hinlängliche Macht, um den ihm Empfohlenen gegen alle Gefahren zu schirmen. Sommerwohnungen, besonders in Gärten und am Bosporus, heißen Jali (Jalli), ein Wort, was wohl mit der tatarischen Bezeichnung Jaila für den im hohen Gebirge gelegenen Sommeraufenthalt der Viehzucht treibenden Völker Kleinasiens, des Pontus und der Krim zusammenhängt. Schöne Häuser der Vornehmen, und besonders des Großherrn selbst, führen den Namen Serai oder Sarai, nicht Serail, wie man nach dem Französischen zu schreiben gewohnt ist, und dieser Ausdruck entspricht vollkommen unserem Worte Palast. Auch die Wohnungen der Gesandten werden mit dem Namen Sarai belegt.

Jedes Haus eines einigermaßen wohlhabenden Türken besteht aus drei gesonderten Räumen: aus dem vorderen oder Herrentheil, dem hinteren, von den Frauen bewohnten Theile, und aus dem Parterre. Von der Straße aus führt eine Thür

auf eine ſchmale Hausflur und iſt in der Regel doppelt (Sſokak-Kapuſſi). Sie iſt beſtändig geſchloſſen, und ein Klopfer (Schynſchak) an der Außenſeite wird gehoben, wenn ein Fremder Einlaß begehrt. Der Vornehme beſitzt jetzt ſchon ſeine Thürſteher (Kapudſchi). Die Hausflur oder der Hofraum, wenn ein ſolcher vorhanden iſt (Awlu, ohne Zweifel dem griechiſchen ἀυλή entnommen), wird durch zwei Thüren im Inneren geſchloſſen, von denen die eine zur Treppe des Herrentheiles, die andere ins Parterre und zur Treppe der Frauengemächer führt. Vorn, dicht an der Hausthüre, iſt eine ſteinerne Erhöhung, der Aufſteige-Stein (Binek-Taſchi), von dem der Herr das Pferd beſteigt. Die vordere Treppe (Nerdiwen, Nerdüban) führt, wie geſagt, in die Räume des männlichen Perſonales, und man kommt zuerſt in ein kleines, vorn offenes Gemach, was eine Art Vorzimmer bildet und den Namen Sſoffah führt. In den Landhäuſern und in den Städten der Provinzen führt die Treppe, die dann ſtets überbaut iſt, ſchon häufig von außen in das Vorzimmer. Das Herrenhaus (Sſelamluk) beſteht je nach dem Reichthume des Beſitzers aus mehr oder weniger Zimmern, die zum Theil um das Vorzimmer herumliegen. Gewöhnlich führt der Weg in die inneren Gemächer durch das eigentliche Bedientenzimmer (Chidhmetdſchi-Odaſſi) und neben dieſem liegt die Wohnung des Kaffee-Verfertigers (Kahwedſchi-Odſchak). In dem Bedienten-Zimmer befindet ſich in einer Ecke ein Schrank, in dem die zahlreichen Pfeifen aufgeſtellt ſind (Tſchibukluk), häufiger iſt er aber ſchon im Vorzimmer angebracht. Von ihm gelangt man auch in das eigentliche, weniger elegant eingerichtete Geſchäftszimmer des Herrn (Mabejn), in denen der Handelsmann mit den Geſchäftsleuten verkehrt. Hohen Beamten fehlt es.

Gewöhnlich in der Nähe des Vorzimmers befindet ſich auch der Abtritt (Kenef, Ajak-Johlu) in dem ſchmutzig-

ſten Zuſtande und ohne alle Bequemlichkeit, indem in der Regel nur ein kleines Loch in den Boden geſchnitten iſt und der Unrath ſich mehr darum anhäuft, als durchfällt. Nicht beſſer iſt er im Harem. Meiſtens ſteht eine Schüſſel mit Waſſer daneben, mit dem ſich Jedermann reinigt. Auch erſcheint, wenn der Herr von dieſem Orte kommt, im Bedienten-Zimmer ſogleich ein Diener mit der Waſſerkanne und dem Becken, um eine neue Reinigung der Hände bewerkſtelligen zu können.

Die eigentlichen Wohnzimmer (Oda) ſtechen in der Regel von der äußeren Umgebung auf eine grelle Weiſe ab, und während oft noch im Vorzimmer ein entſetzlicher Schmutz herrſcht, tritt hier meiſt eine üppige, den Augen wohlgefällige Eleganz entgegen. „Den Verſtand gebrauchen die Firengi für ihre Erfindungen, der Moslim hingegen beſitzt ihn in ſeiner inneren Einrichtung," oder „der Firengi hat Wiſſenſchaft, der Moslim ſchöne Kleider," oder endlich „Geld findet man in Hindoſtan, Verſtand in Firengiſtan und Majeſtät (Geſchmack, Hiſchmet) in dem Lande der Gläubigen" hört man häufig den Osmanen ſowohl, als den orientaliſchen Chriſten ſagen, und in Betreff ſeiner inneren Gemächer hat er nicht Unrecht. Die Zimmer bilden ein regelmäßiges meiſt längliches Viereck mit hellen, oft röthlichen Wänden, und beſitzen auf beiden Seiten unbedeutende Erhöhungen von ½—1 Fuß Höhe, während ſich ſonſt das Zimmer in einer Fläche hinzieht. Vor der Thüre ſowohl, als häufig auch innerhalb derſelben, in einer Entfernung von drei bis vier Fuß, iſt, ſobald das Vorzimmer mit ihm im Zuſammenhange iſt, ein Vorhang (Perdah) von feſtem teppichartigen Zeuge angebracht, und muß vor dem Eintreten zurückgeſchlagen werden.

Auf den ſeitlichen Erhöhungen (Minderluk) liegen mit Schafwolle gefütterte Matratzen (Minder) und dieſe ſind meiſt mit einem rothen Ueberzuge (Minder-Juſu) verſehen. Die Erhöhung nennt man auch Sſoffa oder

Sſaffeh, und daraus iſt wohl unſere Bezeichnung Sofa entſtanden. Diwan bedeutet bei den Orientalen aber keineswegs eine gepolſterte Erhöhung, ſondern eine Vereinigung gewiſſer Männer zur Berathung, und die Mitglieder des Diwan's entſprechen vollſtändig unſeren Räthen, den Mitgliedern eines Kollegiums. Wahrſcheinlich weil die türkiſchen Räthe auf den gepolſterten Erhöhungen mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſitzen, hat man bei uns die Bedeutung übergetragen. Kanapee iſt perſiſch und heißt dort Chanabeh.

In den vier Ecken des Zimmers liegen auf dem Polſter wiederum weichere, mit Baumwolle gefütterte Matratzen (Minder-Schilteßi) für den Herrn und die vornehmeren Gäſte. Gegen die Wände hin, längs der ganzen Erhöhung, lehnen gepolſterte Kiſſen (Jasdük), aber ein weicheres ſteht wiederum in den beiden oberen Ecken zur Bequemlichkeit, beſonders während des Nachmittags-Schläfchens (Jüs-Jasdük, d. i. Geſicht-Kiſſen). Bei den Reicheren ſind auch noch prachtvolle Decken (Jhram), aus Seide oder Sammet verfertiget, von blauer oder rother Farbe und oft mit Goldfranzen verſehen, über die Sitze ausgebreitet. Jhram heißt aber auch der Pilgermantel, den jeder Wallfahrer mit dem Augenblicke, wo er den heiligen Boden betritt, tragen muß.

Die Mitte des Zimmers iſt mit den prächtigſten Teppichen belegt und führt deßhalb auch den Namen Teppich (Sedſchadeh). Dieſe Teppiche prangen in allen Farben und ſind entweder gewebt oder von kunſtfertiger Frauenhand geſtickt. Die Erſteren werden beſonders in Smyrna von vorzüglicher Güte angefertigt und heißen mit vorherrſchend blauen und rothen Farben Adſchem. Geſellt ſich noch eine Miſchung von Grün dazu oder iſt dieſe Farbe vorherrſchend, ſo nennt man den Teppich Japrak (Ewrak), d. h. Laub oder Raſen. Die geſtickten Teppiche, die ächten Adſchem, ſtammen, wie der Name, der perſiſch bedeutet, ſagt, meiſt aus Perſien, und die beſſeren werden ſelbſt in Konſtanti-

nopel zu sehr hohen Preisen verkauft, sind aber in Farben und im Stoffe auch unverwüstlich und erben oft in den Familien weiter. Die gewöhnlichen und kleineren Teppiche führen den Namen Chalü oder Kilim. Ein auf diese Weise meublirtes Zimmer führt auch den Namen Duschemeh.

Die neueste Zeit hat zwar mächtig an dieser Einrichtung gerüttelt, aber nur die Erhöhungen sind höher geworden und es befindet sich häufig bei den hohen Würdenträgern nur eine einzige, der Thüre gegenüber unmittelbar unter den Fenstern vor. Tische und Stühle betrachtet man noch nicht mit günstigen Augen und der Moslim findet seine Art mit übereinandergeschlagenen Beinen auf weichen Matratzen zu sitzen bequemer als unsere Stühle, die er zwar für Europäer besitzt und mit dem Namen Sandaljeh belegt hat, aber für sich nie gebraucht. Auch unsere Tische, die er ebenfalls, wie seine Eßplatten, Ssoffrah, Ssufrah, nennt, sagen ihm nicht zu und nur selten macht er von ihnen Gebrauch. Häufiger noch findet man die kleinen 5/4 Fuß hohen, viereckigen und mit Stroh geflochtenen Sessel ohne Lehne (Skemli oder Iskemli), von denen ich schon bei den Kaffeehäusern gesprochen habe, aber vorzugsweise nehmen die Bedienten auf ihnen Platz.

Früher und zum Theil noch jetzt sieht man die altorientalische Einrichtung, das Sonnenlicht durch schmale Oeffnungen, die sich in der Mauer nach innen erweitern, eintreten zu lassen, und vorherrschend fanden sich diese Art Fenster in den Frauengemächern vor, während in dem luftigeren Wohnzimmer des Herrn fast eine ganze Seite mit einem künstlichen und durchbrochenen Schnitzwerk besetzt wurde und dieses der freien Luft ungehinderten Zugang erlaubte. Im Winter vertauschte man es mit großen Läden, die einzelne runde oder viereckige, mit geöltem Papiere verschlossene Oeffnungen besaßen. In der neuesten Zeit haben die europäischen Glasfenster sich Eingang zu ver-

ſchaffen gewußt, heißen aber immer noch wie jede Licht bringende Oeffnung eines Zimmers Pendſchereh. Auch Gardinen finden ſich vor und werden in der Regel an einem über dem Fenſter querliegenden eiſernen Stabe vermittelſt meſſingener Ringe, die ein Vor- und Zurückſchieben erlauben, befeſtiget. Man nennt ſie Pendſchereh-Perdahſi.

Die Wände ſind in der Regel glatt, ohne weiteren Schmuck und meiſt mit einer hellen Farbe angeſtrichen. Mit viel Geſchmack ſind aber an ihnen auf einer und ſelbſt auf zwei Seiten die blanken Waffen: Säbel, Dolche und Schießgewehre aufgehängt.

Wird das Zimmer vom Herrn bewohnt, dann findet ſich auch an der Seite nach Süden, wohinzu die heilige Stadt Mekka liegt, in der Mauer eine Niſche und an ihr ſteht der Rechtgläubige, wenn er ſeine fünf Mal am Tage zu wiederholenden Gebete herſagt. Deßhalb nennt der Moslim dieſe Niſche auch Kuwleh (Kibla). Im Sommer enthält das Zimmer nichts weiter, wohl aber im Winter. Kamine finden ſich in Konſtantinopel gar nicht vor, ſondern dafür große Kohlenpfannen, und ſo häufig auch ſchon vom Kohlendampfe Menſchen erſtickt ſind, ſo bleibt der ſtarre Orientale doch dieſer unheilvollen Sitte treu. Dieſe Kohlenpfannen (Mangal oder Mankal) werden aus ſchönem, glänzenden Kupfer oder Meſſing angefertigt und beſitzen gleich den unſrigen noch einen Unterſetzer, aber auch wie bei den katholiſchen Räucherpfannen einen Deckel. Wie an den letzteren ſind auch an ihnen drei feine Ketten angebracht, mit denen die Kohlenpfanne gefaßt und getragen wird. Damit die Wärme zuſammenbleibe, wird ſie in eine Ecke des Zimmers geſtellt und über ſie ein viereckiges Geſtell (Tandur) gethan. In der Regel dichteres, oft teppichartiges Zeug ſchließt das letztere nach allen Seiten ein, hängt aber loſe nach unten herab. Die ganze männliche oder weibliche Familie ſetzt ſich im Winter um dieſe Art

Ofen herum und ſtreckt die beiden Beine, oft ſogar den halben Leib und ſelbſt noch mehr unter das Geſtell, um ſo der Wärme theilhaftiger zu werden. Herr von Hammer ſpottet in ſeinem Werke über Konſtantinopel über dieſe Einrichtung, und wenn ich auch keineswegs alle ſeine Einwürfe beſeitigen will, ſo hat er doch darin Unrecht, wenn er meint, daß ſie zur Unſittlichkeit führe. Wer weiß, wie ſehr, auch bei den Chriſten, das männliche Geſchlecht von dem weiblichen abgeſchloſſen lebt und oft die nächſten Verwandten beider Geſchlechter gar nicht oder nur ſelten zuſammenkommen, kann unterhalb der Geſtelle keine Unſittlichkeit vermuthen, da eben immer nur das eine Geſchlecht davon Gebrauch macht, wenn nicht der unbeſchränkte Herr mit ſeinen Frauen den Abend zubringt.

Von dem Mangal geht übrigens die Sage, daß Nimrod ihn erfunden habe, als er den berühmten Thurmbau zu Babel leitete, aber eine andere ſagt dagegen, daß der höchſte Gott aus einer ſolchen Kohlenpfanne bei Kufa all die Waſſer habe fließen laſſen, die nachher unter dem Namen der Sündfluth die ganze Erde bedeckten und die ſündhaften Menſchen vertilgten.

Auf den Landhäuſern und noch mehr in den Provinzialſtädten ſind anſtatt dieſer Kohlenpfannen Kamine, ganz ähnlich denen Italiens, eingerichtet, vorhanden. Man brennt aber keine Kohlen, ſondern Holz und legt dieſes langgeſpalten und wagerecht auf die beiden Enden zweier geweihartigen, eiſernen Geſtelle (Karadſcheh). Daneben liegt immer die unbeholfene eiſerne Zange (Maſcha) zum Ergreifen einer Kohle, ſobald Jemand ſeine Pfeife anzünden will.

Der Hausherr ſitzt in der Regel in der Ecke auf der rechten Seite und an ſeiner Linken ſteht eine alterthümliche Lade (Tſchekmedſcheh) mit greller rother oder grüner Farbe angeſtrichen und mit eben ſo grellen, ſchattenloſen Blumen oder Arabesken verziert. Sie beſitzt eine Höhe

von 1 bis 1½ Fuß, ebenſoviel Breite und 3 bis 3½ Fuß Länge und iſt ſtets verſchloſſen. In ihr befindet ſich das Papier und das übrige Schreibzeug. Das Papier (Kiaghad) wird meiſt aus Reisſtroh, weniger aus Baumwolle verfertigt und iſt ziemlich dick und leicht zerbrechlich. Anſtatt des Leimes bedient man ſich des Eiweißes, wodurch das Papier zu gleicher Zeit mehr Glanz erhält. Neben dem Papiere liegen eine Scheere (Makas), ein Federmeſſer (Kalemtraſch) und das mit Federn (Kalem) verſehene Schreibzeug (Dewit). Dieſes wird von einem Gelehrten im Gürtel getragen, iſt gegen ¾ Fuß lang, gegen ⅝ bis ⅚ Zoll dick und beſitzt eine viereckige Geſtalt. Man verfertigt es meiſtens aus Meſſing oder Papier-Maché. Tintenfaß und Federn liegen in einem herauszuziehenden Käſtchen, und die letzteren beſtehen aus 3 bis 4 Linien dicken Binſen einer mir unbekannten Art. Das kleine metallene Tintenfäß (Hokka) befindet ſich am oberen Ende. Der Orientale ſchreibt, indem er mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſitzt, entweder auf den Knieen oder indem er das Papier mit der linken Hand freihält. Daß die Türken, wie alle Mohammedaner und Juden, von der Rechten zur Linken ſchreiben, iſt allgemein bekannt. Auch das Petſchaft (Möhür) liegt nebſt Siegelwachs (Möhür-Momu) daneben. Der Orientale ſiegelt aber ſelten, ſondern ſchickt in der Regel ſeine Briefe (Mektub) offen. Anſtatt der Namensunterſchrift wird das Siegel untergedrückt, und man bedient ſich dazu der dickeren Tinte (Mürekkeb). Der Orientale ſagt nämlich, daß ein Jeder den Namen unterſchreiben könne, nicht aber hätte er das Petſchaft, das der Herr in der Regel mit ſich trägt.

Wenn man in einem Hauſe eingetreten iſt, ſo zieht man vor der Thüre des Wohnzimmers die Fußbedeckung, gleichviel ob Stiefel oder Pantoffel, aus und tritt in Strümpfen oder mit den feinen Halbſtiefeln aus gutem Saffian angethan in das Zimmer. Der Hausherr erhebt ſich, in der Regel ſchon

von der Ankunft des Gastes benachrichtigt, und geht selbst, je nach dem höheren oder niedrigeren Range desselben, ihm eine längere oder kürzere Strecke entgegen. Im Range gleich, bleibt er an seinem Platze stehen, erhebt sich aber gar nicht, wenn er selbst einen höheren besitzt. Die gewöhnliche Begrüßung ist, daß man die Rechte von der Stirn nach der Brust oder einem anderen oberen oder unteren Theile des Körpers führt und sie geht um so weiter herab, je bedeutender die öffentliche Stellung des Besuchenden ist. Darnach richtet sich auch die öftere Wiederholung. Dieser Gruß gilt mehr als ein Zeichen der Ehrfurcht, denn der Höhere erwiedert ihn gegen den gemeinen Mann und gegen den Bittenden gar nicht. Die Ehrfurcht, oder vielmehr der Abstand, wird noch mehr an den Tag gelegt, wenn der Niedrige den Saum vom Kleide des Höheren oder gar die Füße küßt, und als das höchste Zeichen gilt das Niederwerfen und Küssen des Staubes auf dem Boden. Kommen zwei hohe Würdenträger zusammen, so beeifert sich ein Jeder, durch Unterwürfigkeit die höchste Demuth gegen den Anderen an den Tag zu legen, während er im Herzen vielleicht darauf sinnt, wie er dem Anderen schaden und ihn wo möglich stürzen könne. Während der Unterredung wird ein gleiches Ceremoniell fortgeführt, und die Sprache ist voll süßer Dinge, womit Einer den Anderen überschüttet. Für jede Artigkeit muß sich aber der Andere mit der Rechten von der Stirne nach der Brust gehend bedanken, und ebenfalls wiederum nach der Größe der gesagten Artigkeit richtet sich auch der Bogen, den die Rechte macht. Fast ebenso begrüßen sich Frauen, und da sich in dem Harem nur Verwandte besuchen können, so findet keine weitere Rangstreitigkeit statt. Die Kommende geht der aufgestandenen Wirthin entgegen und macht mit der Rechten eine Bewegung von der Stirn bis zur Brust oder nur bis zum Munde, worauf derselbe Gruß von jener erwiedert wird.

Ohne daß Jemand die Kopfbedeckung ablegt, nimmt

man auf gegenseitiges Bitten Platz, der Hausherr wiederum in der rechten Ecke, der Gast in der linken, dem Ehrenplatze. Die vornehmsten Begleiter, wenn sie nicht Sklaven sind, nehmen einem strengen Range nach auf der linken Seite ebenfalls Platz oder bleiben vor der Thüre inner- oder außerhalb stehen.

Nach den ersten Artigkeiten schlägt der Herr des Hauses in seine Hände, und soviel Diener treten ein, als Gäste sitzen, um einem Jeden die lange Pfeife zu reichen. Ehrfurchtvoll verneigt sich der Diener ein wenig, stellt den rechten Fuß auf die Spitze hinter den linken und legt die linke Hand auf seine Herzgrube (Dscharras-Diwan). Dies thut er, so oft er etwas überreicht. Ist der Gast vornehm, so genügt nicht der einfache Tabak, sondern auf ihm liegt in der Pfeife noch geraspeltes Aloe- oder Rosenholz oder irgend eine mit Moschus und Rosenöl angefertigte Mischung. Hat die Unterhaltung eine Zeit lang gedauert, so klatscht der Hausherr von Neuem und Diener, in der Zahl verdoppelt, treten ein. Die einen nehmen die Pfeifen in Empfang und die anderen reichen Kaffee dar. Nachdem dieser getrunken ist, werden wiederum die Tassen abgenommen, und es erscheinen mit neugestopften Pfeifen die anderen Diener, damit die geehrten Gäste nur die Sahne (Kaimak), denn so nennt, wie schon gesagt, der Türke den oberen Theil des Tabaks, trinken. Nach kürzerer oder längerer Unterbrechung klatscht es von Neuem, und es wird Scherbet aufgetragen. Dann kommen Thee oder sogleich allerhand Süßigkeiten und eingemachte Früchte, denen zuletzt Obst folgt. Dazwischen darf die Pfeife nicht fehlen. Es ist jedoch noch zu bemerken, daß die Diener, wenn sie eine Flüssigkeit darbieten, ein an den Enden gesticktes Tuch (Maghramah), unseren Handtüchern ähnlich, über der linken Schulter hängen haben. Der Gast ergreift das eine Ende und hält es sich während des Trinkens unter das Kinn, nachher jedoch wischt er sich damit den Mund ab.

Sobald der Fremde ſich entfernen will, erhebt er ſich, und mit ihm thuen es die Uebrigen. Es beginnen dieſelben Höflichkeitsbezeugungen wie bei dem Kommen und dauern nicht ſelten bis zur Treppe. Bleibt der Gaſt über Nacht, dann räumt der Hausherr ihm ſein Zimmer ein und er ſelbſt begibt ſich in ein anderes oder in ſeinen Harem. Die Erhöhungen dienen als Bett, und aus dem ſchrankähnlichen Verſchlage (Dolab) werden die Matratzen und Decken hervorgeholt, um aufgeſchlagen zu werden.

Die reicheren Türken beſitzen in dem Selamluk auch ein ſalonartiges Zimmer, was nach der Außenſeite oft ganz offen iſt oder mit allerhand durchbrochenem Schnitzwerk und ſelbſt mit Glasfenſtern geſchloſſen erſcheint. Es befindet ſich in der Regel nur auf der Nordſeite, denn es dient im heißen Sommer zum Lieblingsaufenthalte des Herrn. Die Wände und der Fußboden ſind mit Eſtrich ausgelegt oder ſogar aus Marmor verfertigt, und um die Kühlung noch mehr zu erhöhen, iſt häufig ein halbrundes marmornes Baſſin angebracht, in das eine Röhre Waſſer führt. Man nennt dieſen Salon Edeb-Chaneh, d. h. Anſtands-Lokal.

Ich habe ſchon mehrmals zu ſagen Gelegenheit gehabt, daß der Orientale die freie Luft über Alles liebt, und außer dem genannten Salon iſt an ſeinem Wohn- oder auch am Vorzimmer ein luftiger Vorſprung angebracht, der von Glasfenſtern, die aber in der Regel offen ſtehen, oder von durchbrochenem Schnitzwerk umgeben iſt. Ich habe ſchon früher ſeiner unter dem Namen des Königsſitzes (Schahniſchin) gedacht. Aber auch auf dem Hauſe, das übrigens in Konſtantinopel durchaus nicht flache, terraſſenförmige Dächer beſitzt, ſind nicht ſelten noch luftige Räume vorhanden, und ſie würden ſich noch häufiger vorfinden, wenn es die Umſtände erlaubten. Die Familie ſowie das Haus, in welchem ſie wohnt, iſt dem Türken heilig, und die erſtere darf innerhalb deſſelben nicht von einem Punkte

außerhalb beobachtet werden können. Deßhalb ſind auch die Häuſer oft noch von einem Hofraume und dieſer von einer hohen Mauer umgeben. Kein Haus ſoll über ein Stockwerk beſitzen und überhaupt nicht über 30 Fuß hoch ſein, damit Niemand aus dem einem Hauſe in das andere ſehen kann. Deßhalb vorzüglich hat das ruſſiſche Geſandtſchafts-lokal ſo großes Aufſehen gemacht, da es alle Häuſer überragt und von ihm aus die umwohnenden Familien leicht geſehen werden können. Man klagte von mehrern Seiten über die Anmaßung des ruſſiſchen Geſandten, ohne aber dem alten Geſetze Eingang zu verſchaffen, zumal man ruſſiſcher Seits mit den Beſitzern der nächſten Häuſer ſich vor dem Baue in Verhandlungen hatte einlaſſen wollen.

Iſt der luftige Raum auf der Höhe des Hauſes nur einfach aus vier Balken und nach außen ſchließenden Bretern zuſammengeſetzt, ſo hat er den ſchon bei den öſtreichiſchen Gränzwächtern angeführten Namen Tſchardak, iſt er hingegen dauerhafter erbaut und wohnlicher eingerichtet, ſo nennt man ihn Dſchihan-Numa, d. i. Weltſchau. Letzteren findet man mehr auf freigelegenen Häuſern, beſonders auf denen des Landes, am Bosporus u. ſ. w. Der erſtere dient auch häufig den Frauen zum Trocknen ihrer Wäſche.

Durch eine beſondere Thüre führt der Weg von einem der Gemächer des Selamluk zu den Gemächern des weiblichen Geſchlechts, zu dem Harem oder dem Orte der Glückſeligkeit (Dari Seadet), den aber nur der Herr des Hauſes betreten darf. Eine zweite Thüre führt aus dem Parterre zu der Treppe (Nerdüban, Nerdiwen), deren ſich die Frauen und Sklavinnen beim Ausgehen bedienen. Beide Thüren zum Harem führen auch den Namen Haremsthüren (Harem-Kapuſſi) und ſind ſtets verſchloſſen. Kein anderer Mann als der Beſitzer des Hauſes darf über deren Schwelle treten, und das Leben des Frevlers liegt in den Händen des Erſteren. Das Geſetz heiligt hier die ſchrecklichſte That des Mordes.

Das Wort Harem bedeutet urſprünglich heilig oder vielmehr, daß eine Sache, die damit belegt wird, nicht von den Augen eines Profanen, eines nicht Eingeweihten erſchaut werden darf. Deßhalb heißt der Vorhof zu jeder Moſchee Harem, als nur den Gläubigen zugänglich, die Frauen und ihre Gemächer ſind Harem, d. h. ſie werden von jedem Anderen als dem Beſitzer geſehen entheiliget. Auch das Geſicht des Todten iſt für die Klageweiber Harem und muß ihnen verhüllt werden. Je nach der Anzahl der Frauen richtet ſich auch die der Gemächer. Jede rechtmäßige, d. h. durch Vertrag überkommene Frau hat das Recht, auf ein Zimmer für ſich Anſpruch zu machen, aber auch jede Geliebte des Herrn beſitzt ihre eigene Wohnung. Ebenſo wie jene hat ſie Sklavinnen und ſelbſt Eunuchen zur Bedienung, und auch dieſe haben ihr beſonderes Zimmer (Halaik-Odaßi).

Die Einrichtung der Zimmer unterſcheidet ſich nicht von denen im Selamluk. Während der Herr des Hauſes den Tag vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit in dem letzteren zubringt, gehört er für die Nacht dem Harem an. Beſondere Bettgeſtelle exiſtiren eigentlich nicht, ſondern das Lager zum Schlafen wird auf den Erhöhungen angebracht. Ein ſchrankartiger Verſchlag (Dolab) innerhalb der Wand nimmt Matratzen und Decken für den Tag auf, und jeden Abend breitet eine Sklavin von Neuem das Bett aus. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich auch mit den Schlafſtätten des männlichen, dienenden Perſonales im Selamluk. Die pompöſen Himmelbetten, aus einem vergoldeten und mit allerhand Schnitzwerk überladenen Geſtelle und den nöthigen, in der Regel ſeidenen Gardinen beſtehend, ſind aus der Zeit Ludwig's XIV. zugleich mit den plumpen Wagen in der Türkei eingeführt worden und ſtehen gewöhnlich unter dem Namen Krewet (Kirewet) oder Kariola in beſonderen Schlafgemächern. Das Bett (Döſchek) ſelbſt beſteht zuerſt aus einer mit Schafwolle gefütterten Matratze (Jatak, Makad), in der die Wolle meiſt zu ſechs Stichen zu zwei

und zwei nur lose in der Lage erhalten wird; hierauf kommt eine gleiche, aber mit Baumwolle gefütterte Matratze (Schilteh), und auf ihr wird ein Betttuch (Tscherschaff), in der Regel aus Baumwolle, ausgebreitet. Auch die leichte Decke (Jorghan), unseren Steppdecken ähnlich und wie diese mit Baumwolle gefüttert, wird nach Innen ebenfalls mit einem weißen Tuche, was denselben Namen führt, umnähet. Am oberen Theile des Bettes befinden sich zwei Kopfkissen (Jasdük), das untere mit Wolle und das obere mit Baumwolle gefüttert. Da zahlreiche Mücken während der heißen Sommermonate am Tage und noch mehr in der Nacht beläſtigen, ſo ſtellen die Vornehmeren auch um ihre Schlafſtätten ein viereckiges Geſtell, mit feinem gazeartigen Zeuge überzogen. Man nennt dieſes Dſchebinlik.

Kaufleute, Verwandte und wer ſonſt mit dem weiblichen Theile der Familie zu verkehren wünſcht, kommen zur unteren Haremsthüre und ſchlagen den Klopfer an. Alsbald erſcheint eine Sklavin und fragt von Innen nach dem Begehren. Nur mit Erlaubniß des Hausherrn kann eine längere Unterhaltung zwiſchen der geſchloſſenen Thüre ſtattfinden. Hat man etwas abzugeben, ſo legt man es in einen neben der Thüre befindlichen Schrank (Harem-Dolabi, d. h. Haremsſchrank), und ähnlich dem in vielen Klöſtern eingerichteten, dreht dieſer ſich nach Innen, ohne daß es dem Außenſtehenden möglich wäre, einen Blick nach dem Inneren zu thun. In den Schrank werden auch die Speiſen für die Frauen geſetzt.

Das Parterre (Magaſalar) zieht ſich beſonders unter dem Harem hin und enthält die Gewölbe und Kammern zur Aufbewahrung von allerhand Geräthſchaften, ſowie die Küche (Odſchak) und die Speiſekammer (Kjelar, unſerem Keller entſprechend).

Ebenfalls im Erdgeſchoſſe, aber von dem Uebrigen getrennt, befindet ſich der Pferdeſtall (Achür) und die

dazu gehörigen Räume für das Futter. Auch das Zelt (Tſchadür), welches, wenn der Herr auf Reiſen geht oder oft nur eine Landpartie macht, mitgenommen wird, hat hier ſeinen Ort zur Aufbewahrung. Viele Häuſer beſitzen endlich noch eine Art feuerfeſter Gewölbe (Makßen, Machßen), und in ihnen werden bei Feuersgefahren, die in Konſtantinopel häufiger als anderswo ſich ereignen, alle Effekten untergebracht.

In dem Parterre, häufig auch in dem Harem befindet ſich das Bad (Hammam), ohne welches im ganzen Oriente keine nur einigermaßen wohlhabende Familie exiſtiren kann. Wenn ſich ſchon in den Frauengemächern ein feenhafter Luxus entfaltet, ſo übertrifft das Bad hinſichtlich ſeiner Ausſchmückung doch alles Andere. Schon die bloßen Wände zeigen eine Pracht, wie man ſie ſonſt nirgends ſieht, und mit großen Koſten bezieht man oft aus weiter Ferne blendendweißen Marmor, um jene und den Boden damit zu umgeben. Prächtige Springbrunnen rufen in dem Auskleidezimmer die ſeltenſten Waſſerkünſte hervor, weiche Diwans ziehen ſich an den Seiten dahin und die koſtbarſten Adſchem (perſiſche Teppiche) bedecken den Boden. Wohlgerüche duften an allen Stellen und das Waſſer ſelbſt in dem eigentlichen Badezimmer wird mit den theuerſten Eſſenzen und Oelen vermiſcht, um die Luft mit ihren Wohlgerüchen zu erfüllen. Wohin man auch blickt, ſo ſieht man nur, daß alles darauf hinzielt, die Sinne des Menſchen zu kitzeln, denn nach dem Badegenuſſe ſtehen auch die ſeltenſten Früchte, die theuerſten Süßigkeiten und der wohlriechendſte Tabak bereit, um noch ferner die Luſt des Badenden zu vermehren. Man braucht ſich deßhalb nicht zu wundern, daß dem Orientalen nichts über ſein Bad geht, und daß er oft den ganzen Nachmittag bis ſpät am Abend in ihm zubringt. Freilich der wohlthätigen Folgen, die dem Occidentalen von dem Gebrauche der Bäder werden, kann ſich der Orientale nicht erfreuen, und im Gegen-

theile tragen dieſe unendlich dazu bei, die Erſchlaffung und die Verweichlichung der Vornehmen zu vermehren.

Da das Geſetz des Koran nächſt den Waſchungen auch Bäder vorſchreibt, ſo mußte ſchon die Regierung darauf bedacht ſein, für die weniger Begüterten dergleichen Anſtalten zu erbauen. Auch fromme Menſchen glaubten, durch Errichtung von öffentlichen Bädern bei Gott ein wohlgefälliges Werk zu thun und dereinſt dafür belohnt zu werden; deßhalb findet man in größeren und ſelbſt kleineren Städten des Orientes öffentliche Bäder, die gegen eine unbedeutende Vergütung, oft auch ganz umſonſt zur Benutzung freiſtehen. Daß in dieſen nicht dieſelbe üppige Verſchwendung herrſchen kann, ſieht man wohl ein, aber ſtets ſind, in den Hauptſtädten des Reiches wenigſtens, auch koſtbarere Badezimmer zu vermiethen, in denen nach der Summe des angewendeten Geldes ſich der entfaltete Luxus richtet.

Die öffentlichen Bäder ſind geräumiger und reicher an einzelnen Zimmern, während die der Privaten meiſt nur aus einem Auskleide- und dem eigentlichen Badezimmer beſtehen. Kalte Bäder und Schwimmanſtalten, wie man ſie bei den verweichlichten Römern der ſpäteren Zeit immer noch als Frigidaria und Natatoria fand, ſucht man im Oriente vergebens. Sind nur drei Zimmer vorhanden, ſo entſprechen ſie ähnlichen dreien der alten Römer: dem Apodyterium, was wohl auch Frigidarium genannt wurde, dem Tepidarium und dem Caldarium. Im Oriente heißen ſie Dſchamakjan, Soukluk und Sidlakik.

Wenn die öffentlichen Bäder nur einfach vorhanden ſind, ſo wechſeln die beiden Geſchlechter nach den Tagen, oder die Frauen beſuchen ſie den Vormittag und die Männer den Nachmittag. Sind ſie doppelt, dann findet ſich der Eingang für die Frauen gerade auf der entgegengeſetzten Seite von dem, durch den die Männer eintreten.

Die angenehmſte Zeit iſt dem Orientalen zum Baden

die gleich nach Sonnenuntergange. Unmittelbar von der Straße oder aus einem kleinen Vorhause tritt man, einen langen Vorhang zurückschlagend, in das Vorzimmer, in dem man sich entkleidet. Dieses erscheint in der Regel am Geräumigsten und Höchsten und ist gleich den anderen in Form einer Kuppel erbaut, in deren oberem und gewölbtem Theile große Fenster vorhanden sind, durch die das Licht einfällt. In den besseren Anstalten dieser Art zieht sich ringsum eine Säulenhalle, die zugleich der Kuppel als Stützpunkt dient. Zwischen ihr und den Wänden hat man diwanartige Erhöhungen angebracht, auf denen kleine Matratzen ausgebreitet sind. Bisweilen tragen die Säulen nicht die Kuppel, sondern gegen 8—10 Fuß hoch ist auf ihnen eine Gallerie angebracht, auf der, wenn die Badeanstalt groß ist, ebenfalls Sitze zum Entkleiden dargeboten werden.

Jeder, der sich baden will, begibt sich auf einen solchen Sitz, dessen Matratze mit einem frischen und trocknen Leinwandtuche bedeckt ist, und augenblicklich kommt ein Diener, Hammamdschi, um beim Entkleiden zu unterstützen. Darauf erhält man zwei lange Stücke Baumwollenzeugs zum Umschlagen um die Hüften, und ein Paar auf 3—4 Zoll hohen Stelzen ruhende hölzerne Pantoffeln, zum Schutz gegen den glühend heißen Fußboden.

Mitten in dem Vorzimmer befindet sich meist ein Brunnen oder ein mit kaltem Wasser gefülltes Bassin, und mit seinem Inhalte kühlt man sich in der Regel erst ab, bevor man weiter geht. Nur bisweilen wäscht man sich hier Mund und Nasenlöcher, da dieses in der Regel in dem nächsten Zimmer geschieht.

Dieses ist wärmer als das vorhergehende und besitzt, wenn außer dem eigentlichen Badezimmer kein anderes mehr vorhanden, genau eine Wärme, welche die Mitte zwischen der der anstoßenden Zimmer besitzt. Häufiger ziehen

ſich aber mehre ſolche Uebergangszimmer, von denen immer eins wärmer als das vorhergehende iſt, bis zu dem eigentlichen Bade. Die Reichern laſſen ſchon hier wohlriechende Eſſenzen auf den Boden ausgießen. Der Körper fängt, zumal man ſich hie und da längere oder kürzere Zeit aufhält, allmälig zu dunſten an.

Das eigentliche Badezimmer iſt je nach ſeiner Beſtimmung größer oder kleiner und hat nur, wenn es für die weniger Bemittelten beſtimmt iſt, einen bedeutenden Umfang, weil ſich dann mehre zu gleicher Zeit des Badegenuſſes erfreuen. Trotz der großen in der Kuppel befindlichen Fenſter herrſcht hier am Tage eine beſtändige Dämmerung, die ſelbſt des Abends bei noch ſo vieler Beleuchtung nicht verſchwindet, da ein dichter Dampf das Zimmer ausfüllt und trotz der Abzugslöcher ſich beſtändig ſo erneuert, daß ſich dieſelbe Beſchaffenheit durch fortwährendes Aufgießen von Waſſer bis zur ſpäten Nacht erhalten kann.

Der Boden des Badezimmers iſt meiſt mit prächtigen Marmorplatten belegt und hat nach der Mitte zu eine ſchief abfallende Neigung, damit das zu viel ausgegoſſene Waſſer in einer daſelbſt befindlichen Rinne abfließen kann. Da ſich die Heizung unmittelbar unter dem Boden befindet, ſo wird dieſer allmälig ſo heiß, daß man ihn nicht mit bloßen Füßen betreten kann. An den Seiten befinden ſich zwei oder vier Brunnen mit wärmerem und kühlerem Waſſer, und nach Belieben kann ſich der Badende mit dem einen oder dem anderen übergießen, um die Transpiration des Körpers zu vermehren. Die Reicheren laſſen wohl auch den Boden mit wohlriechenden Eſſenzen beſpritzen und in Privatbädern geſchieht dieſes faſt immer.

Bei ſolchen Umſtänden öffnen ſich nach wenig Minuten ſelbſt die verſtopfteſten Poren und große Schweißtropfen erſcheinen überall, beſonders am Kopfe, auf dem Rücken und an der Bruſt, um bald regenartig herabzuträufeln. Mir

war es nie möglich, eine lange Zeit dieſer hohen Temperatur ausgeſetzt zu bleiben und wie der Orientale im Stande iſt, eine volle Stunde lang den Schweiß in dichten Strömen am Körper herunterlaufen zu laſſen, iſt mir unbegreiflich. Aber außerdem wird die Oberfläche des Körpers noch mechaniſch in Anſpruch genommen, denn ebenfalls meiſtens in der Mitte des Badezimmers befindet ſich eine pritſchenartige Erhöhung, auf der ſich der Badende der Länge nach ausſtreckt, um ſich der Bade-Gymnaſtik auszuſetzen. Hier verhält ſich der Badende nur paſſiv und überläßt ſich freiwillig dem Gutdünken des Badedieners, der auf eine ſcheinbar barbariſche Weiſe mit ihm verfährt.

Zuerſt legt ſich der Badende mit dem Geſichte nach oben und der Badediener ergreift die rauhen Badehandſchuhe, um damit die eine Seite des Körpers zu frottiren. Hierauf kehrt ſich der Badende um, ſo daß die Rückenſeite nach oben kommt. Der Diener frottirt auch hier und ſpringt dann plötzlich, wenn er damit zu Ende iſt, mit beiden Füßen auf die Achſeln, um nun das Auf- und Abrollen, das Kneten und Gelenkknicken zu beginnen. Während der eine Fuß feſtſteht, gleitet der andere mit dem Ballen an der einen Achſel herab und dieſelbe Procedur wiederholt ſich auf der anderen Seite. Auf gleiche Weiſe wird mit Armen und Beinen verfahren, ohne daß der Diener dem Badenden den geringſten Schmerz verurſacht. Nun legt ſich der letztere wiederum mit dem Geſichte nach oben und das Kneten der Glieder beginnt auf eine Weiſe, daß ein Jeder, der mit dem ganzen Vorgange nicht vertraut iſt, glauben muß, ſie ſollten zerbrochen werden, ohne daß jedoch der Badende ſich (wenigſtens nach wiederholter Unterwerfung) unangenehm berührt fühlte. Es folgt hierauf das Ausrenken der Gelenke und zuletzt wird auch der Kopf in Arbeit genommen. Hierzu bringt der Hammamdſchi einen großen Napf mit Seifenſchaum und, indem der Badende ſich in eine ſitzende Stellung verſetzt, faßt der erſtere mit beiden Händen ſo

viel Schaum als möglich, um ihn auf keineswegs zarte Weise dem Kopfe einzureiben: ein Akt, der mir stets am Unangenehmsten war.

Die Hauptarbeit hat nun der Diener vollendet und er erfaßt einen Eimer mit lauem Wasser gefüllt nach dem anderen, um ihn über den Badenden auszuschütten. Hierauf wird das Haar (bei denen, die es sich nicht rasiren lassen) mit einer aus einem fetten Thone und gepulverten Rosen-, Veilchen- und Maiblumen-Blättern verfertigten Pomade, die den Namen Kil führt, von Neuem eingerieben. Nun erst kommt die Reihe an die Salbung des ganzen Körpers, und wie alle verweichlichten Völker Wohlgerüche über Alles lieben, so gibt auch der Moslim nicht weniger als der Christ große Summen dafür aus. Ist der Badende sehr vornehm, so läßt er, wie die alten Römer es thaten, sich Oele und sonstige Wohlgerüche von einem Bedienten in das Bad bringen und Rosenöl, daraus gebildete Salben und das Kaiser-Parfüm (Schah-Attar) sind die theuersten Stoffe. Für den Bart der Männer ist eine besondere Pomade aus Antimon, Wachs und einem wohlriechenden Oele angefertigt, vorhanden, während die Frauen ihr schönes, in Flechten oder Locken fallendes Haar mit einer Pomade ohne Antimon versehen. Auch die Augenbrauen werden durch ein schwarzfärbendes Mittel, was aus Antimon, Galläpfeln, Gummi und Wachs besteht und mit wohlriechenden Stoffen, besonders Moschus, versetzt ist, zu zwei aneinander gränzenden Bogen, die als besondere Schönheit betrachtet werden, vereinigt und selbst die Wimpern müssen sich verschönern lassen. Auch Schminke und zwar weiße, in Kugeln oder Pastillen, und rothe, zu der man baumwollenes Zeug in Zinnober taucht, gehört zu den nothwendigen Dingen einer noch so schönen türkischen Dame.

Wenn mehre dazwischen liegende Zimmer vorhanden sind, so geschieht die Salbung des Körpers wohl auch, wie bei den alten Römern, in einem solchen. In einzelnen

Bädern ſind auch anſtatt der Brunnen flache Baſſins vorhanden und in dieſem Falle ſetzen ſich die Badenden oft in das ziemlich heiße Waſſer. Bisweilen findet man auch kalte Brunnen in dem Badezimmer und der Badende läßt ſich erſt, bevor er weggeht, mit einem Eimer kalten Waſſers übergießen.

Nach einer Stunde und mehr tritt der Badende in der Regel ſeinen Rückweg durch die allmälig kühler werdenden Zimmer an, aber in jedem hält er ſich eine längere und kürzere Zeit auf. So oft er das eine verläßt, erhält er neue Tücher, in die er ſich hüllt und bleibt in dem nächſten meiſt ſo lange, bis der auf Augenblicke durch die kühlere Temperatur zurückgetretene Schweiß von Neuem erſcheint.

In dem Ankleide- oder Vorzimmer erhält er zum letzten Male trockene Tücher, in die er ſich ebenfalls hüllt, um ſich auf ſeiner Matratze niederzulaſſen. Aber noch kleidet er ſich nicht an, da trotz der kühlen Temperatur immer noch Schweiß hervortritt. Vor Allem läßt er ſich die Pfeife geben und trinkt dazwiſchen eine Taſſe ſchwarzen Kaffee's nach der andern. Mehre Stunden bleibt er oft ſo ſitzen und hält ſeinen Kehf, oder genießt der Reihe nach Scherbet, allerhand Süßigkeiten und Obſt, bevor er endlich das Bad ganz und gar verläßt.

Da trotz der vielen Frauen, die oft in einem Hauſe ſich vorfinden, keine einzige Hausfrau vorhanden iſt, ſo liegt dem Herrn auch die Sorge für das Hausweſen ob, und er ſieht ſich unter den Sklaven nach dem um, der am Beſten die Aufſicht übernehmen könnte. Dieſer ſtellt nun nach unſeren deutſchen Begriffen im Mittelſtande die Hausfrau dar und vertheilt die laufenden Geſchäfte unter dem übrigen Sklavenperſonale. Doch bevor ich darüber weiter berichte, wird es gut ſein, noch wenige Worte über die eigentliche Stellung und über das Verhältniß der Sklaven zu ihrem Herrn zu ſagen. Daß der Sklav (Kjüleh, Kuleh, auch Eſir, wenn er im Kriege erbeutet wurde) in der Türkei es durchaus nicht ſo ſchlimm hat, als man gewöhnlich anzu-

nehmen geneigt ist, habe ich schon gesagt, und in der Regel ist sein Loos viel besser, als das eines russischen Leibeigenen. Während dieser selbst im glücklichsten Falle eine unterwürfige Stellung einnimmt und in der Regel nie, weder für sich, noch für seine Kinder, die tröstende Hoffnung in seiner Brust hegen kann, dereinst einmal seine Freiheit zu erlangen, hat die mächtige Sitte in der Türkei den Gebrauch eingeführt, dem Sklaven, sobald er sechs bis neun Jahre treu seinem Herrn gedient hat, die Freiheit zu schenken. Wenn auch der russische Leibeigene seinen Herrn mit dem Worte Väterchen (Papinka) begrüßt, so ist dies eine mehr angewöhnte Redensart, die ebensoviel zu bedeuten hat, als wenn der Herr seinen Bedienten im Zorne Bruder (Brat) nennt und selbst mit dem Gebrauche des Wortes nicht bei Drohungen stehen bleibt. Der türkische Sklave gehört zur Familie und versteht er die Liebe seines Herrn sich zu erhalten, so wird er zu allen Familienangelegenheiten gezogen und ißt nicht selten mit seinem Herrn. Die Fälle sind, besonders in der Provinz, gar nicht selten, wo ein tüchtiger, geweckter Sklav mit der Freiheit zu gleicher Zeit die Tochter seines Herrn zur Frau bekommt und an den Geschäften desselben als Schwiegersohn Theil nimmt. Umgekehrt erhält oft die schöne Tochter eines Sklaven vom Herrn eine sorgfältigere Erziehung, und bewahrt sie sich dabei ein reines, gutes Gemüth, so wird sie, herangebildet, dem eigenen Sohne zur rechtmäßigen Frau gegeben. Der Vater weiß, daß sein Sohn bei den geringen Ansprüchen einer niedrig geborenen Frau glücklicher wird, und daß diese von Dank durchdrungen stets bemüht ist, der Freiheit und der besonderen Ehre, als wirkliches Glied in der Familie aufgenommen zu sein, sich möglichst würdig zu machen. Ein Beispiel, wo in Rußland die Tochter eines Edelmanns einen freigegebenen Leibeignen heirathet, würde als unerhört verschrieen werden. Ich kenne selbst in Rußland Deutsche, die in der Bildung hoch stehen wollten, denen aber schon

die Gleichstellung des Bauern mit jedem anderen Unterthan als Unding, ja sogar als unmöglich erschien und die einen solchen Zustand sich auf keine Weise denken konnten. Der vornehme und freie Türke ist gar nicht der Meinung, daß er aus einem besseren Teige geformt wäre, als der Bauer oder der Sklav, wie in der Regel der vornehme Russe und selbst hie und da ein deutsches Jünkerchen, sondern er glaubt sich nur stärker und dadurch mächtiger. Er meint, daß Gott vor dem Beginne seiner Religion zum letzten Male einen Propheten zur Besserung der Menschen auf die Erde gesendet habe, und wer nun fortwährend auf seinen irrigen Ansichten verharre und den Segnungen einer reinen Gotteslehre nicht theilhaftig werden wolle, hätte sich es selbst zuzuschreiben, wenn er von Gott den Rechtgläubigen zu dienen bestimmt würde. Christen sind ihm, wie die Anhänger des Buddha, Götzendiener, und es ist dem Moslim gar nicht zu verargen, da er täglich sieht, wie Christen der morgen- und abendländischen Kirche anderen Menschen, wenn sie auch noch so tadelhaft auf der Erde gelebt haben, göttliche Ehre erweisen. Daß Jemand als Sklave geboren, ist zwar nicht sein Verschulden, aber das unabänderliche Schicksal hat es gewollt und gegen das Schicksal kann der schwache Mensch nicht grollen. Des Schicksals Wille (Kißmet) erhebt den Türken über manche Unannehmlichkeit im menschlichen Leben, und der Glaube an ein bestimmtes Geschick hat ihm in allen Unglücksfällen jene Ruhe verliehen, durch die er sich in der Geschichte stets ausgezeichnet hat. Die größten Körperschmerzen, das gräulichste Unrecht und die bitterste Kränkung erträgt er mit stoischem Gleichmuthe, und ohne Murren ergriff er früher die seidene Schnur, die der Großherr ihm gesendet, um mit dem Ausrufe: „Kißmet“ sich selbst damit den Tod zu geben.

Der Herr hat das Recht über Tod und Leben des Sklaven, aber wiederum läßt ihn die Sitte (Adet), dieses wichtige ohne Buchstaben vom Vater zum Sohne

ſich vererbende Geſetz, mehr als alle menſchliche Satzungen von ſeinem Rechte nur ſelten Gebrauch machen. Streng verbietet aber das heilige Geſetzbuch, einen Sklaven zu verſtümmeln, und vor Allem dürfen die edelſten Sinne, die Augen, und die Hände auf keine Weiſe durch Schlagen unfähig gemacht werden. Geſchieht dies, ſo hat der Sklave das Recht zur Klage, und ſein grauſamer Herr muß den Unglücklichen ſein ganzes Leben hindurch erhalten, ohne noch einen Gegendienſt verlangen zu dürfen. Nicht ſelten kommt es vor, daß Sklaven, beſonders weiblichen Geſchlechts, ſich bei einem Herrn nicht gefallen und ſelbſt alle Liebkoſungen deſſelben von der Seite weiſen. Menſchlicher, als man einem Türken zutrauen ſollte und darin oft den civiliſirten Europäer beſchämend, handelt er gegen ein ſolches ihm widerſtehendes Mädchen, und vielleicht ohne nur ein Mal Strenge in Anwendung gebracht zu haben, übergibt er es von Neuem dem Sklavenhändler, von dem er es wenige Wochen vorher in Kauf genommen, um es an einen glücklicheren Mann verkaufen zu laſſen.

Der Sklave iſt nach türkiſchen Rechts-Prinzipien keine Sache, ſondern er erfreut ſich ſtets gewiſſer Rechte, auch im öffentlichen Leben. In nöthigen Fällen kann er Zeugniß, und ſelbſt gegen ſeinen Herrn abgeben, und ſeiner Ausſage wird im Gerichte oft gleicher Glauben, wie einem Freien, beigemeſſen. Er darf mit ſeinem Herrn einen Kontrakt abſchließen, und der Herr kann dann vom Gerichte gezwungen werden, ihn einzuhalten und zu erfüllen. Es ſteht dem Herrn frei, jeder Sklavin ſeine Zuneigung zu ſchenken, aber, wie ſchon geſagt, keine braucht ſie anzunehmen. Erfreut ſie ſich aber ſeiner Gunſt und tritt ſie als Geliebte (Kadün) ein, ſo iſt ſie an und für ſich frei und aus der Klaſſe der Dienenden geſchieden. Vermag ſie ihn nach einer oder einigen Umarmungen nicht weiter zu feſſeln, ſo bleibt ſie zwar Dienerin, mit der Geburt eines Kindes erhält ſie aber ihre Freiheit und wird Kjül-Chalik genannt.

Wenn das Geſetz den Sklaven zum Eigenthume des Herrn macht, ſo geſtattet es doch dem Erſtern, ſich ebenfalls Eigenthum zu verſchaffen, und dieſes fällt nur dann dem Herrn als Erbtheil zu, wenn der Sklave kinderlos ſtirbt. Es ſind die Fälle nicht ſelten, wo Sklaven ſich verbindlich machen, dem Herrn eine beſtimmte Geldſumme zu verſchaffen, und dagegen ihre Freiheit erhalten. Oder ſie unterziehen ſich einem wichtigen und ſchwierigen Geſchäfte, nach deſſen glücklicher Beendigung ſie ebenfalls die Freiheit erlangen. Der vorher abgeſchloſſene Kontrakt hat volle Rechtskraft. Wie in Petersburg, Moskau und ſonſt in Rußland Leibeigene ſich mit Erlaubniß des Herrn dem Handel widmen und oft bei humaner Behandlung des Väterchens ſich großes Vermögen erwerben, ohne ſich aber die Freiheit erkaufen zu können, ſo gibt es auch in der Türkei, wenn auch ſeltener, handeltreibende Sklaven (Meſun), die ebenfalls bei Geſchick und Fleiß zu Vermögen kommen, ſich aber freudig der Hoffnung hingeben dürfen, damit ihre volle Selbſtſtändigkeit zu erhalten. Oft zahlt ein ſolcher Sklave ſeinem Herrn nur den Preis, den er ihm gekoſtet, zurück.

Noch häufiger werden Sklaven nach einem freudigen Ereigniſſe und vor Allem nach der Geburt eines, vorzüglich des erſten Knaben freigegeben, bleiben aber nicht ſelten in der Familie, treu bis zum Tode ihr anhängend. Es bildet ſich dann derſelbe patriarchaliſche Zuſtand aus, den wir aus den heiligen Schriften kennen. Das Geſinde erfreut ſich einer gemüthlichen Theilnahme von Seiten der Herrſchaft, wie wir es faſt nur noch in Holland vorfinden.

Der Moslim macht, trotz ſeines Glaubens an das unerbittliche Fatum, doch häufig Gelübde (Adak), und auch hier werden dieſe faſt immer zu Gunſten des Sklaven abgeſchloſſen. Iſt der Herr ſelbſt oder eine ſeiner auserwählten Geliebten von einer ſchweren Krankheit betroffen, ſo verſpricht der fromme Moslim nicht ſelten ſeinem Gotte, ein gutes Werk, das bisweilen in der Freilaſſung eines oder

mehrer Sklaven beſteht, zu begehen, ſobald die Geneſung eintritt. Oder er erwartet die Geburt eines Kindes und wünſcht ſich einen Sohn, mit deſſen Erſcheinen er treu das früher gemachte Gelübde hält. Der Kaufmann ſendet bisweilen eine große Karawane nach entfernteren Gegenden ab und die glückliche Heimkehr verſpricht ihm reichlichen Gewinn. Da begibt er ſich in ſein Gotteshaus und gelobt an heiliger Stätte die Freilaſſung eines oder mehrer Sklaven, wenn ſeine Bitte in Erfüllung geht. Bisweilen zieht ein Sklave ſelbſt mit hin nach dem fremden Lande, und bringt er die Karawane glücklich wiederum daheim, ſo erhält er die verſprochene Freiheit. Man nennt einen ſolchen Sklaven Mutebber, und nicht ſelten wird er ſchon als Gaſt (Muſafir) betrachtet. Die Fälle, wo ein ſolcher Sklave das erhaltene Zutrauen ſeines Herrn gemißbraucht hätte, ſind kaum vorhanden, und nicht die Lockung des größten Gewinnes vermag ihn zur Untreue zu verleiten. Liegt die Zeit der Erfüllung aber noch fern, ſo ſteht bis zu dieſer dem Herrn frei, nach ſeinem Willen mit dem Sklaven zu verfahren. Er kann ihn verkaufen, aber der Kauf dauert nur bis auf die Zeit der Erfüllung, und deßhalb wählt man lieber den Weg des Vermiethens, nach dem es einem anderen Herrn freiſteht, ſich bis zu der beſtimmten Zeit des Sklaven zu einer gewiſſen Beſchäftigung zu bedienen.

Am Unglücklichſten ſind in der Türkei die Sklaven, die ſchändlicher Eigennutz auf der einen und thieriſche Leidenſchaft auf der anderen durch völlige Entmannung ſo verſtümmelte, daß der edelſte Beruf des Mannes, Haupt einer eigenen Familie zu ſein, zur Unmöglichkeit wurde. Und wiederum iſt der große Sklaven-Jäger Mehemed-Alli faſt nur noch der einzige Kaufmann, der das weite Konſtantinopel mit ſolchen traurigen Subjekten verſieht. Eine Verordnung des verſtorbenen zweiten Mahmud verbietet wenigſtens in Betreff der weißen Menſchen, die Schändlichkeit in Ausführung

bringen, und ſo haben die weißen Eunuchen jetzt in der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches einen enormen Preis. Der unglückliche Neger, bei deſſen Namen auch Engländer, Franzoſe und Spanier erröthen müſſen, und dem faſt nur der Deutſche noch feſt in die Augen blicken kann, wird aber fortwährend körperlich und oft auch geiſtig ſeiner Männlichkeit, des größten Stolzes des Mannes, beraubt, um die Buhldirnen des Großherrn und ſeiner Würdenträger gegen leichtfertige Uebertretungen zu hüten. Der Türke rechnet ſie gar nicht mehr zu dem männlichen Geſchlechte, ſondern weiſ't ihnen eine Stelle unter den Frauen an. Nur ungern belegt er ſie mit ihrem wahren Namen Chadima, ſondern nennt ſie lieber Chanüma, ein Wort, was unſerm „Weibling“ am Meiſten entſpricht, oder Lala, d. h. Wächter. Zum Hohn erhalten ſie auch den Namen Agha, d. h. Herr und bringen nicht ſelten im Harem die Bedeutung des Wortes zum Schrecken aller Frauen in Ausführung. Ein Glück für das türkiſche ſchöne, aber doch unglückliche Geſchlecht, wenn ein ſolcher Wächter ihrer vermeintlichen Ehre mit dem Verluſte ſeiner Männlichkeit auch geiſtig entmannt erſcheint, und gleich einer Maſchine nur vor der Thüre ſteht, um jedem Fremden das Eintreten zu verbieten. Während ſeine Sinne ſtumpf werden, wird nur der eine, der des Geſchmackes, in ſeiner Thätigkeit erhalten, und gute Speiſen ſollen ihn für die übrigen weltlichen Genüſſe entſchädigen. Wenn er aber ob des ſchrecklichen Verbrechens, das ſeine Mitmenſchen an ihm begangen, im Herzen ergrimmt und Haß und Bitterkeit gegen alle Geſchöpfe, die Gott einſt ihm gleich auf die Erde geſetzt, in ſeiner Bruſt ſich tief eingegraben haben, dann wehe den armen Frauen und ſelbſt ihrem Herrn, denn er vergiftet mit teufliſcher Bosheit die gewöhnlichſten und unſchuldigſten Freuden!

Während jeder andere Sklave mit Freudigkeit in eine ſchönere Zukunft blicken darf und der Hoffnungsſtern der Freiheit, wenn auch noch ſo fern, doch im ſanften Lichte

ihm entgegenschimmert und die traurige Gegenwart ihm ertragen hilft, so liegt dem Eunuchen eine gleichgültige Zukunft vor. Nicht mehr, als die Gegenwart darbietet, kann ihm die Zukunft geben. Einsam und keines Menschen Freund verlebt er einen Tag wie den anderen, und gleich dem Viehe bleibt ihm nur die Stunde des Essens als geringer Ersatz für jede andere Freude. Oft ist das Lager ihm vor der Thüre einer der Frauen aufgeschlagen, aber stumm bleiben seine Gefühle, und sein Herz schlägt nicht schneller, wenn sein glücklicher, aber grausamer Herr das Zimmer seiner Lust heimsucht. Täglich wird er älter und scheidet endlich unbeweint aus dieser Welt, die nicht betreten zu haben, ihm besser gewesen wäre.

Ueber das ganze Hauswesen im Selamluk führt des Herrn Stellvertreter, der Kjaja, denn dieses bedeutet das Wort, die Aufsicht. Ihm liegt es ob, für alle Bedürfnisse zu sorgen und das übrige Sklaven-Personal gehörig zu beschäftigen. Häufig ist er ein Freigelassener, bisweilen auch, vorzüglich bei den höchsten Würdenträgern, ein Freigeborener. Entweder besitzt er selbst soviel Geld im Vermögen, um die laufenden Ausgaben zu decken, oder er erhält von seinem Herrn eine bestimmte Summe, über die er später Rechenschaft gibt. Gewöhnlich findet diese am ersten Tage eines neuen Monates statt und sonderbar ist es, daß nicht nach einer größeren Geldsorte, wie bei uns nach dem Thaler, gerechnet wird, sondern alle Ausgaben für sich und selbst die Summe in der niedrigsten Geldsorte, den Paras, deren zwei erst einen Pfennig ausmachen, aufgeschrieben sind. Der Türke liebt in Allem das Großartige, oder vielmehr, er ist recht kleinlich und glaubt, eine nur einer Zahl bedürfende Summe sei seiner Ehre zuwider. Hat einer seiner Diener ihm für einen Beutel, der 500 Piaster enthält und ohngefähr 30 preußische Thaler beträgt, vielleicht einen Pelz gekauft, so tritt er mit der pompösen Summe von 20,000 Paras auf. Ein mittelmäßiger Hausstand kann schon im Jahre von

einer Million Ausgaben sprechen, und doch sind diese erst 1,500 unserer preußischen Thaler am Werthe gleich.

Statthalter von Provinzen und Lehngauen (Paschaliks, Sandschaks und Kasas), besonders wenn sie noch die Steuern gepachtet haben, und die hohen Würdenträger in der kaiserlichen Residenz haben ihren besonderen Schatzmeister (Chasnedar), und dieser ist entweder selbst ein Armenier oder steht mit einem Kaufmanne dieses Volks, der dann den eigentlichen Banquier (Sarraf) darstellt, in genauer Verbindung. Ihm liegt es ob, die Geldbedürfnisse seines Herrn auf irgend eine Weise zu befriedigen, und ebenso oft wird der Letztere in der Türkei von diesen habsüchtigen Leuten betrogen, wie der russische Große von seinem Haus- und Hofmeister. Aber auch ein besonderer Sekretär (Kjatib) steht zu seiner Verfügung, und das gelehrte Ansehen, was diesem das Schreibzeug im Gürtel verschafft, geht auch auf den Herrn über.

In einem einigermaßen wohlhabenden Hausstande müssen soviele Sklaven wenigstens vorhanden sein, als es verschiedene Geschäfte gibt, und außerdem sind noch besondere Bediente (Chidhmetdschi, Chidhmetkiar) für die Befehle des Herrn und Diener (Haiwas) für allerhand niedrige Arbeiten im Hause nothwendig. Wer dem Herrn die Pfeife stopft, oder ihm das Wasser zum Waschen vor den Gebeten reicht, reinigt kein Kleid und hilft nicht in der Küche. Unsere reichsten Familien würden nach türkischen Begriffen immer noch schlecht bedient sein. Nächst dem Stellvertreter des Herrn und dem Schatzmeister gehört die Stelle des Haushofmeisters, der bei minder Reicheren gewöhnlich den Stellvertreter vertritt, und des Ceremonienmeisters zu den wichtigsten. Beide sind oft von Freigeborenen eingenommen und werden Aghalar, d. h. Herren, genannt. Der Erste führt seinen Namen Ihram-Aghaßi nach den schönen sammetnen oder seidenen und mit Goldfransen besetzten Decken (Ihram), die zur Zierde über den Erhöhungen liegen, und

bei dem Letzteren zeigt der Name Selam-Aghaßi, d. h. Gruß-Herr, seine Beschäftigung an. Er hat dem Herrn die Gäste oder Fremden anzumelden, und ihm liegt es nach der strengen türkischen Etikette ob, diesen so weit als nöthig entgegen zu gehen, oder auch entgegen zu reiten und sie dann bei seinem Herrn einzuführen. Der Haus- und Hofmeister besorgt, in der Regel von einem oder mehren anderen Sklaven begleitet, die Einkäufe und vor Allem die der Lebensmittel. Den beiden genannten Dienern nur wenig untergeordnet ist der Garderobemeister (Kaftan-Aghaßi), denn unter seiner Obhut steht die oft kostbare und theure Kleidung seines Herrn. Er kauft auch die nöthigen Kleider ein und besorgt selbst im Auftrage die Geschenke für die schönen Bewohner im Harem. Die Aufsicht über alle Arten Tücher, besonders für die gemeinschaftlichen Servietten (Maghramah), hat ein anderer Diener, der den Namen Maghramahdschi führt.

Diesen Dreien zwar nicht untergeordnet, aber auch nicht im Range gleichgestellt, sind der Barbier und der Koch, und beide tragen in der Regel, wenn auch Niemand ihres Gleichen unter ihnen steht, den Beinamen eines Hauptes oder Chefs ihrer Zunft. Der Berber-Baschi (d. h. das Haupt der Barbiere), der täglich eine längere Zeit um seinen Herrn verweilt, übt oft einen mächtigen Einfluß über diesen aus, besonders wenn er jung und anspruchsvoll erscheint und seine Verschönerungskunst mit Glück entfaltet. Denn es ist der Barbier, wie ich schon gesagt habe, auch Parfümeur (Miskdschi) und trägt immer für die von den Orientalen beliebten Wohlgerüche Sorge. Auch im Harem buhlt man, ohne ihn vielleicht nur ein einziges Mal gesehen zu haben, um seine Gunst, um allerhand Seifen, Oele, Schminken u. s. w. zu erhalten. Der Barbier schneidet auch die Nägel ab, oder es ist wiederum ein besonderer Diener als Nägelabschneider (Tirnakdschi) vorhanden. Der Koch (Aschdschi-Baschi) imponirt, ohne viel

um ſeinen Herrn zu ſein, mehr durch ſein Geſchäft und hat in der Regel zahlreiche Sklaven, die ihn alle nach ſeinem Wunſche unterſtützen müſſen, unter ſeinem Befehle. Auch der Kellermeiſter (Kjelardſchi), der Aufſeher über die Vorrathskammer, iſt ſeinem Willen unterthan, während die Tafelbedienung, die Sofradſchi, den Anordnungen des Haus- und Hofmeiſters oder des Stellvertreters Folge leiſten.

Vom Koch verſchieden, aber mit ihm gleichen Ranges, iſt der Verfertiger des Kaffee's, der Kahwehdſchi, und er beſitzt ein beſonderes Zimmer mit einer Art Kamin (Kahweh-Odſchak), in dem er das bittre Getränk verfertigt, es aber in der Regel durch einen anderen Diener präſentiren läßt.

Der Tabak verlangt in einem einigermaßen gut eingerichteten Hauſe zwei Diener, und von dieſen hat der eine für die Pfeifen (Tſchibukdſchi) und der andere für das Material (Tütündſchi) zu ſorgen. Raucher von Profeſſion wiſſen wohl beſſer, als ich, dem die Wiſſenſchaft von dem Wohlgeſchmacke des Tabaks abgeht, wieviel Zeit ein großer Rauchapparat, um ihn in Ordnung zu erhalten, verlangt, zumal in der Türkei, wo der Raucher noch weit ſubtiler iſt.

Während der Garderobemeiſter die Aufſicht über Kleidung und ſonſtige dieſer entſprechende Effekten führt, liegt dem Sarükdſchi ob, den Herrn während des Anziehens zu unterſtützen. Seine Kunſt beſtand früher hauptſächlich in der Verfertigung des Turbans (daher auch der Name nach dem langen Streifen [Sarük], mit dem er umwunden wurde), und die künſtliche Umwindung des Bundes verlangte in den älteren Zeiten das ganze Geſchick eines Dieners. Für die vielen Waſchungen iſt ebenfalls ein beſonderer Diener vorhanden, und er heißt Elßuiweren, d. h. der Waſſerreichende.

Den Thürſteher (Kapudſchi) habe ich ſchon oben genannt.

Die Pferde haben wiederum ihre besonderen Diener (Seïs), die sich nur mit deren Pflege und Wartung abgeben und ebenso beschäftigen sich wiederum andere (Arabadschi) mit dem plumpen, mit Schnörkeln reichlich verzierten und von geputzten Ochsen gezogenen Wagen. Da diese oft so breit sind, als die engen Straßen, so geht ein Diener mit der Peitsche (Karbasch) vornweg und macht Platz, ein zweiter lenkt die langsam einherschreitenden Thiere, während ein dritter (meist ein Eunuch) auf dem Wagen sitzt und den Zügel führt. Tief verschleiert kauern die Frauen auf dem Wagen, und oft wird das Gestell noch mit Tüchern behängt, um sie auf jeden Fall den neugierigen Blicken zu entziehen.

Früher liebten die türkischen Herren, wie die europäischen der vorigen Jahrhunderte, auch Falken zur Jagd, und in den Provinzen, besonders bei den Thalherren (Derebei) in Kleinasien und Pontus, findet man sie noch. Ein solcher, östlich von Trebisond wohnhaft, erhielt sich durch alljährige Uebersendung mehrer Falken an seine Gönner in Konstantinopel fortwährend deren Gunst. Hunde zur Jagd liebt der Türke im Allgemeinen nicht, und nur einzelne Würdenträger haben sich durch Europäer an die Sitte mit Hunden zu jagen gewöhnt. Sie verlangen dann ebenso gut wie die Falken, ihre Bedienung und den Tasüdschi (Hundewärtern) liegt die Abwartung der Jagdhunde (Tasü), wie die der Falken (Schahin) dem Schahindschi (Falkenwärter) ob.

So wenig als der Türke und überhaupt der Orientale ein musikalisches Talent genannt zu werden verdient, so liebt er doch wie der Perser und Afghane die Nachtigall und ihre Gesänge. Wie in vielen Liedern die Rose (Gül) als die Königin der Blumen gefeiert wird, so trägt die einfache Nachtigall (Bülbül) unter allen Vögeln den Sieg davon, und der Nachtigallenwärter (Bülbüldschi) durfte früher in keinem wohlhabenden Hausstande fehlen. Auch

der bunte Papagei (Tütü) erlangte, von den Europäern nach Konſtantinopel gebracht, wegen ſeiner grellen Farben allgemeinen Beifall, und ein Tütüdſchi hatte die Aufſicht über den plumpen Vogel mit ſeinem prächtigen Gefieder.

Endlich beſitzt auch jeder nur einigermaßen wohlhabende Türke einen Luſtgarten (Baghdſche) und wo möglich darin ein Landhaus, Jalli (Jas Ewi), aber auch für den eigenen Gebrauch einen Gemüſegarten, Boſtan. Zur Beſorgung beider ſind gewöhnlich Bulgaren oder Griechen in ſeinem Dienſte. Nicht Boſtandſchi, wie die Aufſeher der kaiſerlichen Gärten heißen und eine Art Leibwache, von Suleiman dem Großen errichtet, bilden, ſondern Baghdſcheban heißen die Gärtner.

Im Harem bekümmert ſich der Herr mehr um die Bewohner, beſonders wenn er nicht ſo reich iſt, um ſich Eunuchen zu halten. Einer der Letzteren iſt wiederum der Stellvertreter des Herrn und führt den Namen Harem-Kjajaßi. Kann ſich der Herr des Hauſes keine Eunuchen kaufen, ſo tritt eine ältere, meiſt ererbte Frau als Kjaja Kadün an deſſen Stelle. Die Aufſicht über die Kinder erhält in der Regel eine bejahrte Negerin, Daja genannt, während ſpäter für die Knaben ein beſonderer Hofmeiſter (Dada), im Harem ein Eunuche, im Selamluk ein weißer Sklave ernannt wird. Außerdem erhält er auch einen Religionslehrer (Chodſcha). Der Eunuch beſorgt in der Regel kein wirkliches, ſeine Hände in Anſpruch nehmendes Geſchäft, und alle Arbeiten im Harem fallen den weiblichen Sklaven anheim. Da aber dieſen die Bereitung der Speiſen keine Sorge macht, ſo liegt ihnen nur ob, die Zimmer in Ordnung zu erhalten und ihre Gebieterinnen zu putzen.

Ich gehe nun zu den Beſchäftigungen eines Hausſtandes über, und da ſich zunächſt Alles um den Herrn deſſelben dreht, ſo ſpreche ich hier vorzüglich von der Weiſe, wie der Türke und beſonders der Vornehme ſeinen Tag verlebt. Daß ich

dabei weder auf seine staatlichen, ökonomischen und kaufmännischen noch auf die sonstigen dem öffentlichen Leben angehörigen Beschäftigungen Rücksicht nehmen kann, versteht sich von selbst; nothwendig ist es aber, daß ich zuvor wenige Worte über die türkische Zeitrechnung sage.

Der Türke beginnt seine Zeitrechnung mit der Flucht Mohammeds aus seiner Vaterstadt Mekka nach Medina, im Jahre 622, als der Zeit, wo er entschieden mit seiner Religion aufgetreten war. Es würde für uns nun ein Leichtes sein, durch den Zusatz dieser Zahl zu dem angegebenen Jahre die christliche Rechnung zu finden, wenn der Türke sein Jahr (Jül) nicht auf zwölf Umläufe des Mondes um die Erde gesetzt hätte. Es fehlen bei dieser Rechnung noch etwas über elf Tage, bevor die Erde den weiten Weg um die Sonne zurückgelegt hat und eins unserer Jahre oder ein Sonnenjahr vergangen ist. Die Rechnung wird nun noch um so schwieriger, da die zwölf Umläufe etwas mehr als 354 Tage betragen, und in einer 30jährigen Periode es noch elf Schaltjahre gibt, die also 355 Tage haben; deßhalb müssen bei der Reduzirung eines türkischen Jahres auf ein christliches immer noch die $11\frac{1}{3}$ Tage in Rechnung gebracht werden. Die zwölf Monate haben abwechselnd 29 und 30 Tage, die Tage aber wie bei uns 24 Stunden. Ein solcher Zeitabschnitt von 24 Stunden heißt in der feinern türkischen Sprache Jjun, gewöhnlich aber Gün und wird in einen hellen, von der Sonne beschienenen (Jjun oder Gündüs, also ganz in der Bedeutung unserem Worte Tag entsprechend) und einen dunkeln Theil (Gedscheh) geschieden. Nicht wie bei uns beginnt in der Türkei der Tag mit Mitternacht, sondern mit dem Augenblicke, wo die Sonne unter den Horizont getreten ist, fängt ein neuer Tag an, und der Türke nennt den Zeitpunkt, den wir als Sonnenuntergang bezeichnen, mit dem Namen Güneſch Batmaßi, Gün Batmaßi. Die Uhr wird auf 12 gestellt, und es entsteht für alle dergleichen Instrumente bei

der genauen Tageseintheilung die große Unannehmlichkeit, daß mit jedem Tage die Uhr von Neuem anders gestellt werden muß. Während die Bewohner eines Dorfes, welches auf einem Berge liegt, oft noch eine Viertelstunde im alten Tage leben, ist in dem Thale schon lange ein neuer eingetreten, und wenn in dem letzteren alle Gläubige ihre Gebete bereits verrichtet haben, beginnen erst die Andächtigen der Höhe. Ebenso unbestimmt fällt nun auch die türkische Mitte des Tages, die auch weiter gar nicht berücksichtiget wird. Unser Mittag, an dem die Sonne im Zenith steht, also ihren höchsten Punkt am Himmel erreicht, hat aber eine Bedeutung für den Türken und heißt Üleh (Oileh) oder Ülen, und ebenso wird die ächte Mitternacht als Gedscheh-Jarüßi, d. h. Nacht-Hälfte, unterschieden. Seiner Tagbestimmung zuwider nennt jener den Abschnitt von Mitternacht bis Mittag Sabah, d. h. Morgen, und man begrüßt sich in dieser Zeit mit „Sabah hair ufun (olfun), d. h. guten Morgen (eigentlich der Morgen gut sei)". Der Abschnitt von Mittag bis Mitternacht heißt bei ihm Achfcham, d. h. Abend, und der Gruß ist nun „Achfcham hair ufun (olfun), d. i. guten Abend". Man nennt wohl auch den hellen Theil des Morgens: Kufchluk, ein Wort, was demnach unserm Vormittag entspräche, und den Kampf des Lichtes mit der Nacht oder die Morgendämmerung: Selagh, die hellere Zeit des Nachmittags hingegen bis ohngefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang: Ikindi. Eigentlich bedeutet dieses Wort, von iki, d. i. zwei, abgeleitet, die Zeit, wo ein Gegenstand einen doppelt so langen Schatten wirft.

Wenn der Moslim allen den Vorschriften seiner heiligen Bücher nachkommen will, so wird soviel Zeit in Anspruch genommen, daß ihm zu anderen Geschäften wenig übrig bleibt. Dadurch wird es schon nothwendig, daß Christen unter den Rechtgläubigen wohnen und für diese arbeiten. Mohammed kannte nur seine Araber der Wüste,

die, ohne Ackerbau zu besitzen, ein müßiges und herumschweifendes Leben führten und, mit ihren Viehheerden beschäftigt, ihre Zeit in Trägheit und Müßiggang zubrachten, und glaubte deßhalb durch die fünfmaligen Waschungen des Tages, denen jedes Mal ebenso lang dauernde Gebete nachfolgen, seine Landsleute einigermaßen zu beschäftigen und von anderen Dingen abzuhalten. Hätte er Ackerbauer vor sich gehabt, so wäre er gewiß mit der Zeit seiner Anhänger sparsamer umgegangen. Der Rechtgläubige sollte vielleicht auch nur nach ihm die edeln Geschäfte des Menschen „Beten und Herrschen" ausüben, und den Halsstarrigen, die dem alten Glauben treu geblieben, wurde die saure Arbeit im Felde und sonst im Hause zugewiesen.

Mit Tages-Anbruch Sab'ah Olma, also wenige Minuten vor Sonnenaufgang (Güneſch-Doghmaßi, Gün-Doghmaßi) erscheint der Gebetabrufer (Chodſcha, d. h. eigentlich Lehrer, gewöhnlich aber bei uns mit dem arabischen Muedſin, Mueſſin, bezeichnet) auf dem höchsten Umringe des Thurmes (Minareh), wendet sich zuerst nach Süden der heiligen Stadt Mekka zu und ruft mit zugemachten Augen und die Hände zur Vermehrung des Schalles vor den Mund haltend, mit feierlicher Stimme „Gott ist groß," oder „Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet! Erhebet euch ihr Gläubigen vom süßen Schlummer, denn Gebet ist besser denn Schlaf". Dieselben Worte wiederholt er nach den übrigen drei Himmelsgegenden. Ich muß hier bemerken, daß der Moslim den Gebrauch der Glocke zum Gebetrufen für gotteslästernd ansieht; aus diesem Grunde begibt sich ein besonderer Priester auf einen hochgelegenen Ort, wenn kein Thurm vorhanden ist, um mit lauter Stimme die Glocke zu vertreten. Mit dem Rufe des Chodſcha erhebt sich der Rechtgläubige von seinem Lager und beginnt die erste der außerdem noch viermal zu wiederholenden Waschungen (Abdeß, Abdeſt); heut zu Tage hingegen und besonders in Konstantinopel, wo man

ſich den Glauben bequemer gemacht hat, ſagt der Moslim ſogleich ſein Morgengebet und legt ſich dann wieder hin. Nur der arme Mann, ſowie der Handwerker und der wenig begüterte Kaufmann, bleibt munter und geht ſeinem Geſchäfte nach.

Die Waſchungen unterliegen, als eine kirchliche Ceremonie, einer beſtimmten Vorſchrift, und darnach kauert ſich der Rechtgläubige auf den Boden nieder. Der Elßui-Weren, d. h. der waſſerreichende Diener, kommt mit einem metallenen Kruge, den Waſſerflaſchen aus der Rokokozeit ähnlich geformt und Ibrik genannt, und gießt über einem ebenfalls metallenen, meiſt kupfernen Waſchbecken (Lejen) das Waſſer, was in dieſem Falle Elßui, d. h. Handwaſſer, genannt wird, über die Hände ſeines Herrn. Die Vertiefung des Waſchbeckens iſt durch ein metallenes Sieb geſchloſſen, damit das ſchmutzige Waſſer, ſtets nach unten abfließend, den Augen entzogen wird. Die Mitte des Siebes hat auch eine konkave Erhöhung, ebenfalls aber durchlöchert und in dieſe wird, wenn es nothwendig iſt, Seife gelegt. Bei dieſer erſten Waſchung der Morgendämmerung, die darnach auch den Namen Selagh-Abdeß genannt wird, wie bei jeder anderen reibt der Andächtige ſeine Hände mehrmals ineinander und läßt dann, den Vorderarm in die Höhe geſtellt und auf dem Ellenbogen ruhend, das Waſſer von der Hand aus daran herunterlaufen. Nun geht er mit den hohlen und mit Waſſer gefüllten Händen ins Geſicht und wäſcht ſich vor Allem die Augen aus. Iſt er damit fertig, ſo faßt er ſeinen Bart und ſtreicht an dieſem herunter, um darauf den nackten Theil hinter den Ohren zu waſchen. Zuletzt hebt er die Nachtmütze oder den Fes auf und geht mit den Händen vom Scheitel nach der Stirne. Die Armwaſchung wiederholt ſich zum zweiten Male, und dann erſt kommt es an die Fußwaſchung, wo die Richtung vom Kniee nach dem Fuße geſchieht, um endlich der dritten und letzten

Armwaſchung Platz zu machen. Nach dieſer ſchlenkert er beide Hände vor ſich hin, erhebt ſich von ſeiner zuſammengekauerten Stellung und trocknet an einem langen, oft an beiden Enden mit Blumen verzierten Handtuche (Habluh, Jüs-Peſchkiri) alle naßgemachten Theile ab.

Gleich nach der Waſchung folgt das Gebet (Namas). Ein Bedienter hat den Gebetteppich mit ſeidenen Franſen (Iſchlemah-Sedſcheda), oder wenn dieſer nur für die Zeit nach Tiſch beſtimmt iſt, einen kleineren ohne Franſen (Kuſchluk-Sedſcheda) dicht vor die Gebetniſche (Kuwleh, Kibla) ausgebreitet. Auf ſein nördlich liegendes Ende und mit dem Geſichte nach Süden gewendet tritt nun der Herr des Hauſes mit einer Verbeugung nach Rechts, wo der eine Schutzengel ihn ſtets zum Guten ermuntert, und einer Verbeugung nach Links zum Engel, der alle ſeine böſen Thaten aufzeichnet, und beginnt, leiſe vor ſich hinmurmelnd, ſein Gebet in den nöthigen ſieben Stellungen. Fünf und ſieben ſind die heiligen Zahlen der Moslimen, denn ſieben Geiſter ſtanden dem Schöpfer in den Tagen des Werdens bei und den ſiebenten Tag erſt war die Welt vollendet. In ihr wurden ſieben Himmel und ſieben Planeten erſchaffen. Sieben Meere umfließen die bewohnte Erde, auf der ſieben Farben ſich abſpiegeln und in der ſieben Metalle verborgen liegen. Während jeder Stellung ſpricht der Moslim ein Gebet. Die erſte beginnt damit, daß er die Hände mit halb geöffneten Fingern auf beiden Seiten des Kopfes anlegt, doch ſo, daß der Daumen auf den unteren Theil des Ohres zu liegen kommt. Dann legt er mit zur Erde geſenkten Augen beide Hände auf dem Schooße übereinander und zwar die Rechte über die Linke, und beugt hierauf, die Hand mit den halb geöffneten Fingern auf die Kniee geſtützt, den Oberkörper wagerecht vor. Nun erhebt er ſich, läßt ſich aber ſogleich auf beide Kniee nieder und neigt ſein Haupt, indem er ſich mit beiden Händen auf die Erde

ſtützt, bis auf den Boden, ſo daß Zähne, Naſe und Stirn denſelben berühren. Er erhebt den Oberkörper wieder von der Erde und, auf den Ferſen ſitzend, betrachtet er die ausgeſpreizten Finger ſeiner Hände, an die zehn Gebote denkend. Von Neuem beugt er den Kopf wie früher zur Erde und ſteht auf, die Hände auf dem Schooße übereinander legend. Nun murmelt der Gläubige ſein Glaubensbekenntniß vor ſich hin und verbeugt ſich rechts und links zu ſeinen ihn ſtets begleitenden Schutzengeln, um endlich von dem Teppiche abzutreten, den der Diener darauf wiederum zuſammenrollt. Dieſe ſieben Stellungen bilden einen Rikat, und mehre ſolcher Rikate machen erſt ein volles Gebet aus. Dieſes erſte Gebet führt ebenfalls den Namen nach der Morgendämmerung (Selagh-Namaßi).

Hat der Rechtgläubige auf dieſe Weiſe ſeine Pflichten erfüllt, ſo reicht ihm ein Diener ſein beliebtes Getränk, den Kaffee, und zwar auf die Weiſe, wie ich ſchon oben bei Gelegenheit der Kaffeehäuſer geſagt habe. Hierauf folgt die Pfeife, und ihr muß ich wohl, da ſie einen wichtigen Moment im türkiſchen Leben ſpielt, einige Augenblicke ſchenken, zumal die Art und Weiſe des Rauchens von der, wie ſie ſich bei uns vorfindet, etwas abweicht. Schon das Inſtrument des Rauchens, die Pfeife, Tſchibuk, iſt ein anderes. Eine türkiſche Pfeife beſteht aus drei oder nur zwei Stücken, dem Kopfe, dem Rohre und häufig noch aus einer Spitze. Der Kopf (Lüleh) wird aus einem feinen Thone verfertigt und ohne Glaſur, aber in der Regel mit vielfachen goldenen Verzierungen verſehen, gebrannt, um nun eine ſchöne braunrothe, ſeltner ſchwarze Farbe zu erhalten. Er beſitzt die Hufeiſenform und der eine am Ende glockenförmig erweiterte Schenkel, deſſen Länge kaum mehr als einen Zoll beträgt, nimmt den feingeſchnittenen, ohne alle Lauge angefertigten Tabak auf, während der andere, faſt gleich ſtark, in ſeiner engern Höhlung das Rohr an ſeinem äußerſten Ende umgibt. Der Preis eines ſolchen Kopfes iſt unbe-

deutend und steht zu dem der übrigen nöthigen Materialien der Pfeife in keinem Verhältnisse. Man kauft ihn in der Regel für wenig Pfennige, selten für mehrere Groschen.

Das Pfeifenrohr (Tschibuk, ein Name, der auf die ganze Pfeife überging) muß wenigstens eine Länge haben, daß es von dem Munde eines mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Diwan sitzenden Orientalen bis auf den Boden unterhalb des Sitzes reicht. Je länger ein Rohr ist, um desto höher wird es bezahlt und um desto anständiger erscheint die Pfeife. Man wählt keineswegs, wie man bei uns glaubt, Aeste des strauchartigen Baumes der Mahaleb-Kirsche zu den Röhren, sondern der ächte Kirschbaum, wie er an den Südküsten des schwarzen Meeres vorkommt, liefert in seinen ruthenförmigen Trieben die beliebtesten Röhre. Zu diesem Zwecke gehen die Händler in den Wald und ziehen sich mit großer Sorgfalt die Ruthen bis zu der gehörigen Stärke heran. Jeder Nebenzweig wird sogleich bei seinem Entstehen vertilgt. Im Sommer, wenn die alte Oberhaut sich losgeschilfert hat, wird die Ruthe zum Rohre abgeschnitten und langsam an schattigen Orten getrocknet. Bisweilen bestreicht man sie mit Oliven- oder Sesam-Oel, um die braune Farbe der Oberfläche schöner hervortreten zu lassen. Vollkommen ausgetrocknet wird sie mit einem glühenden Drahte durchbohrt und kommt endlich als Rohr in den Handel; nun erst sind die Kaufleute bemüht, ihm den beliebten Moschusgeruch zu geben. Aber ein Kirschrohr leistet dem Türken nur im Winter gute Dienste und es ist wohl möglich, daß, wenn es sehr heiß ist, der frühere Gebrauch des Oeles einen unangenehm hervortretenden Geruch verursacht. Deßhalb gibt man wohl im Sommer den an und für sich wohlriechenden Jasminröhren den Vorzug. Ob das wohlriechende Holz des Jasminum officinale *L.*, einer Pflanze, die bei Konstantinopel und sonst im Oriente häufig wächst, hierzu genommen wird, wage ich nicht zu entscheiden, wenn es auch nach den Angaben anderer Reisenden sein soll, denn

einige Röhre, die ich verglich, gehörten bestimmt einem anderen Holze, vielleicht nur einer anderen Jasminart an. Wie man sagt, soll der feine Geruch eines Jasminrohres erst durch Bestreichen mit Citronensaft während des Trocknens hervorgerufen werden. Die besten Röhre kommen aus Persien und werden oft zu nicht unbedeutenden Preisen gekauft. Selbst die gewöhnlichen, aus Kirschholz verfertigten, erhält man in Konstantinopel nicht unter 1—2 Thaler, während die besten nicht selten mit 9—12 gekauft werden. Da der Orientale nun außerdem beim Rauchen ein Feinschmecker ist und ein Rohr, was, ein Viertel- bis Halbjahr in täglichem Gebrauch, einen unangenehmen Geschmack angenommen hat, durch ein anderes ersetzt werden muß, so gehört das Rauchen im Oriente zu den kostspieligsten Luxusartikeln. Selbst der gemeine Mann verwendet einen großen Theil seiner Einnahme auf die Pfeife, und da er sich keinen Bedienten dazu anschaffen kann, so bezahlt er gern ein Paar Para an einen Judenjungen, der am frühen Morgen durch die Straßen geht und mit lauter Stimme sich zum Reinigen des Rohres erbietet. Der Reichere besitzt in dem schon erwähnten Schranke (Tschibukluk) des Vorzimmers eine große Auswahl von Röhren für sich und die Gäste.

Noch kostspieliger ist das Mundstück (Tschibuk-Dakümi, d. i. Rohrgeräth) und unterscheidet sich wesentlich von der Spitze unserer Pfeifen. Es besteht in der Regel aus theurem Bernsteine, hat die Stärke von $^3/_4$ und die Länge 1 Zolles und ist oben abgerundet. Je opaker und wolkiger das Stück ist, um so höher wird es bezahlt. Ein kleiner Tubus von Holz (Ziwan) füttert die Röhre des Bernsteinstückes (Imam) aus und setzt sich an seinem unteren Ende noch fort, um in die Oeffnung des Rohres gesteckt zu werden. Ein Ring (Mana), aus edelm Metalle verfertigt und nicht selten mit Perlen und Türkisen, weniger mit anderen Edelsteinen besetzt, verbindet das Bernsteinstück mit dem Rohre und trägt zur Vertheurung der Pfeife wie-

derum wesentlich bei. Mundstücke von 10 und 20 Thaler sind gar nicht selten und man sieht bei den reicheren Kaufleuten und hohen Würdenträgern bisweilen Exemplare, die mehre Hunderte kosten.

Mit einer großen unbeholfenen Zange (Mascha) ergreift der Tschibukdschi, d. i. der Pfeifendiener, eine Kohle, gewöhnlich aus der Kohlenpfanne oder aus dem Kaffeeherde und legt sie auf den gestopften Kopf. In der Regel thut er zum Anrauchen die ersten Züge und präsentirt dann erst die Pfeife auf die schon beschriebene Weise. Damit der Teppich, womit der Boden eines Zimmers belegt ist, durch das Abfallen der Kohle nicht Schaden leide, wird unter den Kopf der Pfeife ein metallener Untersetzer (Tschibukdablaßi) gestellt. Der Rauchende setzt das Bernsteinmundstück oder das obere Ende des Rohres unmittelbar an seine Lippen und thut einen langen Zug, um den eingezogenen Rauch zu verschlucken. Deßhalb sagt auch der Türke für Tabak rauchen: Tabak trinken, Tütün itschmek, und da Tütün ursprünglich Rauch bedeutet, eigentlich Rauch trinken. Nun setzt er ohne eine Miene zu verziehen ab, thut von Neuem einen ebenso kräftigen Zug zum Trinken und bläst endlich durch das Rohr in den Kopf, so daß der Rauch in Form einer Säule aufsteigt. Dieselben Erscheinungen wiederholen sich einige Male und je nach dem Raucher füllt sich das Zimmer mehr oder weniger schnell mit Tabaksrauch an. Während unserer Reise durch Kurdistan hatte der uns begleitende Polizeibeamte die Sitte, in den Dörfern, wo wir übernachteten, des Nachts ein warmes Bad zu nehmen und darauf das Zimmer, wo wir schliefen, binnen Kurzem mit einem solchen Rauche anzufüllen, daß es mir geradezu nicht möglich war, weiter zu schlafen. Sobald die obere Partie des Tabaks, die der Türke Sahne (Kaimak) nennt, verraucht ist, legt der Vornehme die Pfeife ruhig zur Seite und läßt sich eine andere bringen oder die seinige von Neuem mit Tabak füllen. Der unten

im Kopfe befindliche Tabak wird, da für den Abfluß des Saftes keine Einrichtung vorhanden iſt, während des Rauchens mehr oder weniger mit brenzlichem, übelriechendem und übelſchmeckendem Oele befeuchtet und deßhalb nur von dem gemeinen Manne geraucht.

Außer der gewöhnlichen Pfeife liebt der Orientale noch die Waſſerpfeife, bei der der heiße Tabaksrauch durch Waſſer abgekühlt dem Munde zugeführt wird. Man nennt dieſe Art Pfeifen, die ſchon vielfach beſchrieben ſind, Nargileh, d. h. Kokosnuß, wahrſcheinlich weil die harte Schale derſelben früher als Gefäß gebraucht wurde. Zu dieſer Art Pfeife gehört eine andere Sorte Tabak, die unter dem Namen Tümbeki in ganz Aſien bekannt iſt. Sie beſteht aus den Blattrippen einer Pflanze, die ich von der des Tabaks für verſchieden halte, und hat das Anſehen einer zerkleinerten Maſſe eines Stückes Weidenmulmes. Da dieſer Tabak nicht gut brennt und außerdem noch vor dem Rauchen mit Waſſer befeuchtet wird, ſo iſt es nothwendig, daß während des Rauchens ihm eine glühende Kohle aufliegt. In der Regel wird die Waſſerpfeife nur hervorgeholt, wenn gute Bekannte zum Beſuch gekommen ſind, und in dieſem Falle ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft in einen Kreis herum, das Waſſergefäß in die Mitte ſtellend. Ein Jeder thut nun 3 oder 4 Züge aus der Pfeife und gibt dann das Rohr mit der Spitze weiter, oder ein Diener nimmt es dem einen Gaſte ab, um es einem anderen zu übergeben. Damit aber kein Rauch, den einer ſchon gezogen hat, von einem anderen verſchluckt werde, hebt man zuvor das lange, elaſtiſche, meiſt gewundene Rohr aus dem Glaſe und läßt den ſchon gezogenen Rauch herausgehen. Häufiger noch als in Konſtantinopel ſieht man den Nargileh im inneren Aſien, beſonders in Perſien, und mehr als einmal ſah ich im weiteren Oſten einen Häuptling zu Pferde und die Spitze der Waſſerpfeife (die der Perſer und Transkaukaſier übrigens Kallian nennt) im Munde, während einer ſeiner Diener, ebenfalls

zu Pferde, das Gefäß mit dem Waſſer und dem Pfeifenkopfe nachtrug.

Ein oder zwei Stunden nach dem Aufſtehen wird in Konſtantinopel das Frühſtück (Kaghwaltü) aufgetragen, im inneren Aſien jedoch habe ich es ſelbſt in den reicheren Familien nicht gefunden, ſondern gegen 11 Uhr erſchien ſogleich das Mittagseſſen. Es iſt einfach und beſteht nur aus ein oder zwei Gerichten, denen aber nie Süßigkeiten und eingemachte Früchte fehlen dürfen. Zu dieſem Zwecke wird wie bei jeder Mahlzeit ein großes leinenes oder baumwollenes Tuch (Sofrah, ein Name, der aber auch dem gedeckten Tiſche zukommt) auf dem Boden ausgebreitet und in ſeine Mitte ſtellt man einen meiſt ſechseckigen, hölzernen Träger von 1 Fuß Breite und 1½ Fuß Höhe (Skemli), um darauf die große kupferne und bisweilen ſilberne Tiſchdecke (Sinni), gewöhnlich mit einer Erhöhung in der Mitte (Sahan), zu legen. Um dieſe Art von Tiſch ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft mit übereinander geſchlagenen Beinen, oder auf den Ferſen ruhend, und ein großes einem Handtuche ähnliches weißes oder buntes Tuch, aus Leinwand oder Baumwolle gefertigt, (Sofrah-Beſchkir) wird als Serviette auf dem Schooße der Gäſte ringsum ausgebreitet.

Bevor die Schüſſeln aufgeſtellt werden, erſcheint der Elßui-Weren, d. h. der Handwaſſer reichende Diener, mit dem metallenen Kruge und dem Waſchbecken, um allen Gäſten Waſſer auf die Hände zu gießen. An einem dem Diener über die Schultern hängenden Handtuche trocknet ſich ein Jeder. Vor dem Eſſen wäſcht man ſich nur die Hände und zwar ohne Seife.

Mit dem Worte „Buſurun, d. h. beliebt es Ihnen“, ſetzt ſich der Herr des Hauſes an den gedeckten Tiſch und ein Jeder thut der Aufforderung Genüge. Seit kaum zwei Jahrzehenden hat ſich auch in Konſtantinopel die Sitte der kultivirten Völker, einen Anderen im Plural anzureden und den Singular nur im traulichen Kreiſe zu gebrauchen, Ein-

gang verſchafft, und während auf dem Lande „Bujur, d. h. beliebt es dir“, von Reich und Arm gleich geſagt wird, würde es in Konſtantinopel als ein Verſtoß gegen den Anſtand gelten. Man braucht ſelbſt die ächttürkiſche Höflichkeitsformel Bujur oder Bujurun nicht mehr gern und in der feineren Frauenſprache hört man nur: „Inaied eddin (ettin geſchr.), d. i. haben Sie die Gnade.“

Die Eßdiener (Sofradſchi oder Haiwas) tragen der Reihe nach die Speiſen auf und der Herr muß wiederum mit dem Zulangen vorangehen. Die Speiſen werden in metallenen tiefen Schüſſeln (Sahan) aufgetragen, und damit die Wärme derſelben während des oft weiten Weges aus der Küche nach dem Speiſezimmer ſich nicht verliere, ſind ſie mit ebenfalls metallenen Deckeln (Sahan-Kapagh) geſchloſſen. Wie das Gericht auf dem Tiſche und zwar auf der mittleren Erhöhung ſteht, nimmt der Diener den Deckel ab und der angenehme Duft der Speiſe ladet zum Genuſſe ein. Außer einem kurzen Löffel (Kaſchik), aus gelbem Buchsbaumholze verfertigt, wird kein weiteres Eßgeräth aufgelegt, wenn man die fladenähnlichen Brode bei den Aermeren nicht als Teller betrachten will. Ein Jeder langt mit ſeiner natürlichen Gabel, den Fingern, zu, und iſt das Gericht zu flüſſig, um mit Leichtigkeit aufgegriffen zu werden, dann bröckelt der Orientale noch Brod hinzu, um die Maſſe konſiſtenter zu machen. Mit vielem Geſchicke verſteht er mit den drei Mittelfingern etwas nach dem Daumen zu ſchieben und mit deſſen Hilfe dann eine Art Kugel darzuſtellen, die, zwiſchen den Fingerſpitzen ruhend, dem Munde zugeführt wird. Es gilt für ein Zeichen der Zärtlichkeit, wenn einer eine ſo verfertigte Kugel dem anderen übergibt, und da man bei dem Eſſen keineswegs ſo ekel als bei uns iſt, ſo ſind dergleichen Liebkoſungen nicht ſelten. In der neueſten Zeit haben die vornehmen Türken wenigſtens gelernt, mit einigem Geſchicke ſich des Meſſers und der Gabeln zu bedienen und thuen es in Geſellſchaft mit Europäern;

allein jedoch bleiben sie ihrer alten Sitte getreu, Messer und Gabel von sich werfend. Im Inneren Asiens würde ein Europäer sich ebenso lächerlich machen, mit der Gabel zu essen, als Jemand bei uns mit den Fingern, zumal der Asiate noch meint, daß der Mensch die Finger und nicht die Gabel vom lieben Gott zum Essen erhalten habe. Da Suppen im Oriente keineswegs beliebt sind, so ist selbst der Gebrauch des Löffels ziemlich beschränkt, zumal auch hier wiederum Brod eingebröckelt werden kann. Die Speisen, besonders das Fleisch, sind meist schon so eingerichtet, daß es nicht weiter mit den Fingern zerlegt zu werden braucht, und nur mit Reis gefüllte Kalbsbrüste oder ein ganzes gebratenes Lamm verlangen eine besondere Kunst. In der Regel rupft man aber bei diesen großen Stücken so lange Fleisch ab als es geht, und ein geschickter Vorleger ergreift dann den ganzen, noch in seinen Knochen zusammenhängenden Rest mit den Händen, mit großem Geschicke ein Theil nach dem anderen abreißend. Von Frischem langt ein Jeder zu, bis nichts mehr vorhanden ist. Der Türke hat seinen Magen mehr als wir in der Gewalt, und kein Mahl ist ihm zu schwach oder zu stark besetzt. Nach Wenigem steht er gesättigt auf, aber bei vielen und reichlichen Gerichten weiß er ebenfalls es so einzurichten, daß keine Brocken übrig bleiben.

Einen vollständigen Speisezettel zu geben, bin ich nicht im Stande, und so mag das, was ich bei Gelegenheit der Speisehäuser gesagt habe, im Allgemeinen genügen. Außerdem hat sich die türkische Küche so vielfach geändert und der feine französische Geschmack hie und da bei den hohen Würdenträgern und reicheren Kaufleuten bereits so geltend gemacht, daß man eine mit ächten türkischen Gerichten besetzte Tafel nur noch im Inneren Asiens und im ärmlichen Maßstabe bei dem gemeinen Manne Konstantinopels vorfindet. Fette, kräftige und gewürzige Speisen bleiben aber fortwährend die Lieblingsnahrung, und wenn diese mit ge-

ſchmortem Reiſe (Pillau oder Pilaff) ein Ende gefunden haben, ſo beginnen die Süßigkeiten, aus allerlei Gebäck und eingemachten Früchten (Choſchab) und mit Roſenwaſſer verſetzt beſtehend. Auch alle Sorten Obſt ſind im Oriente eine angenehme Speiſe zum Nachtiſch. Zum Auftragen dienen hier flachere Teller (Tabak).

Während des Eſſens trinkt der Orientale wenig oder gar nicht, aber ſeitdem der Wein mehr Eingang gefunden hat, ſieht man auch nicht ſelten das verbotene Getränk auf den Tafeln der Reicheren. Wünſcht aber ſonſt Jemand während des Eſſens zu trinken, ſo deutet er es einem Eßbedienten an und dieſer erſcheint alsbald mit dem feinen und an den Enden geſtickten Tuche (Maghramah) über der einen Schulter, um auf die bekannte Weiſe ein bauchförmiges Glas (Sſuh-Bardakh) mit Waſſer gefüllt zu präſentiren.

Wenn ein Chriſt gegenwärtig iſt, betet der Bewohner Konſtantinopels vor dem Beginne des Mahles nicht gern, aber auch in der Familie iſt wie bei uns die ſchöne Sitte der Tiſchgebete in Vergeſſenheit gerathen. Nur der orthodoxe Rechtgläubige beginnt noch mit den Worten: „Im Namen Gottes des Allmächtigen, des Barmherzigen!“ und wiederholt dieſe Worte ſelbſt bei jeder neuen Schüſſel. Bevor er aufſteht, ſpricht er gegen den Geber alles Guten noch die frommen Worte: „Dank dem alleinigen Gotte, dem Schöpfer der Welt!“

Sobald die Mahlzeit vorüber iſt, erhebt ſich die ganze Geſellſchaft und der Elßui-Weren erſcheint von Neuem mit ſeinem vaſenähnlichen Waſſerkruge und dem Waſchbecken. Die Art und Weiſe des Eſſens macht jetzt mehr als ſonſt ein ſorgfältigeres Waſchen nothwendig, und deßhalb erhält man neben warmem Waſſer auch Seife. Wurden früher nur die Hände gewaſchen, ſo kommt jetzt auch das Geſicht an die Reihe. War das Frühſtück dürftiger Natur, ſo bleibt das Waſchen wohl auch bei den Händen ſtehen. Aber

der Mund wird faſt immer gereinigt, und es iſt nicht genug, daß man ihn ausſpült, ſondern der Orientale putzt ſich auch mit dem Zeigefinger der rechten und linken Hand die Zähne und entfernt mit einem Buchsbaum-Zahnſtocher (Chilal) aus deren Zwiſchenräumen alle Reſte der Speiſen. Unſere Zahnbürſten zu gebrauchen verbietet die Religion, da dieſe aus Schweinsborſten gemacht ſind. Kaffee und die Pfeife werden in der Zeit, wo man die Speiſegeräthſchaften entfernen läßt, von anderen Dienern gereicht.

Wer im Sommer mit der Sonne aufſteht und bald darauf ſein Frühſtück einnimmt, kann, beſonders wenn ſein Körper ſich dabei ausarbeitet, ohne ſehr hungrig zu werden, den Mittag nicht erwarten, und aus dieſer Urſache nehmen Handwerker und Kaufleute in der Zwiſchenzeit noch ein zweites Frühſtück, was den Namen des Vormittag-Eſſens (Kuſchluk-Jemegh) führt, ein. Andere eſſen das eigentliche Mittagmahl ſchon um 10 oder 11 Uhr und umgehen damit das zweite Frühſtück.

Mit dem Augenblicke, wo die Sonne den höchſten Punkt erreicht hat, erſcheint der an das Gebet mahnende Prieſter wiederum auf dem Umringe des Moſcheen-Thurmes und ruft die Gläubigen zum Gebete. In der Regel ohne Uhr verſteht der Türke und vor Allem ſein Prieſter ſich genau nach dem Stande der Sonne in ſeiner Zeit zu richten, ſelbſt wenn dichte Wolken ſie am Himmel bedecken. Der Prieſter dient auch den Handwerks- und Kaufleuten zur Richtſchnur, und dieſe beſtimmen nach ſeinem Erſcheinen ihre Tageseintheilung. Jeder Gläubige beginnt am Mittage ſeine zweite heilige Waſchung (Üleh-Abdeß) und darauf das zweite Gebet (Üleh-Namaßi), um nun erſt ſich zu Tiſch zu ſetzen. Das Mittagsmahl (Üleh-Jemegh, ſelbſt Üleh-Jemej ausgeſprochen, oder Kuſchluk Mandſchaßi) iſt die Hauptmahlzeit der Türken in Konſtantinopel, und es gibt Familien, in denen um Mittag eine lange Reihe von Gerichten, hingegen zu jeder anderen Mahlzeit nur Käſe und Brod

aufgetragen werden. Ein beſonderes Waſchen, ehe man ſich niederſetzt, iſt in dieſem Falle, wo die große heilige Waſchung vorausgegangen war, nicht nothwendig.

Im heißen Sommer ſchläft der Orientale ebenſo gern nach dem Mittagsmahle als der Europäer, oder hält ſeinen Kehf (Keif). Von Mittag bis Abends wird nichts genoſſen, aber genau in der Mitte der Zeit, wo der Schatten doppelt ſo lang als ſein Gegenſtand iſt, erfolgt eine dritte Waſchung und ein drittes Gebet (Ikindi-Abdeß und Ikindi-Namaßi). Wie die Sonne ſich dem Horizonte nähert, erſcheint der Chodſcha zum vierten Male auf dem Umringe des Thurmes, verkündet den Gläubigen, daß der Anfang der Nacht mehr als ſonſt den Schutz des alleinigen Gottes nöthig mache und fordert ſie deßhalb zum vierten Male zum Gebete auf (Achſcham-Eſen-Namaßi). Damit aber der Fromme innerlich und äußerlich rein ſei, ſchickt er auch hier eine Waſchung voraus (Achſcham-Eſen-Abdeß). Nun erſt verkündet ein Eßdiener, daß das Abendeſſen (Achſcham-Jemegh oder Achſcham-Mandſchaßi) bereit ſei, und man ſetzt ſich auf die unten beſchriebene Weiſe zu Tiſche. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang erfolgt die letzte Waſchung (Jazi-Abdeß) und das letzte Beten (Jazi-Namaßi), und damit iſt eigentlich bei dem Türken der Tag beſchloſſen. Der Herr des Hauſes begiebt ſich in ſeinen Harem, um noch eine kürzere oder längere Zeit mit ſeinen Frauen oder Kindern ſich zu beſchäftigen und dann ſchlafen zu gehen. Orthodoxen Moslimen ſind aber ſelbſt dieſe fünf Gebete noch nicht genug und ſie erheben ſich oft noch um Mitternacht von ihrem Lager, um von Neuem zu beten. Auch am Freitage erfolgt zwei Stunden vor Mittag ebenfalls nicht ſelten eine ſechste Waſchung und ein ſechstes Gebet.

Wie ich eben den Tag beſchrieben habe, ſo ſoll er nach den Vorſchriften der heiligen Religion auch zugebracht werden, nur iſt es noch nothwendig, daß der Rechtgläubige ſich von

Zeit zu Zeit in die Moschee begebe, um dem Höchsten an heiliger Stätte sein inbrünstiges Gebet zuzusenden. Die Türken sind jedoch in der neuesten Zeit in der Ausübung ihrer Gebräuche, wie die Christen in Europa, laxer geworden, und es gibt deren gewiß nur noch wenige, die sich täglich allen fünf Waschungen und Gebeten unterziehen. Man gilt in Konstantinopel schon für fromm, wenn man am frühen Morgen und vielleicht noch am Abend sich wäscht und übrigens nur einen Rikat betet. Der kultivirte Türke hält — so weit ist türkische Aufklärung gekommen — das zu viele Beten selbst für unschicklich, da es ihn mit dem gemeinen und unwissenden Manne in eine Kategorie bringt und vermeidet wenigstens die öffentliche Ostentation, oder thut es nur, wenn er dazu gezwungen wird. Nur den Rosenkranz (Tesbih) mit seinen 99 in drei Abtheilungen gebrachten Kugeln, den 99 Eigenschaften Gottes entsprechend, hat der Türke gleich dem Katholiken mehr als Spielerei und zum Zeitvertreibe auch im öffentlichen Leben beibehalten, und gedankenlos gleitet ihm eine Kugel nach der anderen durch die Finger. Bei jeder Kugel muß eigentlich eine Eigenschaft Gottes genannt werden und fromme Moslimen schicken sogar noch ein kurzes Gebet voraus, während andere nur Allah rufen. Nach Beendigung einer Abtheilung wird das Glaubensbekenntniß gesagt.

Wer besondere Geschäfte am Tage hat, geht diesen nach, wer sie aber nicht hat, sucht die Zeit so angenehm als möglich zu verleben. Der Aufenthalt zu Hause wird trotz Kaffee und Pfeife bald langweilig, und da es, wenigstens für einen jungen Mann, unschicklich ist, am Tage den Harem zu betreten, so bleibt auch weiter nichts übrig, als den Basar und die Kaffeehäuser zu besuchen. Wie dieses geschieht, habe ich schon oben weiter beschrieben.

Die Zahl der Bewohner im Selamluk mag noch so groß sein, so herrscht doch innerhalb seiner Räume Ruhe und Einigkeit, wie man Beides vergebens in dem anderen

Theile des Hauſes, in dem Harem, ſucht. Die Frauen, faſt einzig auf ihre abgeſchloſſene Wohnung gewieſen und beſtimmt, in ihr den Freuden ihres Herrn und Gebieters zu leben, wiſſen in der Regel nicht, womit ſie den lieben langen Tag hinbringen ſollen. Jede nur mäßige Arbeit iſt ihnen ein Gräuel, zumal die gewöhnlichen Arten derſelben ihren Händen das Zarte und Weiße, worauf ſie ſtolz ſind, rauben könnten. Gefallſucht und Intrigue ſind die gewöhnlichen Laſter innerhalb der Haremsgemächer, und um ſo größer die Anzahl der legitimen und gekauften Frauen iſt, um ſo ſchwieriger iſt es, Ordnung und Frieden unter ihnen zu erhalten. Langeweile und der Mangel an Kunſt ſich zu beſchäftigen ſind die Haupttriebfedern zu allen den vielen Laſtern, wodurch ein Harem ſich auszeichnet, und deßhalb werden auch Mädchen, die ſich zu beſchäftigen wiſſen und allerhand feine weibliche Arbeiten, als Stickereien, Treſſenflechten u. ſ. w. mit kunſtfertiger Hand zu bereiten verſtehen, um einen höheren Preis feilgeboten. Dieſe tragen zur Vermehrung des Unfriedens in einem Harem wenig oder gar nichts bei. Eine Frau, gleichviel ob rechtmäßig erheirathet oder nicht, hat den ganzen Tag weiter nichts zu thun, als ſich zu putzen und ihre Reize auf alle Weiſe in den Augen des Herrn zu heben. Nach dem erſten Morgengebete beſchäftiget ſie ſich und ihre Dienerinnen einzig und allein mit ihrem Anzuge und glaubt ſie ihm genügt zu haben, ſo ſtreckt ſie ſich mit jener verführeriſchen Liebenswürdigkeit, die auch in Europa zu den Toilettenkünſten gehört, auf einem Sopha hin, jeden Augenblick bereit, den, dem ihr Streben einzig gilt, zu empfangen. Sie läßt ſich den ſchwarzen, aber ſtets bitteren Kaffee bringen und raucht nachher ſelbſt eine Pfeife mit einem leichteren Tabak (Jewaſch). Nichts thut ſie, was eine Dienerin vollbringen könnte, und lieber klatſcht ſie ſich die zarten Hände roth, um ſich ein Glas Waſſer kommen zu laſſen, als daß ſie ſelbſt darnach ginge. In den Provinzen ſind die Frauen fleißiger, als in der Hauptſtadt,

und dort ſieht man ſie oft mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt.

Von Zeit zu Zeit ergreift die Frau den kleinen Handſpiegel (Aina) und ſchaut mit eigenem Wohlgefallen auf das Bild, was ihr aus demſelben entgegenblickt, oder ruft von Neuem ihre Dienerinnen, um den ganzen Anzug von vorn zu beginnen. So kann oft der ganze Vormittag vergehen, bevor die Kleidung zur Zufriedenheit der Herrin angelegt iſt. Aber auch das Haar verlangt eine ſorgfältige Behandlung, wird reichlich mit duftenden Wohlgerüchen verſehen, und bald fällt es in ſchmachtenden Ringellocken auf beiden Seiten der Stirne herab, bald wird es, zu künſtlichen Flechten vereinigt, zu verſchiedenen Verzierungen des Kopfes verwandt. Bänder, Blumen, Diademe u. ſ. w. dürfen orientaliſchen Schönen ebenſowenig, als den unſrigen fehlen. Die Röthe der Wangen und das Lilienweiß im übrigen Geſichte iſt der Schönſten nicht genug, und ſelbſt in dem lächerlichen Zeitalter Ludwigs XIV. wurde nicht mehr rothe und weiße Schminke verbraucht, als jetzt in den türkiſchen Harems. Auch das Feuer der Augen wird durch Färben der Brauen gehoben, und da gelbrothe Nägel zur Schönheit gehören, werden auch dieſe mit der bekannten Al Henna gefärbt.

Eine jede der Frauen ſucht es der anderen in der geſchmackvollern Kleidung zuvorzuthun, und ſo beſuchen ſie ſich oft gegenſeitig nur, um Toiletten-Geheimniſſe zu erfahren, oder ſenden ſelbſt ihre vertraute Dienerin aus, um über alle näheren Umſtände einer anderen ins Klare zu kommen. Erfreut ſich die eine der anhaltenden Gunſt des gemeinſchaftlichen Herrn, ſo vereinigen ſich oft einige und ſelbſt alle übrigen Verſchmähten zum Sturze der Auserwählten, während ſie ſich öffentlich bemühen, durch allerhand Liebkoſungen ſich ihrer Gunſt zu erfreuen. Alle Mittel werden in Bewegung geſetzt, um die Verhaßte dem Herrn zu verdächtigen, und iſt es nur einigermaßen gelungen, ſo

ſteigt die Arme auch alsbald mit einem Male von der Höhe der Auszeichnungen und Liebkoſungen des Herrn bis zu der evidenteſten Vernachläſſigung herab.

Wenn das männliche Perſonal ſich auf alle Weiſe den Aufenthalt im Hauſe des Herrn angenehm zu machen beſorgt iſt und Jedermann ſich bemüht, ſeinen Beitrag zur Unterhaltung zu geben, ſo kommt im Harem äußerſt ſelten eine geſellige Vereinigung zu Stande. Jede Frau ißt lieber allein oder mit ihrer Dienerin, als mit einer verhaßten Nebenbuhlerin, die ihr die Liebe des Herrn geraubt hat oder rauben könnte. Und auch Abends, beſonders in den Wintertagen, kommen die Frauen eines Harems nur ſehr ſelten zu geſelligen Unterhaltungen zuſammen, und wenn dann im Herrenzimmer Geſchichten und Mährchen vor dem ganzen männlichen Perſonale erzählt werden, ſo iſt hier die erzählende Dienerin, meiſt eine Matrone, gezwungen, daſſelbe in jedem Zimmer vor einer anderen Frau zu wiederholen.

Selbſt der blindeſte Moslim ſieht den traurigen Zuſtand ſeiner Familie ein und der Aufgeklärteſte hat doch nicht die Kraft, durch ſeinen Willen eine wohlthätige Verbeſſerung hervorzurufen. Das Einzige, was geſchehen, iſt noch zu unbedeutend, und wenn auch jetzt der vernünftige Türke nur eine legitime Frau nimmt, ſo ſchafft er ſich doch innerhalb und außerhalb der Familie Maitreſſen an, die ebenſo den Hausſtand zu ruiniren verſtehen. Solange das Mädchen nur als blindes Werkzeug für die Wolluſt des Mannes erzogen wird und nicht noch eine andere Bildung erhält, wodurch ſie den Mann dauernder als mit ihren Reizen feſſeln kann, wird die Familie eines Türken, mag man ſie auch von der vortheilhaften patriarchaliſchen Seite auffaſſen, nie eine glückliche genannt werden können. Nur thieriſche Liebe kennt die Frau eines Moslims und alle ihre Beſtrebungen laufen darauf hinaus, dieſe zu befriedigen. Traurig iſt ein Standpunkt, auf dem alles Menſchliche und beſonders

die hohe Weiblichkeit mit Füßen getreten wird. Alle die herrlichen Tugenden des Weibes und vor Allem des christlichen, die schöne Mutterliebe und die unbedingte Hingebung ihres eigenen Seins an das ihres geliebten Mannes sind in der Türkei Hirngespinnste. Während die Augen einer Christin nur auf den Gegenstand ihrer Wünsche gerichtet sind und sein Ruhm die Brust mit stolzen Gefühlen erfüllt, kokettirt die Türkin mit ihren Reizen und das Glück ihres Gebieters liegt ihr nur am Herzen, damit sie neue Kleider, neuen Schmuck erhalte. Selbst die Geburt eines Kindes vermag den Mann nur wenig der Frau zu nähern, und hat sie ihm ein Mädchen geboren, so wird sie kaum berücksichtiget. Nur ein Sohn vermag der Mutter im Hause eine bessere und gewichtigere Stellung zu geben, und sie gewinnt um so mehr, wenn er der einzige oder wenigstens der älteste ist.

Dieser unglückliche Zustand der Frauen hat selbst die Mutterliebe oft aus dem Herzen verbannt, und kaum niedergekommen, ist die Wöchnerin schon darauf bedacht, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die vielleicht ihren Reizen nachtheiligen Eindrücke der Geburt so schnell als möglich zu verwischen. Augenblicklich wird das arme Kind einer Amme (Süd-Anaßi, d. h. Milchmutter) übergeben und die erste Erziehung des Neugeborenen deren Sorgfalt anheimgestellt. Mehr noch als die Mutter nimmt der Vater an seinem Kinde Theil, und besonders wenn es die ersten Monate der gänzlichen Unbeholfenheit überstanden hat, stellt sich zwischen beiden allmälig eine gegenseitige Liebe her, wie wir sie ebenfalls bei uns finden. Die Mutter, nur auf ihre Herstellung bedacht, haßt vielleicht das Kind, was, ein Mädchen, ihr keinen weiteren Einfluß im Hause zu verschaffen versteht, und bekümmert sich oft nicht weiter um den Gegenstand, den sie unter dem Herzen trug. Faßt dann auch der Vater, dem vielleicht schon mehre Kinder die Ausgaben vermehren, keine Zuneigung zu dem armen verlassenen Geschöpfe, so gilt dieses der Amme oder einer vertrauten

Matrone als Zeichen, ſich des Kindes ſo bald als möglich zu entledigen. Kindermord iſt eine der häufigſten Schandthaten, die ſich in einem Harem ereignen, und es kann deßhalb nicht Wunder nehmen, daß trotz der vielen Frauen eines Mannes die Familien nicht kinderreich ſind. Drei und vier Kinder gelten ſchon für viel. Aber auch ſchon vor der Geburt werden mit und ohne Wiſſen des Herrn von der eigenen Mutter die Keime erſtickt, damit die Reize der letzteren nicht verringert werden, und keine Kunſt hat im Orient eine ſo hohe Stufe erreicht, als Abortus, ſelbſt ſchon nach den erſten Monaten der Frucht, hervorzurufen. Es gibt ältere Frauen des gemeinen Volkes, die ſich regelmäßig damit beſchäftigen und ihr ſchändliches Werk vor den Augen der Behörde und ſelbſt bei den Beamten derſelben treiben. Kann es nun noch auffallen, daß der Orient ſich nach und nach entvölkert? Nicht Krieg und nicht Peſt vermögen in dem Geſchlechte der Menſchen ſo zu wüthen, wie die ſchändliche Sitte des Orients. Als Xenophon vor mehr als 2000 Jahren mit ſeinen kühnen Schaaren Vorderaſien bis zum Tigris durchzog, waren alle Länder jener Himmelsſtriche weit bevölkerter als jetzt. Nun vergleiche man Europa von damals und jetzt, wo nach allen Seiten hin die entvölkerte Erde von Neuem mit Europäern bevölkert wird.

Doch die Laſter einer türkiſchen Familie ſind noch nicht erſchöpft, denn — nach den eigenen Worten mohammedaniſcher Herren — wird der Vermehrung einer Familie noch dadurch ein Damm entgegengeſetzt, daß üppiggewachſene Knaben von 10 bis 15 Jahren ebenfalls im Harem eine Stelle finden und dem Manne gleich den Frauen als Buhldirnen zur Wolluſt dienen. Was mag in der Bruſt eines edeln Weibes für ein Gefühl entſtehen, wenn ſie ſieht, daß der, dem ſie ſich mit ganzer Liebe hingegeben, an der ſcheußlichſten Unnatur Gefallen findet und ihre Reize einem Knaben weichen müſſen? Und dieſe Knaben, wenn ſie dabei die Gunſt

ihres Herrn ſich zu erhalten verſtehen, treten in der Regel einſt in den Staatsdienſt ein, um dann über das Wohl und Wehe vieler Tauſende vielleicht zu verhandeln. Ohne alles menſchliche Gefühl, was in der erſten zarten Jugend getödtet wurde, ſollen ſie menſchlich ſein und menſchlich mit ihren Untergebenen verfahren!

Doch wenden wir uns noch eine kurze Zeit den Kindern und ihrer ferneren Erziehung zu. Der Amme liegt, wie geſagt, die erſte Erziehung ob und in der Regel wird ihr je nach dem Reichthume des Hausherrn und nach dem Werthe des Kindes eine oder mehre Dienerinnen beigegeben. Eine Wiege (Beſchik), vollkommen denen, wie ſie im vorigen Jahrhunderte bei uns Sitte waren, gleich, dient dem Neugeborenen als Lager. Bei dem gemeinen Manne und mehr noch im Innern Aſiens iſt eine elaſtiſche, nicht zu ſchwache Stange mit dem dicken Theile an der Decke befeſtiget, während das entgegengeſetzte Ende frei in der Schwebe erhalten wird. An dieſes hängt man nun, ähnlich einer Wagſchale, eine ausgehöhlte oder geflochtene Wanne von meiſt zwei Fuß ins Geviert und bringt auf ihr das weiche Lager des Kindes an. Sobald das letztere ſchlafen ſoll oder durch Schreien Unruhe zu erkennen gibt, ſo wird das Bettchen gezogen und eine kürzere oder längere Zeit, je nach der Elaſtizität der Schwebeſtange, geſchieht die ſchaukelnde Bewegung von ſelbſt.

Sobald das Kind ſich einigermaßen forthelfen kann, erhält es ein Laufinſtrument (Tandar), wie es auch vor einigen Jahrzehnten noch hie und da in Deutſchland gebraucht wurde. Es beſteht aus einem Geſtelle von fünf oder ſechs Viertelfuß Höhe, was unten breiter, oben hingegen ſchmaler und abgeſtutzt erſcheint. Zwei viereckige und mit großen runden Löchern in der Mitte verſehene Bretter werden an den Ecken durch $^5/_4$ Fuß hohe Säulen, das eine als Baſis, das andere als Spitze, in ihrer Lage erhalten und das untere wird außerdem von vier Rädern ge-

tragen. Durch dieſe beiden Oeffnungen ſtellt man nun das Kind in das Laufinſtrument, ſo daß die Aermchen ſich gerade auf dem oberen Brette auflegen können. Bei jedem Verſuche deſſelben, vorwärts zu kommen, ſchiebt es zugleich mit der Bruſt das Inſtrument vor und lernt gehen, ohne dem Fallen ausgeſetzt zu ſein.

Wenn der Aberglaube bei dem Türken ſchon eine große Rolle ſpielt, ſo iſt dieſes noch mehr bei den geiſtesarmen Frauen des Harems der Fall, und wenn auch Zaubereien und Anfechtungen des Teufels nur ſelten bis in das Innere deſſelben zu bringen vermögen, ſo iſt doch der ſogenannte böſe Blick (Nasr) eine gewöhnliche Erſcheinung in- und außerhalb der Familie. Jedes Unglück, jede Krankheit wird dem böſen Blicke zugeſchrieben, und es gibt wie im Alterthume bei Griechen und Römern, im Mittelalter und ſelbſt jetzt noch bei uns Menſchen, deren Blick (βασκανία, oculus fascinans, jettatura) nur Böſes hervorrufen kann. Jedes ſtarre Anſehen, beſonders eines Juden oder eines Europäers, iſt unheilbringend, und vor Allem ſind zarte Kinder den ſchrecklichen Folgen des böſen Blickes ausgeſetzt. Am Allermeiſten werden Knaben, wenn ſie den anderen Frauen die Gunſt des Herrn rauben und ihrer Mutter einen mächtigen Einfluß verſchaffen, gefährdet, und bisweilen ſchicken die erſteren nach einer rothäugigen Matrone, um mit deren Blick ein verhaßtes Kind zu verderben. Amulette (Amaili, eigentlich Hamail oder Moska) und Talismane (Talism) mit heiligen Sprüchen aus dem Koran, beſonders mit den beliebten Troſtworten der Türken: „Maſch Allah“ oder „Inſch Allah,“ die beide „ſo Gott will“ bedeuten, werden den Kindern um den Hals gehängt und Wolfs- oder Löwenzähne machen außerdem noch das Kind kräftig und ſtark. Am Höchſten jedoch ſteht die Alraunwurzel (Kimia) im Oriente und wie ſie verborgene Schätze kund gibt und man mit ihr aus Blei Gold verfertigen kann, ſo iſt ein Stückchen dieſer Wurzel,

zur rechten Zeit ausgegraben, auch am Meisten im Stande, die Folgen des starren Ansehens abzuwenden. So sehr der böse Blick auch mit dem Glauben an ein unabänderliches Geschick im Widerspruche steht und der gemeine Türke furchtlos die Kleider eines eben an der Pest Verstorbenen anlegt, da die Krankheit, wenn Gott will, auch ohne die Kleider ausbrechen kann, so sehr gibt man sich in diesem Falle Mühe, durch allerhand abwehrende Kunststückchen den bösen Blick unschädlich zu machen. Selbst seinem stolzen Pferde hängt der Türke vorn an die Brust ein dreieckiges und mit Glasperlen eingefaßtes Stück Leder, das oft noch einen Zauberspruch (At-Muskaßi) trägt, um damit alle nachtheiligen Wirkungen seiner Neider abzuwehren.

Nur mit dem Amulette wird das Kind zuerst in die freie Luft gebracht und seine ganze Kindheit hindurch trägt es dieses an einem Schnürchen auf seiner Brust. Widerfährt ihm etwas, so geschah das Unheil selbst in der kürzesten Zeit, wo es einmal abgelegt wurde. Auch die Amme muß sich für das Kind mit einem gleichen Zaubermittel behängen.

Wenigstens ein Jahr lang nährt sich das Kind von der Milch seiner Amme, und thut es oft dann noch, wenn es im Stande ist, sich selbstständig auf der Erde zu bewegen. Ist es ein Mädchen, dann bleibt ihm auch der Harem für die folgende Zeit als Wohnung angewiesen, ist es aber ein Knabe und der Vater faßt eine besondere Zuneigung zu ihm, so betritt er schon vor seiner Mündigkeit an der Hand des Vaters den Selamluk. Von einer Erziehung nach unseren Begriffen ist im ersteren Falle keine Rede und das Mädchen, selbst der Vornehmeren, lernt weder lesen noch schreiben, zwei Künste, die auch bei der Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechtes gar keine oder höchstens unerlaubte Früchte tragen. Der Knabe wird mehr im Reiten und im Gebrauche der Waffen geübt, als in den friedlichen Beschäftigungen, und wenn man ihn auch einem Lehrer (Chodscha) übergibt, so verbringt dieser mit seinem Zög-

linge lieber die Zeit in Uebungen der Religionsgebräuche und lehrt ihn kaum nothdürftig Leſen und Schreiben. Nur der Mittelſtand ſchickt ſeine Kinder in die öffentlichen Schulen (Mekteb), die faſt ſtets mit den Moſcheen zuſammenhängen, und ſoll der Knabe für den gelehrten Stand, gleichviel ob als Ausleger der Schrift oder des Geſetzes, da beide nur auf dem Koran fußen, erzogen werden, ſo beſucht er auch ſpäter die Seminarien (Medreßeh), die ebenfalls mit den Moſcheen in Verbindung ſtehen. Hier lernt er daſſelbe, nur mit mehr Umſicht, bleibt aber im Uebrigen ſo unwiſſend, wie alle ſeine Landsleute.

Mit dem Tage der Mündigkeit eines Knaben, die mit der Beſchneidung gegeben iſt, darf der eigene Sohn nicht mehr die verbotenen Gemächer des Harems betreten und ihn wie jeden Fremden träfe im Uebertretungsfalle bei dem orthodoxen Türken die volle Rache des Vaters. Der noch gar nicht oder kaum mit zartem Flaum um den Bart verſehene Knabe von 10—14 Jahren hat hinlänglich Gelegenheit, die Bedeutung des Harems ſchon vorher kennen zu lernen, und ſollte ſie ihm unbekannt geblieben ſein, ſo trägt ſchon der Vater dazu bei, ihn während ſeiner Hochzeit (Düjün), als welche ihm der Tag der Beſchneidung, wie dem Mädchen der Tag der Vermählung gilt, damit bekannt zu machen. Ohne Scheu und Scham, wie ich auch ſchon oben erwähnt habe, weiht er den unreifen Sohn auf öffentliche Weiſe in die geſchlechtlichen Freuden eines Mannes ein.

Doch ich kehre zu den Frauen des Harems zurück. Nur mit Erlaubniß ihres Herrn und Gebieters öffnet der Harem-Kjajaßi die untere Haremspforte, und tief verhüllt betritt die Frau, von ſchwarzen Dienerinnen und ſelbſt Eunuchen umgeben, das Freie. Wie möchte der Armen wohl zu Muthe ſein, wenn bei einer europäiſchen Erziehung das grauſame Geſchick gewollt hätte, daß ſie in einem Harem die Zeit ihres Lebens zubringen ſollte, und wenn dann nach langem Zwiſchenraume einmal es ihr vergönnt würde,

die reine Luft in Gottes freier Natur zu schöpfen! Doch zum Glücke kennt die Türkin gleich dem Hofhunde an der Kette die goldene Freiheit nicht. Erst Mahmud, der seinen Reformen leider zu bald unterlag, gestattete der Frau größere Freiheiten und es steht ihr jetzt das Recht zu, auf Scheidung anzuklagen, sobald der Mann ihr binnen einer bestimmten Zeit auszugehen verbietet. Selbst bis in das Innere der Harems ist der Ruf von der Emancipation der Frauen in Europa gedrungen, und wenn die Türkin auch weder das Wort, noch den Sinn begreifen kann, so hat sie eine Sache um desto begieriger erfaßt, die ihrer Meinung nach zügellose Freiheit geben soll. Schon früher habe ich erwähnt, wie häufig jetzt die Frauen der Moslimen die Kaufläden der Christen besuchen und in ihnen selten den gelegten Schlingen ausweichen.

Wenn eine Frau ausgehen will, so muß sie auf der Straße Figur und Gesicht den Blicken der Männer sorgfältig entziehen und vor Allem die Locken entfernen, trotzdem verstehen es aber gefallsüchtige Frauen, dem Firengi ihre schöne Gestalt und besonders ihre schlanke Taille trotz aller Tücher sehen zu lassen. Diese Umhüllung geschieht durch einen Mantel (Feredscheh) für den Körper und durch drei weiße Tücher (Jasmagh) für den Kopf. Der erstere gleicht einem Kapuzinermantel, nur ist der Kragen oft größer und viereckig, gleicht aber sonst der Kapuze. Das Zeug dazu ist meist gleichfarbiger oder gestreifter Merino aus europäischen Fabriken und nur noch selten findet man einheimische, besonders in Kleinasien verfertigte Kamlots und andere aus Ziegenhaaren bereitete Stoffe dazu verwendet. Der Mantel geht bis zur Erde herab und hüllt die ganze Figur vom Hals bis zu den Füßen ein.

Von den drei Kopftüchern wird das erste und kleinste dreieckig gelegt und über den Fes, die alsbald zu erwähnende Kopfbedeckung, gebunden, doch so, daß die Zipfel nach hinten fallen. Das zweite Tuch bedeckt den unteren

Theil des Geſichtes, Kinn, Mund und ſelbſt Naſe, ſo daß demnach von dem Geſichte nur noch eine Spalte, in der die Augen liegen, ſichtbar iſt. Das dritte Tuch wird etwas umgeſchlagen um die Stirne gelegt und fällt an den Seiten und nach hinten herunter. Stecknadeln (Toplu-Jneh, d. h. Knopf-Nadeln) erhalten die drei Tücher in ihrer Lage. In Trebiſond war dieſe Verhüllung dem bigotten Gouverneur Abdullah-Paſcha gar nicht genug, und die Frauen der Rechtgläubigen waren gezwungen, noch außerdem Draht-Masken zu tragen. In der Art und Weiſe des Anlegens der drei Tücher herrſcht bei den Frauen der drei verſchiedenen Völker ein Unterſchied, der ſie ſogleich erkennen läßt. Am Meiſten ſind die nicht unirten Armenierinnen verhüllt, denn bei ihnen hängt das dritte Tuch an den Schläfen gerade herunter, die Frauen der Moslimen hingegen ziehen es bis an die Ohren zurück und laſſen es nun erſt herunterfallen. Die katholiſchen Armenierinnen binden die Naſe nicht mit ein und die Griechinnen tragen ſich jetzt noch freier, indem ſie den Kopf nur mit einem Tuche einhüllen. Den Griechen gereicht es überhaupt zur Ehre, daß ſie unter allen Orientalen ihre Frauen am Humanſten behandeln und ihnen mehr Freiheiten gönnen. Sie ſind es auch, die neben den Schattenſeiten einer oberflächlichen Kultur doch am Meiſten in die Tiefe eingedrungen ſind. Viele Frauen der reicheren griechiſchen Kaufleute gehen jetzt mehr europäiſch als griechiſch, und die neue Mode hat ſogar manchen natürlichen und ſchönen Theil ihrer Kleidung verdrängt. Selbſt die pariſer Damenhüte haben bei ihnen Eingang gefunden.

Wie eitel die Frau eines Moslims ſelbſt unter der bergenden Hülle des Mantels und ihrer Tücher iſt, beweiſt zur Genüge, daß ſie nicht allein ſtattliche Gewänder zum Ausgehen anlegt, ſondern ſich auch mit allerhand Schmuck behängt. Wenn ſie auch ſonſt noch fortwährend die gelbſaffianenen, bis an die Knöchel den Fuß eng umſchließenden

Stiefeln (Leptschin) anzieht und diese in gelbe, mit hohen Absätzen versehene Pantoffeln (Pabutsch) steckt, so wird doch nur ein Theil der schönen Arme von den seidenen Halbhandschuhen (Eldüwen) bedeckt. Nur im Falle der Boden feucht ist, werden die plumpen ledernen Stiefeln (Dirlik) angezogen.

Da sich die Frau eines Harems innerhalb ihres Gemaches für ihren Geliebten, wie unsere Damen für einen Ball oder irgend ein geselliges Vergnügen schmückt, so wird es wohl auch nicht überflüssig sein, wenn ich zunächst die schönen Leserinnen einigermaßen mit den Toilettenkünsten der Harems-Mitglieder vertraut mache. Genau dieselben zu schildern, wird mir bei der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht weniger, wie jedem Anderen unmöglich sein. Wenn mir auch außerhalb Konstantinopel mehrmals vergönnt war, die heiligen Räume eines Harems zu betreten, so habe ich doch für die Residenz einen noch sicherern Gewährsmann an meinem treuen Dolmetscher Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro, der, wie ich in der Vorrede schon gesagt habe, viele Jahre seiner ersten Jugend ebenfalls in die Räume eines Harems gebannt war. Doch ehe ich dazu übergehe und treulich berichte, was mir besonders während des traurigen Aufenthaltes in der Quarantaine zu Alexandrapol erzählt wurde, wird es gut sein, noch einige Worte über die eigentliche Stellung der verschiedenen Bewohnerinnen des Harems zu sagen.

Das Personal des Harems theilt sich in die Frauen des Herrn und in die Dienerinnen derselben, aber es steht ganz in der Hand des Herrn, eine der letzteren in die Zahl seiner Frauen aufzunehmen und ihr ein besonderes Zimmer und selbst Dienerinnen zu geben. Unter den Frauen (Kadün) sind sowohl die rechtmäßigen, durch einen besonderen Ehekontrakt (Ewlenmeh) erheiratheten und freigeborenen Gemahlinnen (Ehl) zu verstehen, als auch die, welche auf dem Mädchen-Basare nach eigenem

Gutdünken des Herrn gekauft sind. Die ersteren sollen allerdings den Vorzug vor den übrigen haben und besitzen ihn auch, wenn ihre Familie mächtig genug ist, um ihren Anforderungen Nachdruck zu verleihen. Sind mehre rechtmäßige Frauen (Chatun), deren Anzahl jedoch nach dem Koran nicht über vier betragen darf, vorhanden, so geht im Range entweder die erste erheirathete den anderen vor oder auch diejenige, welche die mächtigste Familie für sich hat. Eine solche führt den Namen Bojük- (oder Basch-) Chatun-Effendim, d. h. große (oder Haupt-) Frau Herrin, wird aber meist als Bojük Kadün Effendim, was, da Kadün, Chatun und Chanüm nur verschiedene Formen eines und desselben Wortes sind, dasselbe bedeutet, begrüßt. Bei den Türken gilt nämlich die Anrede Effendim (Efendi mit dem angehängten Pronomen possessivum) gleichbedeutend für Herr und Herrin und entspricht dem französischen Monsieur und Madame. Die Töchter der Sultane dulden in der Regel keine anderen Frauen neben sich, und ein Schwiegersohn oder Schwager des Großherrn ist mit seiner Prinzessin übel daran, indem er im eigentlichsten Sinne des Wortes unter ihrem Pantoffel steht. Auch die Töchter hoher Würdenträger dominiren über ihre Männer, so lange ihr Vater noch eine Bedeutung hat, die Fälle sind aber früher häufiger gewesen, wo der Mann nach dem Sturze seines Schwiegervaters die arme unglückliche Frau verstieß und sie bisweilen dem größten Elende Preis gab. Die anderen im Range, wenn auch nicht immer in der Gunst tiefer stehenden rechtmäßigen Frauen werden schlechtweg Chatun-Effendim, d. h. Frau Herrin, genannt. Erwachsene Töchter und Schwestern des Hausherrn kommen nun in der strengen Etikette des Hauses und heißen Kjütschük Chatun-Effendim, d. h. kleine Frau Herrin. Sonst wird die Tochter auch Kis genannt. So wenig auch die Mutter des Hausherrn, die Walide, in den ersten Jahren nach der Geburt sich des Sohnes oft ange-

nommen hat, so trägt doch fortwährend der letztere in den späteren Jahren eine instinktmäßige Verehrung gegen dieselbe zu Tage. Er nennt sie gewöhnlich und mit ihm das ganze Hausperſonal Ana.

Die erkauften Frauen oder die eigentlichen Geliebten (Mätreſſen) des Herrn führen den Namen Kadün, was, wenn wir die Form Chatun für rechtmäßige Frau feſthalten, ſich nur mit „Geliebte“ überſetzen läßt. Treffender wäre freilich der altdeutſche, kräftige Ausdruck „Kebsweib.“ Im Range einander gleich, hängt ihre Stellung genau mit der Gunſt ihres Gebieters zuſammen und dieſem ſteht es ſelbſt frei, ſie wieder zu verkaufen oder ſie als Dienerin den anderen unterzuordnen. Doch die Sitte ſpricht hier gegen das geſetzliche Recht und die Sklavin, die früher ihr Lager mit dem Herrn getheilt, würde jetzt um keinen Preis eine untergeordnete Rolle ſpielen. Durch Ungehorſam und Hartnäckigkeit zwingt ſie, wie ich oben ſchon geſagt habe, ſogar ihren ihr nicht genehmen Herrn, ſie mit ſeinen Liebkoſungen zu verſchonen und ſie weiter zu verkaufen.

Die ächten Dienerinnen ſind entweder weiße, und zwar zur Bedienung der Frauen, Halaik (Halajik), und in dem Harem des Sultans und der erſten Würdenträger, Odalik (von Oda, das Zimmer, alſo unſerem Frauenzimmer entſprechend, nicht Odaliske, wie auch bei uns dem Franzöſiſchen nachahmend geſchrieben wird), oder zum Reinigen der Zimmer, Beslemeh. Die niedrigen Arbeiten verſehen Negerinnen, Dſcharja, und während die erſteren ſich mehr mit der Perſon ihrer Gebieterinnen beſchäftigen und ihnen als Erzählerinnen, Tänzerinnen und ſelbſt Sängerinnen den Aufenthalt im Kerker des Harems angenehmer zu machen verſuchen, liegt es den letzteren mehr ob, die gröberen Arbeiten innerhalb der Zimmer zu beſorgen und ihre Herrin, wenn ſie ausgeht, zu begleiten.

Vor acht Uhr des Morgens erheben ſich die Damen eines Harems nicht leicht von ihrem Lager, auf dem ſie des

Nachts in besondere Beinkleider (Getschelek-Schalwar) und in ein Nachthemde (Getschelek-Kjümlek) gehüllt zubrachten. Die Haare und die beiden hinten herunterhängenden Zöpfe werden von einem viereckigen, aber dreieckig gelegten und an den Ecken gestickten Tuche (Jasmagh) gegen Verwirrung einigermaßen geschützt. Dieses Tuch vertauscht die Frau entweder im Anfange ihrer Toilette mit einem anderen, ihm gleichen, dem ringsherum nur bisweilen Fransen angenäht sind, oder setzt, wenn die Haare sogleich in Ordnung gebracht werden, den niedrigen, rothen Fes (eine gefilzte Kopfbedeckung von rother Farbe, unseren Hüten ohne Krempen nicht unähnlich) mit der blauen Quaste auf und bindet turbanartig ein Tuch darum. Auch bedient sich die Orientalin eines an den Enden gestickten Tuches zur Kopfbedeckung, indem sie es herumschlingt und auf einer Seite sackartig herunterfallen läßt. Ein solches zu diesem Zwecke verwendete Tuch heißt Jemini, während es außerdem Kalemkeri genannt wird. Anstatt des rothen Fes wird auch ein kostbares, den Scheitel eng einschließendes Käppchen (Tepelik), mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt, getragen und hierum wird ebenfalls das eben genannte gestickte Tuch oft gebunden.

Den Füßen werden zunächst die wollenen Strümpfe (Tschorb), denen unserer Frauen entsprechend, angezogen und dann folgen die Beinkleider (Schalwar), im Schnitte den unsrigen gleich, aber mit sehr faltigem Obertheile und weiten Beinen. Vermittelst eines breiten Zuges (Ütschkür), in der Regel aus Leinwand verfertigt und an den Enden nicht selten gestickt, werden die Beinkleider an der Taille befestiget, während unterhalb des Kniees an jedem Beine ein zweiter Zug vorhanden ist, der zu gleicher Zeit die Strümpfe in ihrer Lage erhält. Obgleich die Beinkleider nur bis unter das Knie reichen, so fällt doch das Zeug der enormen Weite halber noch bis auf den Fuß herab, so daß man selbst diesen bisweilen

nicht sieht. Die Beinkleider werden in der Regel aus rothem Seidenzeuge, seltener und nur bei den ärmeren Leuten aus Kattun oder einem anderen baumwollenen Stoffe verfertigt oder der obere, den Unterleib umschließende Theil besteht aus wohlfeilerem Kattune, der untere hingegen aus Seidenzeuge. Argwöhnische Ehemänner lassen ihre Frauen Unterbeinkleider (Dislik) tragen und, damit auf keinen Fall vom Fuße etwas gesehen wird, sind ihnen oft schon unten die enganschließenden, aus weichem Saffiane verfertigten Schuhe (Mest) angenäht. Auch die Männer tragen diese bisweilen.

Nun folgt der Umtausch des Hemdes (Kjümlek, Gjömlek), und während das für die Nacht aus einem gröberen baumwollenen Stoffe verfertigt war, muß dieses, wenigstens in dem Harem eines wohlhabenden Türken, aus Seide und zwar meist aus roher von gelber Farbe bestehen. Das Hemd ist in den Provinzen sehr kurz und reicht kaum bis über die Hüften, bis dahin die Beinkleider bedeckend, in Konstantinopel hingegen sehr lang und wird heraufgeschlagen oder noch häufiger über den Beinkleidern getragen. Auf der Brust besitzt es, wie bei den Männerhemden bei uns, einen langen Schlitz, der entweder offen bleibt oder durch besondere Knöpfe, die nicht selten von Gold und selbst mit Edelsteinen besetzt sind und auch die Form einer Rose darstellen, zum Theil geschlossen wird. Von diesen Knöpfen befindet sich ein Paar am Halse und zwei auf der Brust, doch stets in einer Entfernung, daß trotzdem eine schmale Oeffnung übrig bleibt.

Ueber das Hemd wird das einem Schlafrocke nicht unähnliche Kleid (Anteri) angezogen. Es geht vom Halse bis auf die Erde und schließt, besonders dem oberen Theile des Körpers eng anliegend, diesen genau ein. Die beiden Seiten werden vorn übereinander gelegt, an der Taille mit ein Paar Knöpfen befestiget und außerdem noch durch einen Bund (Kuschak) in ihrer Lage erhalten. Ueber der Brust

ſchließen die beiden Seiten keineswegs, ſondern es bleibt eine Oeffnung, vom Halſe nach unten ſich verengernd, übrig. Deſto reicher und faltiger iſt der untere Theil des Kleides und nicht ſelten auf der Erde ſchleppend, wird die Bewegung innerhalb deſſelben dadurch wiederum leichter, daß das Kleid auf jeder Seite zwei Einſchnitte beſitzt. Wenn kein Beſuch vorhanden iſt, ſo ſchlagen die Frauen die dadurch entſtandenen fünf Abtheilungen auch wohl herauf und befeſtigen die Enden in dem Bunde. Die Aermel liegen bis zum Ellenbogen dem Arme genau an, fallen aber dann loſe herab und ſind vorn mit geſtickten, aber gleich einer Klappe nur den Rücken der Hand bedeckenden Manſchetten (Kol-Kapa, d. i. Handdeckel) verſehen. Der Bund beſteht aus einem türkiſchen Tuche oder häufiger noch aus einem Choraſan- oder Kaſchmir-Shawle und wird breit um die Taille gewunden.

Um den Hals kommt oft noch ein feines ſeidenes Tuch (Bojun-Bahah, d. h. Halsbinde) und wird eben ſo leicht, wie es bei unſeren Damen geſchieht, umſchlungen. In der neueſten Zeit ſind aber auch ſchon Spitzenkragen, über das Kleid ausgebreitet oder den Hals mehr oder weniger bedeckend, in Gebrauch gekommen und man gibt ihnen den Namen Jaka. Ebenſo haben die Spitzen-Manſchetten in den Harems ſich Eingang zu verſchaffen gewußt, heißen aber noch fortwährend Handdeckel (Kol-Kapa). Der offene Theil der Bruſt wird beſonders von den älteren Frauen auch durch eine in der Regel wie bei unſeren Damen geſtickte Chemiſette (Jokösluk) bedeckt.

Innerhalb ihres Zimmers trägt die Frau eines Moslims, wenn ſie allein iſt, kein anderes Kleidungsſtück. In Strümpfen geht ſie auf den Teppichen herum, ſobald ſie aber herausgehen will, zieht ſie die vor der Thüre ſtehenden Pantoffeln (Pabutſch, von Pa, Fuß, und Butſch, Bedeckung, oder Baſchmak) an, legt ſie aber ſogleich wieder ab, wenn ſie wiederum in das Zimmer tritt. Pantoffeln

gelten auch dem Herrn, wenn er des Abends eine seiner Frauen besuchen will, als Zeichen, ob diese allein oder von Verwandten, die immer noch ein Recht Besuche abzustatten haben, umgeben ist. In letzterem Falle schämt er sich, seine Frau zu besuchen, thut es aber doch bisweilen dann, wenn der Besuch aus seinen nächsten Verwandten, aus der Mutter oder aus den Schwestern besteht. Die Pantoffeln und überhaupt die Fußbedeckung spielen ebenfalls im Harem eine wichtige Rolle, nicht etwa, weil der Mann in der Türkei trotz aller Demüthigung der Frau doch ebensogut unter ihr Regiment kommen kann, sondern weil sie dem Manne die größten Ausgaben verursachen. Großer Luxus herrscht bei den türkischen Damen in den Fußbedeckungen, und es gibt deren, die dem Herrn oft nicht weniger als 1,000 Piaster (über 60 Thaler) zu stehen kommen. In diesem Falle sind freilich die Hausschuhe auf das Kostbarste und Künstlichste mit Perlen und selbst mit Edelsteinen gestickt und führen den Namen Tschiptschip. Wie unsere Damen sich, besonders in den höheren fürstlichen und gräflichen Familien, einer gewissen Einnahme von Seiten des Mannes erfreuen, die den Namen Nadelgeld führt, so herrscht auch in den türkischen Familien eine ähnliche Sitte und die Frau erhält für ihre kleineren Bedürfnisse ebenfalls eine größere oder kleinere Summe, die aber den Namen Baschmaklik, d. i. Pantoffelgeld, führt.

Wenn die Türkin Besuch erhält oder ihren Mann erwartet, so zieht sie noch ein vorn ebenfalls offenes und kurzes Kleid (Benisch) an, was am Meisten dem sogenannten Burnus unserer heutigen Mode entspricht. In der Regel besteht es aus einem wollenen oder baumwollenen Zeuge und ist je nach der Jahreszeit mehr oder weniger wattirt. Bei den Reicheren, wo der Anteri aus einem seidenen Stoffe besteht, ist der Benisch aus rothem Sammet oder aus einem mit Gold und Silber blumig durchwirkten Zeuge verfertigt. Noch mehr wird auf den Pelz

(Kürk) verwendet, und nicht immer ist es nothwendig, daß dieser durchaus mit irgend kostbaren Fellen, dem Zobel oder dem Waschbär, gefüttert ist, sondern in der Regel sind nur die Seiten und der Rücken des Gewandes damit verziert. So hat er auch die Form der ächten russischen Kadsawecha (Kasawaika), und entspricht ihr auch hinsichtlich des Gebrauches. Doch eben so häufig ist er im Innern gefüttert und reicht bis auf die Füße herab.

Zu einer vollständigen Kleidung einer Dame gehören auch Taschentücher (Ischlemeh-Jasmagh) und das Spielen mit ihnen, und besonders mit den gestickten Zipfeln, füllt kürzere oder längere Zwischenräume aus. Auch der Gemahl bedient sich ihrer, aber nur um seiner Geliebten das nächste Mal Zuckerwerk und allerhand Süßigkeiten oder wohlschmeckende Früchte darin mitzubringen, und diese frohlockt dann, denn es gilt ihr auch als günstiges Zeichen der Zuneigung ihres Mannes.

Endlich gehört allerhand Schmuck zur Toilette eines türkischen Harems und vor Allem werden das vorn vielfach geringelte und gelockte Haar und der Fes damit geziert, indem Nadeln mit Rosen, Vögeln u. s. w. oft aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzt, daran gesteckt werden. Ebenso verwendet man Silber, Gold und Edelsteine im reichlichen Maße an der vorderen Seite des Hemdes und des Anteri's, oder man hat dafür nicht minder kostbare Agraffen. Talismane (Talism), in der Regel in Kapseln, hängen ebenfalls an goldenen Ketten oder kostbaren Schnüren um den Hals als Halsbänder (Girdanlik), oder sind länger und ziehen sich bis auf die Brust herab. Oft sind beide vorhanden. In der neuesten Zeit haben auch unsere Damenuhren (Saat) Eingang gefunden, und liegen auf der linken Seite in kleinen am Anteri befestigten Taschen, werden aber noch außerdem von einer goldenen, sogenannten Erbskette (Kjöstek) getragen. Finger- und Ohrringe (Jüsük und Kjüpeh), weniger Armspan-

gen (Bileſig), ſind ſchon ſeit langer Zeit in der Türkei im Gebrauche und verurſachen dem Manne nicht unbedeutende Ausgaben. Oft ſchließen ſie koſtbare Edelſteine ein, am Häufigſten Türkiſe oder Diamanten, welche letztere von beſonderer Durchſichtigkeit den Namen Abdeſt-Elmaßi führen. Die Türkiſen (Peruſen) werden im Oriente gewöhnlich verfälſcht und um ihnen dann die beliebte dunkelblaue Farbe zu geben, legt man ſie Wochen und ſelbſt Monate lang ins Waſſer. Oft kauft man die ſchönſten blauen Steine und mit jeder Woche erbleichen ſie mehr. Prächtige Fächer (Jalpas), in der Regel aus verſchiedenen ſeltenen Federn zuſammengeſetzt, dienen mehr als Spielzeug und bei Luſt-, beſonders Waſſerfahrten, um die Sonne abzuhalten. Endlich iſt der Spiegel (Aina) einer Orientalin ebenſo nothwendig, als ihren Schweſtern im Abendlande. Er hat eine breit-längliche Figur und beſitzt kaum die Länge eines Fußes und die Breite von $^3/_4$ Fuß. Ein brauner oder goldener Rahmen ſchließt ihn ein und läuft nach unten in eine ſtielförmige Verlängerung aus, die nicht immer auf einer breiten Unterlage ruht, aber in dieſem Falle wenigſtens von ihr befreit werden kann.

Daß die Frau, wenn ſie ihr ſtilles Gemach verlaſſen will, ſich mit Tüchern und Mantel den Blicken fremder Männer verhüllen muß, habe ich ſchon oben geſagt. Schleier, wie unſere Damen ſie tragen, würden bei ihrer Durchſichtigkeit den Argwohn eines Türken nicht verſcheuchen, und nur die Braut, wenn ſie ihrem Bräutigam zugeführt wird, erhält eine minder dichte Umhüllung. Ein langes, vom Kopfe herunterhängendes, unſern Schleiern ähnliches Tuch (Büründſchik) erlaubt es, hinter ihm ſchon mehr als die bloßen Umriſſe des Geſichtes zu erkennen.

Wie ich eben die Kleidung der Orientalin in Konſtantinopel beſchrieben habe, ſo kommt ſie auch im Allgemeinen im ganzen Oriente vor, aber dabei iſt es immer noch den einzelnen Frauen überlaſſen, allerhand Modifikationen zu

treffen. Junge und besonders erkaufte Frauen, die mehr durch ihre Lage auf Koketterie gewiesen sind, weichen bisweilen in so hohem Grade von der Norm der Kleidung ab, daß fast alle Theile derselben nur Phantasie-Gebilde sind. Mit großem Geschicke verstehen sie ihre Reize zum Theil auf eine Weise einzuhüllen, daß sie ihren Herrn am Meisten anzuziehen im Stande sind, und wenn man die Abbildungen von Haremsfrauen, besonders von Odalik's, die doch eigentlich nur Dienerinnen sind, in Reisebeschreibungen und Schilderungen türkischer Zustände betrachtet, so findet man auf ihnen in der Regel nur eine phantastische, von den Trägerinnen willkürlich gewählte Kleidung. Die rechtmäßig erheirathete Frau nimmt, so sehr sie sich auch bemüht, die Gunst und selbst die Liebe ihres Gemahles zu gewinnen und zu erhalten, nie zu solchen Künsten ihre Zuflucht und bleibt auf diese Weise auch ehrbarer, als die Sklavin, mit der sie gezwungen ist, sich in die Liebe ihres Mannes zu theilen. Und leider kommt es häufig vor, daß die rechtmäßige Frau sich der liebenden Aufmerksamkeit ihres Mannes weniger erfreut, besonders wenn ihre Reize mit den Jahren allmälig verschwinden.

Von der Kleidung der Frauen gehe ich zu der des Mannes über. Dieser erhebt sich in der Regel etwas früher von seinem Lager, das wie gesagt, in dem Harem sich befindet. Er schläft mit einem Hemde, Unterbeinkleidern und einem schlafrockähnlichen Gewande angethan, und das letztere dem Anteri der Frauen gleich, nur enger, schlägt mit den Seiten nicht über, sondern wird nur am Halse und an der Taille mit Heft und Schlinge vereinigt. Es führt ebenfalls den Namen Anteri. Obgleich kein nur einigermaßen gebildet sein wollender Türke sich noch das Haupthaar abscheeren läßt, so ist doch die warme Kopfbedeckung des Nachts und am Tage Sitte geblieben. Aus dieser Ursache schließt während der Nacht eine spitzzulaufende, eng den Seiten anschließende und mit Baumwolle gefütterte Mütze

(Kauk, Kawuk) den Kopf ein, und ſelbſt darüber trägt der Moslim noch einen kleinen Fes, mit einer Menge dreieckiger Papiere verſehen. Dieſe Papiere werden um vieles Geld von einem Diener der Religion (Imam), der ſich den Aberglauben ſeiner Landsleute zu Nutze macht oder auch ſelbſt noch in ihm befangen iſt, gekauft und müſſen heilige, beſonders bezügliche Stellen aus dem Koran geſchrieben enthalten. Sie ſtellen Amulette (Hamaili), von denen ich ſchon oben geſprochen, dar und ſtehen auch den ſtarken Männern gegen Hexerei und Zauberei bei. Solange der Herr in dem Harem ſich aufhält, bleibt er in ſeiner Nachtkleidung und zieht nur noch einen dicken, bis zu den Füßen herabreichenden Pelz (Kürk), im Sommer wie im Winter, an.

In dieſer Kleidung in dem Selamluk zu erſcheinen, wäre gegen den türkiſchen feinen Anſtand (Sarafat), der mehr noch, als bei uns, aus beſtimmten Formen beſteht und wie in dem Zeitalter Ludwigs XIV. jeder ſelbſtſtändigen, freien Regung des Geiſtes entgegentritt. Um ſich dahin zu begeben, vertauſcht der Herr ſein Hemd (Kjümlek) und ſeine Unterbeinkleider (Itſchdonu) mit anderen, aus feineren Stoffen bereitet und legt nun die einzelnen Theile der neuen, allen Beamten vorgeſchriebenen Kleidung (Asker-Uruba, d. i. Soldaten-Kleidung) an. Zunächſt bekleidet er ſeine Füße mit wollenen oder ſeidenen Strümpfen (Tſchorab), die aber kürzer als die der Frauen ſind und unſeren Männerſocken entſprechen; darüber kommen die aus feinem gelben oder rothen Saffiane verfertigten Halbſtiefeln (Laptſchin), die keine Sohle beſitzen und nur für die Teppiche beſtimmt ſind. Sie liegen allenthalben dem Fuße eng an und haben die Größe der Socken. Anſtatt ihrer beſitzt der Moslim auch eine Art ſchwarzer Schuhe, den unſrigen gleich, aber ſtets aus feinerem Saffian verfertigt (Derlik), bedient ſich ihrer aber nur im Hauſe, oder, wenn ſie aus gröberem Leder beſtehen

und etwas höher heraufgehen, auch zum Ausgehen während eines trocknen Tages. Früher und auch jetzt noch in den Provinzen nennt man Derlik den Lederſtrumpf, der den Unterſchenkel von den Knöcheln bis zu dem Knie einſchließt und beſonders beim Reiten vortreffliche Dienſte leiſtet. Der Pantoffeln bedient ſich der heutige Türke der Aufklärung zum Ausgehen gar nicht mehr und erſcheint ſelbſt im Selamluk nur dann damit, wenn keine Fremden gegenwärtig ſind. Im Harem, wohin kein ungeweihtes Auge blicken kann, gebraucht er hingegen noch gern nach väterlichem Gebrauche die Pantoffeln. Früher war und iſt zum Theil noch jetzt den verſchiedenen Gläubigen die Farbe der Fußbedeckung vorgeſchrieben, und nur der Moslim konnte ſich der gelben oder ſeltener der hochrothen Schuhe bedienen, während der Armenier dunkelrothe, der Grieche und Ausländer ſchwarze und der Jude blaue tragen mußte.

Nachdem der Fuß bekleidet iſt, werden die Tuchbeinkleider der neuen Ordnung (Pantalun) angelegt, und dieſe ſind ganz den unſrigen ähnlich verfertigt. Selbſt die ihnen gleich angenähten Stege (Supieh, souspieds) dürfen bei einem Löwen der türkiſchen Reſidenz ebenſo wenig fehlen, als bei einem unſerer ſüßen Herren der neuen Mode. Nichts macht dem Moslim bei der ganzen neuen Kleidung aber ſo viel Unbehaglichkeit, als dieſe Stege, und man ſieht an ihnen am Meiſten, wie Kultur ſelbſt Naturkinder in Feſſeln ſchlagen kann. Allen ſeinen Bewegungen ſind ſie hinderlich, und beſonders vertragen ſie ſich durchaus nicht mit der einheimiſchen Sitte, mit übereinandergeſchlagenen Beinen zu ſitzen. Zu Hauſe trägt der Moslim deßhalb meiſt Beinkleider ohne Stege, oder bedient ſich noch lieber ſeiner vaterländiſchen (Tſchakſchür). Dieſe unbeholfenen und ungeſchickten Beinkleider gleichen mehr einem Frauenunterrocke, beſitzen ſogar einen noch größeren Umfang und unterſcheiden ſich von dieſem nur dadurch, daß ſie unten nur auf den Seiten zwei Oeffnungen beſitzen, durch welche die

Füße hindurchgesteckt werden. Die Tschakschür sind unten weiter als oben und bestehen in der Regel aus einem sehr langen, in der Mitte breiteren Stücke Zeuges, was wie bei der Verfertigung eines Sackes in der Mitte zusammengeschlagen, an den Seiten zusammengenäht und für die Füße mit zwei Oeffnungen versehen wird. Ein Bund (Utschkür) mit einem Zuge befestigt die Beinkleider um die Taille. Zwei große Oeffnungen, ähnlich wie zu unsern Taschen und ebenfalls auf der Seite, aber weiter oben, dienen zu gewissen Bedürfnissen im menschlichen Leben. Diese Beinkleider sind mehr für das Reiten, als für das zu Fuß Gehen berechnet, und wenn man auch auf ebener Erde der Weite halber keineswegs im Schritte gehindert ist, so macht doch das zwischen den Beinen herumschlotternde Zeug das Gehen unbequem. Laufen würde nur unter steter Gefahr zu fallen möglich sein. Das Material zu diesen Beinkleidern besteht gewöhnlich aus einem aus Ziegenhaar verfertigten und noch mit der Naturfarbe versehenen Zeuge, und an den Nähten sind allerhand Verzierungen, meist aus braunrothen Schnuren (Gaitan) verfertigt, angebracht. Mehr noch als diese Unterrocks-Beinkleider sieht man eine Art Kamaschenhosen (Sukma, oder, wenn aus Tuch verfertigt, Potur) und man bedient sich ihrer besonders in der schlechten Jahreszeit zum Reiten. Oben sind sie ziemlich weit, unten liegen sie aber dem Unterschenkel eng an und werden daselbst wie bei den Kamaschen an den Seiten zugeknöpft.

Die Beinkleider der neuen Ordnung haben auch die Träger (Suwieh) derselben mitgebracht, und diese unterscheiden sich in keiner Weise von den unsrigen. Ueber der Brust zieht der Moslim fortwährend seine wattirte Jacke an, die wiederum den Namen Anteri (Entari) führt, und jetzt in der Regel aus Baumwollenzeug verfertigt wird. In der alten Kleidung spielte sie eine wichtigere Rolle und wurde unmittelbar unter der offenen Oberjacke getragen. Meist erschien sie bei dem vornehmen

Türken mit Seidenzeug und ſelbſt mit weißem Atlas überzogen und ſtellte ſich ſo in ihrer ganzen Pracht den Blicken der Umſtehenden dar; jetzt hingegen wird ſie von einem anderen Kleidungsſtücke, das ebenfalls den Firengi's entlehnt iſt und in jeglicher Hinſicht unſerer Weſte (Jelek) entſpricht, bedeckt. Dieſe Weſte gleicht der des Militärs, oder wie wir ſie auch im Winter tragen, und muß von oben bis unten zugeknöpft ſein.

Ueber Jacke und Weſte kommt nun der neue Rock (Setereh), gleich dem ſogenannten polniſchen Schnurenrocke mit Schnuren (Gaitan) und ſeidenen Borten (Schiritt) beſetzt, und geht nur bis zu dem Knie herab. Als die Unterrocks-Beinkleider Sitte waren, wurde anſtatt des Setereh über der oben erwähnten Jacke noch eine zweite getragen. Sie glich den Huſarenjacken am Meiſten und führte auch den Namen Dolman oder Tſchekmen; nur war ſie weiter und die geſchlitzten Aermel hingen zur Seite herab. In der Regel beſtand ſie aus ſchön türkiſch-rothem Tuche und war reichlich mit Gold nachahmenden, ſeidenen Schnuren in Arabeskenform beſetzt. Anſtatt der Oberjacke trug der Moslim (und trägt zum Theil noch) einen bis zu den Knieen und ſelbſt bis zu den Füßen heruntergehenden Tuchrock (Beniſch). Die Farbe dieſer Röcke iſt braun, blau oder olivenfarbig. Grün dürfen ſich nur die Nachkommen des Propheten, die Scherifs, deren Zahl jetzt mit und ohne Recht auf eine bedeutende Höhe geſtiegen iſt, tragen, und man ſieht nicht ſelten im Innern des Landes Männer, die in grüne Lumpen gehüllt ſind, aber doch mit Stolz auf ihre Abſtammung blicken. Mohammed ſoll nämlich in der verhängnißvollen Schlacht von Chandak, in der er den feindlichen Heerführer zum Zweikampfe aufforderte, grün gekleidet geweſen ſein.

Ein Halstuch (Bojun-Baha) tragen ſchon die meiſten Moslimen, und zwar am Häufigſten von ſchwarzer Farbe und leicht umgewunden. Aber auch die unbequeme

Cravatte habe ich unter demſelben Namen hier und da gefunden.

Die Kopfbedeckung wird gewechſelt, und anſtatt des Kauks wird zunächſt eine weiße, in der Regel geſtrickte oder doch wenigſtens geſtickte, den Scheitel eng umſchließende Untermütze (Datjeh) aufgeſetzt; ſie iſt ein gewöhnliches und beliebtes Geſchenk der Frauen, welches ſie ihren Männern ſelbſt verfertigen. Rings um den Rand werden Spitzen angenäht und dieſe bleiben ſelbſt noch ſichtbar, wenn die eigentliche Kopfbedeckung, der rothe Fes, aufgeſetzt wird. Dieſer Fes gleicht, wie ſchon geſagt, vollkommen unſern Hüten ohne Krempen, iſt aber ſtets von türkiſchrother Farbe und bei den Männern bedeutend höher und größer als bei den Frauen, wo er kaum die Höhe eines halben Fußes beſitzt. Mahmud II., der Vater des jetzigen Sultans, ſah ſchon die Nutzloſigkeit dieſer Kopfbedeckung ein, da ſie weder gegen Sonne, noch gegen Regen ſchützt (auch auf meiner Reiſe wurde ſie von mir verwünſcht) und wollte ſie mit einem Schirme verſehen haben. Doch wie der dumme Türke ſich nicht zum Gebetrufen einer Glocke bedient, weil er es für gottesläſterlich hält, wie er aus eben dem Grunde lieber mit den Fingern ißt und ſich und den Tiſch oft in hohem Grade beſchmutzt, ſo läßt er auch lieber die heißen Strahlen einer glühenden Mittagsſonne im Süden zum Nachtheile ſeiner Augen an der grellrothen Farbe abprallen, und bei unfreundlichem Wetter den Regen an den geraden Seiten des Fes in das Geſicht und in den Nacken laufen, weil der die Menſchheit höhnende Moslim keinen Grund zu haben glaubt, ſein offenes Geſicht den ſtrengen Blicken der Gottheit durch einen Schirm zu verdecken. So ſicher glaubt der Alim (d. i. Diener des Wortes und Ausleger des Geſetzes, im Plural Ulema), auf rechtem und Gott wohlgefälligem Wege zu gehen, während er ſich doch nie ſcheut, Recht nach der Schwere der ihm eingehändigten Beutel zu ſprechen und dabei keck in Gottes Antlitz zu

blicken. Auf dem Deckel des Fes, in der Mitte, iſt ein dichter Büſchel ſeidener und blauer Franſen (Büskül) angenäht und hängt zum großen Theil nach Hinten herab, während nur wenige Fäden mit Sorgfalt ringsherum angelegt werden. Zur Verſchönerung dient es ferner, auf der Stelle, wo die ſeidenen Franſen befeſtigt ſind, ein viereckiges Stück Papier (Büskül-Kjaghad, Kjaghüd, d. i. Franſen-Papier), kaum mehr als einen Zoll im Durchmeſſer beſitzend, und in Arabesken oder anderen Figuren ausgeſchnitten, anzubringen. Damit aber der leicht gefilzte Fes in ſeiner Steifheit erhalten werde, trägt der Moslim unter ihm noch einen zweiten, ſteifen Filz von meiſt grauer Farbe (Kjulaw oder Kauk), der indeß bisweilen auch von dicker Wachsleinwand verfertigt wird, unter das Futter (Terpuſch), damit er nach Außen nicht ſichtbar iſt. Der geſchmackvolle Turban wird jetzt in der Reſidenz des Herrſchers der Gläubigen faſt gar nicht mehr geſehen.

Wenn der civiliſirte Moslim ausgeht, ſo zieht er ſtets über ſeine leichte Fußbedeckung noch Ueberſchuhe (Kaloſch), oder bedient ſich der auf europäiſche Weiſe verfertigten Stiefeln (Tſchismeh). Mit dem letzteren Namen benennt man aber auch die plumpen tatariſchen Stiefeln, deren ſich bei ſchlechtem Wetter islamitiſche und chriſtliche Frauen ebenfalls bedienen. Wenn des Abends eine Schaar Armenierinnen, von zahlreichen Dienern mit Laternen umgeben, mit dieſer raſſelnden Fußbedeckung einhergeht, ſo hält man es für unmöglich, in den Trägern zarte, zum Theil Sylphiden ähnliche Frauen und Mädchen ſich zu denken. So täuſcht uns oft das Aeußere! Iſt es kalt, ſo zieht der Moslim ſeinen langen Ueberrock (Näwreßi), der wie der unſrige mit Baumwolle wattirt iſt, an und regnet es, dann bedient er ſich, aber nur des Nachts, ſeiner eigenthümlichen und vorzüglichen Regenhaube (Baſchlük), des zweckmäßigſten Stückes der älteren türkiſchen Kleidung. Sie beſteht aus einem dem Regen mehr widerſtehenden

Ziegenhaarzeuge, einer Art Kamlot, und läuft ſpitz nach oben zu; nach hinten hingegen bedeckt ſie den ganzen Nacken und noch einen Theil des Rückens. An den Seiten läuft das Zeug bandähnlich, oft eine Elle lang, herunter, und dieſe Enden werden in der Regel um den Hals und den unteren Theil des Kopfes geſchlungen. Hie und da ſieht man auch noch den weiten, aus Ziegenhaaren verfertigten, dem Burnus der Araber ähnlichen Mantel (Jaghmurluk), am Häufigſten von weißer oder brauner Farbe.

Wenn ein feiner Türke ſich in Geſellſchaft begibt und beſonders wenn er einen Europäer beſucht, ſo verfehlt er ebenfalls nicht, europäiſche Handſchuhe (Eldüwen) anzuziehen, und geht er in einen Laden, um etwas zu kaufen, ſo weiß er mit ſeinem Geldbeutel (Kjeſſeh) ebenſo geſchickt, wie ein Pariſer Herrchen, umzugehen.

Siebentes Kapitel.

Drei Spaziergänge um Konstantinopel.

Während meines Aufenthaltes in der Residenz Seiner türkischen Hoheit benutzte ich die Zeit auch zu verschiedenen Exkursionen in der Umgegend und machte mich mit ihrer Beschaffenheit soviel als möglich vertraut. Ich will deßhalb jetzt versuchen, in drei Spaziergängen den Charakter der nächsten Umgebungen Konstantinopels zu schildern und dabei den Vegetationsverhältnissen derselben besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Absichtlich vermeide ich eine geordnete Beschreibung und hülle diese lieber in das Gewand dreier Spaziergänge nach den verschiedenen Seiten ein, um durch lebendige Schilderungen, hervorgegangen aus den damals im Gedächtniß nicht weniger, als im Tagebuche niedergelegten Eindrücken, das Ganze anschaulicher und frischer vorzuführen. Inwieweit es mir gelingen wird, vermag ich selbst nicht zu beurtheilen und trotz des besten Willens fürchte ich wohl nicht umsonst, in der Anlage, wie in der Ausführung manchen Fehlgriff gethan zu haben. Ich gebe nur, wie es meine eignen Augen

erſchauten, und hoffe dadurch wenigſtens treu und wahr, wie es einem unbefangenen Naturforſcher vor Allem nothwendig iſt, geſchildert zu haben. Leider war die Jahreszeit für Konſtantinopel ſchon etwas ſpät, da bereits die heißen Tage, die gegen das Ende des Monates Juni hier beginnen, ihren Anfang genommen hatten und von Regen faſt gar nicht mehr, von Winden hingegen nur wenig abgekühlt wurden. Zwar iſt die Hitze keineswegs ſo groß, als ſie ſonſt unter gleichen Breitengraden in dem Inneren des aſiatiſchen Kontinents vorkömmt, aber für einen Nordländer immer noch fühlbar genug, zumal ſie in der Regel mit nur geringen Schwankungen Wochen lang in der einmal angenommenen Höhe ununterbrochen am Tage anhält. Während meiner Anweſenheit ſtieg das Thermometer nur ein Mal bis auf 28,5 Grad R., hielt ſich aber gewöhnlich zwiſchen 23 und 26. Oft verbrennt in einer einzigen Woche zum großen Theil, wenigſtens auf den waſſerleeren Steppen, die Vegetation, und wo früher ſchöne Kräuter wucherten und Zwiebel- und Knollen-Gewächſe in üppiger Blumenfülle prangten, tritt jetzt ein fahlgrauer harter Boden entgegen. Gerade während meiner Anweſenheit hatte ſich dieſer Uebergang mehr, als mir lieb war, ſchon geltend gemacht, und auf dem höher gelegenen waſſerarmen Plateau fanden nur krüppelige Pflanzen noch eine dürftige Nahrung. Die Niederungen allein beſaßen zum Theil eine reichere Vegetation, aber auch hier hatten andere Urſachen ihre Entfaltung beeinträchtigt, denn Schaf- und Kuh-Heerden weideten faſt Tag und Nacht auf den fruchtbaren Wieſen. Wälder oder Haine beſitzt Konſtantinopel in der Nähe nicht, und man muß mehrere Stunden, beſonders nach Oſten, dem ſchwarzen Meere zu wandern, um längere Zeit ſich eines kühlenden Schattens erfreuen zu können. Längs des Bosporus, beſonders auf der aſiatiſchen Seite, ziehen ſich Gärten mit allerhand Laub- und Nadelholz bewachſen dahin und tragen unendlich viel zur Schönheit

der Ufer bei. Doch iſt man leider gezwungen, ſie mehr aus der Ferne zu beſchauen, als ihre unmittelbare Nähe zu genießen, da ſie, wie bei uns, durch Schloß und Riegel abgeſperrt ſind.

Der ſchönſte dunkelblaue Himmel, den in ſeiner harmoniſchen Einfarbigkeit kein Wölkchen trübte, breitete ſich ins Unabſehbare über mich aus, als ich an einem Morgen allein und ohne Führer den Wanderſtab ergriff, um das vielbeſprochene ſüße Gewäſſer der europäiſchen Seite in Augenſchein zu nehmen. Kompaß und Plan in der Taſche wanderte ich raſch dem höchſten Punkte von Pera zu und gelangte glücklich auf dem großen Exerzirplatze vor der Artilleriekaſerne ins Freie. Türkiſche Soldaten wurden auf europäiſche Weiſe zugeſtutzt und nahmen ſich gar ſonderbar aus. Man hat ſchon viel über das Unzweckmäßige dieſer Nachahmung geſchrieben, und allerdings ſind die aufgeführten Gründe überzeugend genug. Ein Türke wird nie ein europäiſcher Soldat, ebenſo wenig wie Baſchkiren, Kalmücken und Kaukaſier ſich dazu gelehrig zeigen. So unbedingt ſich auch der Aſiate dem Willen eines Anderen unterwerfen kann, ſo behauptet er doch trotz der Sklaverei eine gewiſſe Freiheit, die ihn nie zur Maſchine herabſinken läßt. Deßhalb verwendet der Kaiſer von Rußland alle dieſe Völker nicht zu ſeinem ſtreng geregelten Linien-Militär, ſondern macht aus ihnen jene irregulären Koſaken-Regimenter, die Deutſchland zur Zeit ſeiner Freiheitskriege zur Genüge kennen gelernt hat. Wenn nun auch das türkiſche Militär bei einem Zuſammentreffen mit einer europäiſchen Macht wohl nie im Stande iſt, zu widerſtehen, und ein Paar Tauſend Engländer und Oeſtreicher genügten, um den ſiegestrunkenen Ibrahim-Paſcha aus Syrien zu treiben, ſo verſchaffte jenes doch in der neueſten Zeit der Regierung bei den entfernteren Völkern mehr Reſpekt, als man glauben ſollte. Ich habe ſelbſt die übermüthigen und tapfern Kurden vor dem zuſammengelaufenen Geſindel tür-

kiſcher Soldaten ſich beugen ſehen. Ohne Zweifel waren aber mehr die Kanonen der Grund, daß eine ſolche Furcht eingeflößt werden konnte, indem dergleichen Mordinſtrumente unter einer wilden, heranſtürmenden Maſſe allerdings fürchterliche Verheerungen anzurichten vermögen. Deßhalb ſchätzen auch die Bewohner Daghestans und ihr kühner Häuptling Schamil die Stärke der Ruſſen nur nach der Anzahl der Kanonen und nicht nach der der Soldaten, und dem Tſcherkeſſen ſind Kanone und 1000 Mann in ſeiner Benennung gleichbedeutend.

Wenn es ſchon bei uns, den Menſchen zur Maſchine zu machen, viel Mühe koſtet, ſo verlangt dieſes im Oriente noch weit mehr Zeit und Geduld. Es mochten gegen 300 Rekruten ſein, denen die Anfangsgründe des Exerzirens gelehrt wurden. Das Rechts und Links bot den armen Teufeln unendliche Schwierigkeiten dar, und es ſchien ſelbſt, als wenn der Zufall ſich dagegen verſchworen hätte, denn ſo lange ich gegenwärtig war, wandte ſich während des Kommando der größere Theil eines Haufens nach der entgegengeſetzten Seite, und wenn der rechte Fuß vorgeſetzt werden ſollte, ſo konnte man ſicher ſein, daß drei Viertel der Rekruten den linken emporhoben. Das angeborne türkiſche Phlegma kam den Soldaten zu Statten, denn wären europäiſche Unteroffiziere zugegen geweſen, ſo würde man gewiß allerhand handgreifliche Aeußerungen der Unzufriedenheit oder rohe Redensarten über Ungelehrigkeit und Dummheit der Schüler vernommen haben. Ein Exerzirmeiſter ließ es ſich ſogar nicht verdrießen, ſelbſt vor ſeinen Zöglingen auf den Boden zu knieen und ihnen die Stelle mit der Hand zu bezeichnen, bis wie weit der Fuß vorzutreten habe, ja er beharrte noch in derſelben Geduld, als ein ungeſchickter Rekrut ſeinen Lehrmeiſter auf die Finger trat.

Ueber dem Exerzirplatze liegt das neue Viertel und die Vorſtadt San Dimitri; man ſteigt ſodann in ein ſchluchtartiges Thal hinab, in welchem auf beiden Seiten elende

hölzerne Baracken erbaut sind und in dessen Mitte das jetzt trockne Bett eines nur im Winter und Frühjahre fließenden Baches sich vorfindet. Männliche Buhldirnen sollen vorzüglich in San Dimitri zu ihrem abscheulichen Handwerke erzogen werden, und man scheut sich nicht, dazu schön gebaute und üppige Griechenknaben aus den entfernteren Dörfern zu stehlen. Armuth und Elend tritt hier um so mehr entgegen, als weder Moschee noch Kirche von einiger Bedeutung vorhanden sind, um die armselige Umgebung auch nur auf Augenblicke vergessen zu machen.

Ueber San Dimitri breitet sich das Plateau, was zwischen dem Bospor und dem süßen Gewässer die Höhe der einem vorgeschobenen Vorgebirge ähnlichen Landzunge bildet, als wellenförmige Fläche aus und wird hauptsächlich durch Schluchten, die im Winter und Frühjahre nicht unbedeutende Bäche haben und der Vorstadt Kassim-Pascha ihr Wasser zuführen, unterbrochen. Der Rand am Bospor ist bedeutend höher, als der andere an dem süßen Gewässer. Mehr gegen den erstern zu entspringen zahlreiche Quellen, deren Wasser sich zum Theil in das goldene Horn ergießen, aber nur im Winter und Frühling reichliche Nahrung erhalten; der größere Theil fließt den steilen Abhang im Norden des Bosporus herab und vermischt sich mit dessen Fluthen. Die Landzunge selbst besitzt eine andere Gestalt, als die auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens, auf der das eigentliche Konstantinopel sich befindet, indem sie sich von Osten mit geringer südlicher Neigung nach Westen in einer und derselben Breite von ohngefähr 7000 Schritten vorschiebt und in dem Hafen jener Landzunge gegenüber ein Ende findet. Setzt man oberhalb Kjaghad-Chaneh der Landzunge ihre Gränze, da weiter hinauf die süßen Gewässer als einfache bachähnliche Flüsse erscheinen, so beträgt die Länge derselben nicht mehr als ihre Breite, und sie stellt demnach ein gleichschenkliges Viereck dar,

deſſen Rücken die ſchon bezeichnete Fläche bildet, deſſen Seiten hingegen, mit Ausnahme der öſtlichen, mit dem übrigen Lande zuſammenhängenden, ziemlich ſteil abfallen.

Seit mehreren Wochen war ſchon kein Regen vom Himmel gefallen, und ſo erſchien der dürre Mergelboden nur ſparſam mit blühenden oder grünenden Pflanzen bedeckt. Eine ſchwache Schicht fruchtbarer Erde war an wenigen Stellen ſichtbar, denn im Allgemeinen bildete der verwitterte, reichlichen Kalk haltende Mergel die oberſte Schicht der Fläche und war auf eine ſolche Weiſe ausgetrocknet, daß allenthalben ſich Riſſe zeigten, und der Boden war ſo hart, daß man ſelbſt mit einem ſpitzen Eiſen nur ſchwer eindringen konnte. In den Schluchten lag dichtes Geröll, und ihren beiden Wandungen ſah man deutlich genug an, wie heftig die Waſſer im Frühjahre herabfließen müſſen. Die ganze Oberfläche glich einer traurigen Wüſte, die mit den herrlichen Umgebungen der Ferne in grellen Widerſpruch trat. Kümmerlich ernährten ſich einige Pflanzen und lagen meiſt geſtreckt auf der Erde, um derſelben möglichſt viel Punkte darzubieten, von wo aus die nöthige Feuchtigkeit aufgeſaugt werden konnte. Pflanzen, die ſonſt gegen zwei Schuh und mehr hoch werden und dicht mit Blüthen bedeckt ſind, waren auf dieſer Landzunge Zwerge geworden, welche ſpärliche, mehr graugrüne Blätter und noch dürftigere Blüthen trugen. Die blaue und ſchwefelgelbe Tauben-Skabioſe hätten mit ihrer oft einzigen Blüthe und ihrem ganz veränderten Habitus den Botanikern, die das ganze Heil der Wiſſenſchaft in Namen, hinter denen ſie ſelbſt prangen, ſuchen, Gelegenheit genug gegeben, durch neue Benennungen ſich zu verewigen. Der die Form einer Diſtel annehmende Lattichblüthler (Scolymus hispanicus *L.*) vertrat unſere Diſteln, und ſeine grünlich-grauen und harten Blätter harmonirten mehr mit dem grauweißlichen Boden, als ſeine goldfarbenen und dicht gedrängten Blüthen. Unſere ebenfalls dürre Ränder

liebende Natterzunge (Echium vulgare *L.*) wurde durch zwei andere Arten dieſes Geſchlechtes (E. violaceum *L.* und plantagineum *L.*) vertreten. Alle übrigen Kräuter bildeten mit ebenſo zwergigen Gräſern für die Erde eine im hohen Grade dürftige Umhüllung, und von den erſteren ſind unſer ſchmalblättriger und der Krähenfuß-Wegetritt, der kleine Hügel-Waldmeiſter (Asperula cynanchica *L.*), das rothe Sandkraut und eine kümmerliche Nelke zu nennen, während von den anderen ſich nur Hundsgras (Cynodon Dactylon *L.*), Aegilops- und Pſilurus-Arten, Mauergerſte und Haargras unterſcheiden ließen. Weiterhin, beſonders in den Niederungen der wellenförmigen Unebenheiten und an den Rändern der Schluchten, ſtanden die bis 1½ Fuß hohen und kugelig ausgebreiteten ſtachligen Poteriums geſellig nebeneinander und erſchienen, aus der Ferne geſehen, gleich großen ſchwarzgrauen Flecken, wie ſie auf dergleichen Boden eine mehr oder minder umfangreiche Wolke, die ſich vor die Sonne geſtellt hat, hervorruft. Mutter Natur iſt gar launig und ſonderbar in ihrem Schaffen, und während ſie für den Norden der gemäßigten Zone ein Poterium, unter dem Namen Bibernell in allen Haushaltungen wohl bekannt, mit genießbaren Blättern hervorruft, läßt ſie auf den dürrſten Stellen der Umgebungen Konſtantinopels und anderer Gegenden des Orients eine ungenießbare Pflanze deſſelben Geſchlechtes in niedriger und im hohen Grade ſparriger Strauchform, über und über mit Dornen bewaffnet, erſtehen.

Unter dieſen Umſtänden vermochte die traurige, auf dem ganzen Rücken der Landzunge ſich hinziehende Steppe mich nicht lange zu feſſeln, und ſo nahm eine blendend weiße Erſcheinung in Form übereinander geworfener Ruinen meine Aufmerkſamkeit zunächſt in Anſpruch. Ich veränderte die rein nördliche Richtung, die ich bis dahin genommen, und wanderte nordweſtlich ihr zu. Immer deutlicher traten die Steinhaufen hervor und als ich

die Stelle ſelbſt erreichte, ſah ich das treue Bild eines jüdiſchen Gottesackers. So ſtarr dieſe zum Theil formloſen, zum Theil dem Sarge nachgeahmten Steine aus der nackten Erde herausragten, ſo ſtarr haben ſich die Bekenner der moſaiſchen Gotteslehre Jahrtauſende hindurch erhalten. Die Weiſſagungen ihrer Propheten ſind leider in Erfüllung gegangen, aber ſelbſt der mit ihm faſt gleiches Schickſal theilende Armenier iſt nicht ſo tief gefallen, als der allenthalben verachtete und oft noch gehaßte Jude. Seinen Starrſinn und ſeinen nur ſtrafenden Gott in der Bruſt tragend, iſt ihm Elend und Armuth zur zweiten Natur geworden; den Stolz, die einzige von Gott, wenn auch jetzt beſtrafte, doch immer bevorzugte Nation zu ſein, legt er trotzdem nicht ab und ſieht geduldig der Zeit entgegen, die ihm von Neuem die Herrſchaft über die Philiſter verleiht. Und wenn es auch dem jetzt noch lebenden Juden, gleich dem Moſes, ſelbſt nicht vergönnt iſt, das gelobte Land dereinſt wiederum zu erſchauen, ſo erfreuen ſich doch, ſeiner Meinung nach, ſeine Kinder oder Kindeskinder einmal noch der ihnen erſtandenen göttlichen Gnade. Dieſer Glaube iſt um ſo merkwürdiger, als dem Juden keineswegs die Freuden eines wie bei dem Mohammedaner üppig ausgeſtatteten Paradieſes bevorſtehen und er nur eine dunkle Ahnung von einem Fortleben nach dem Tode beſitzt.

In geregelten Reihen lagen die Gräber mit blendendweißen Steinen bedeckt hintereinander, aber nirgends beſchattete ein Baum die Stelle, wo der Sohn den theuren Vater, die Mutter das geliebte Kind begraben hatte. Der dürre, ſteinige Boden umfaßte die ſterbliche Hülle meiſt ohne Sarg, und der ſchwere Stein deckte die Oeffnung des Grabes. So ſcheint ſelbſt im Tode noch die Liebloſigkeit ſeiner Mitmenſchen den armen Juden zu verfolgen, denn nicht der geringſte Schmuck, das Zeichen einer frommen Pietät, iſt ihm auf ſeinem Grabe erlaubt. Kein

freundliches Grün, keine duftende Blume darf dem Boden, der die in Staub zerfallene Hülle bedeckt, entsprießen, und nur am späten Abend, wenn die Sonne mit ihren brennenden Strahlen im tiefen Meere versenkt liegt, kommen die Anverwandten des theuren Todten aus ihren armseligen Hütten hervor, um noch eine Zeit lang ihre Liebe und Ehrfurcht an den Tag zu legen.

Einige Reisende behaupten, daß die Juden in Konstantinopel sich einer größeren Freiheit als irgendwo erfreuten und eine ächt demokratische Verfassung besäßen. Ich für meinen Theil glaube, daß die Anhänger Mosis nirgends auf einer so tiefen Stufe der Verachtung und des Druckes stehen, als gerade im Oriente; während der Jude im gesitteten Europa durch seinen Reichthum eine nicht unbedeutende Macht ausübt, sind Armuth und Elend seine stäten Begleiter in Asien. Der Moslim verachtet ihn wie den Christen, aber dieser haßt ihn noch als den Nachkommen des Volkes, was seinen Heiland an das Kreuz geschlagen, und sucht seinen Unmuth über Druck und Verachtung von Seiten der Rechtgläubigen an dem armen Juden auszulassen. Ueberall ist er die Zielscheibe der Laune aller Andersdenkenden. Nur die gewöhnlichsten und dürftigsten Beschäftigungen sind ihm geblieben, bei denen er nie zu Reichthum gelangen kann, und hinsichtlich des Handels wird er fortwährend von dem Armenier argwöhnisch betrachtet. Der Sage nach sollen die konstantinopolitanischen Juden erst nach der Eroberung der Stadt durch die Osmanen aus Spanien eingewandert sein und von hier aus ihren Talmud auch über Asien ausgebreitet und sich dadurch eine Art Herrschaft über die anderen verschafft haben. Die kaukasischen Juden erhielten in der That, wie ich von denen in Derbend erfuhr, erst sehr spät den Talmud von Konstantinopel, haben sich aber in der neuesten Zeit ihren polnischen Glaubensgenossen angeschlossen.

Es ſollen über 50,000 Juden in Konſtantinopel leben. Sie wohnten, wie ich ſchon oben geſagt habe, früher in der eigentlichen Stadt längs der Hafenſeite vom Fiſchmarkte bis zum Fanal, wurden aber wegen des Baues einer Moſchee zum großen Theil vertrieben und erhielten jenſeits des Hafens das heutige Chaßköi zum Aufenthalt angewieſen; die zurückgebliebenen bewohnen noch hauptſächlich das alte Stadtviertel Balata. Die Juden nennen ſich keineswegs Unterthanen des Sultans, ſondern Gäſte (Mußafir), und wahrſcheinlich hängt dieſes mit beſtimmten Vorrechten, die ſie bei der Ueberſiedelung erhielten, zuſammen. Ihr eigentlicher Name iſt Jahudi, aber im gewöhnlichen Leben nennt man ſie Tſchifut.

Von dem jüdiſchen Gottesacker aus wanderte ich in oſt-oſt-nördlicher Richtung auf dem hohen Rande der hier zu dem ſüßen Gewäſſer abfallenden Landzunge und erfreute mich an der wunderſchönen Ausſicht, die hier das unter mir liegende breite Thal, in dem die beiden den Hafen bildenden Flüſſe Barbyſes und Kydaris, jetzt unter den längeren Namen der Flüſſe der Papierfabrik und des Freiherrn Ali-Dorfes (Kjaghad-Chaneh- und Ali-Bei-Köi-Sſu) bekannt, ſich eben vereinigt haben. Aber noch ſcheinen ſich die beiden Waſſer nicht miteinander zu vertragen, und ſich wieder trennend, bilden ſie eine Menge unſtäter Inſeln, die, je nach dem Stande der Fluthen, bald größer, bald kleiner erſcheinen, bisweilen ſelbſt ganz verſchwinden und an anderen Stellen wiederum zum Vorſcheine kommen. Eine üppige Vegetation an den breiten Ufern und reges Leben auf denſelben machte die Landſchaft unter mir lebendiger, als man nach der Ueberſchreitung der traurigen Steppe auf der Höhe der Landzunge vermuthen ſollte. Der Rand, welcher ſich auf jener Seite des ſüßen Gewäſſers, beſonders nördlich von mir, erhob, war keineswegs ſo fruchtbar, als die Ufer, und große Strecken des oben erwähnten ſchwarzgrauen Poteriums (Poterium spinosum *L.*) wech-

ſelten mit dem fahlgrauen oder mehr weißlichen und nackten Boden ab. Lieblicher war der Anblick mehr nach Weſten, und freundliches Laubholz bedeckte die Höhe des ſchmalen Hügels, der ſich über dem Frühlings-Dorfe (Baharije-Köi) erhebt und das liebliche Spiegel-Ahorn-Dorf (Ainalü-Kawak-Köi) verdeckt. Links davon liegt die Hiobs-Vorſtadt (Ejub), ohne Zweifel der ſchönſte Punkt Konſtantinopels, und ſeinen Bach aufwärts verfolgend, bemerkt man fruchtbare Gärten und auf der Höhe die Gegend der Meierhöfe mit ihren verſchiedenen Anlagen.

Bis an die Stelle, wo beide genannte Flüſſe in einen ſpitzen Winkel ſich vereinigen, ging ich am Rande in derſelben Richtung fort und verſchaffte mir noch den Genuß eines völligen Ueberblickes des ganzen breiten Thales, welches den Namen des ſüßen Gewäſſers führt, vom großherrlichen Schloſſe zur Glückſeligkeit (Seadet-Abad) im Papiermühlendorfe (Kjaghad-Chaneh-Köi), im Nordoſt bis zum Frühlingsſitze (Baharije) am Ende des Hafens. Die paradieſiſche Gegend der Vereinigung des Barbyſes und Kydaris war ſchon ſeit dem Beginn der älteſten Stadt ein beliebter Luſtort, und nicht mit Unrecht nannten ſie dereinſt die Griechen Silberſee (Argyrolimne), weniger nach den ſpiegelhellen Fluthen, als vielmehr nach den ſilberglänzenden Weiden und Pappeln, die die Ufer des Waſſers bekränzten. Zur Zeit der byzantiniſchen Kaiſer nicht weniger, als zu der der osmaniſchen Herrſcher, war das ſüße Gewäſſer der beliebte Spaziergang der vornehmen Welt, und es entſtanden in Menge Paläſte und Luſthäuſer. Beſonders wurde der erſte Theil des Frühlings hier zugebracht und vor Allem die Tulpenflor in den weitläufigen Gärten gepflegt. Zur Zeit der Regierung Achmeds III. und ſeines prachtliebenden Großveſirs Ibrahim erreichte die Umgebung des ſüßen Gewäſſers den Glanzpunkt ſeiner Verſchönerung, und es wird erzählt, daß damals von dem alten berühmten Schloſſe zum Schwarzbaum (Karaghadſch) bis zu dem zur Glückſeligkeit

(Seadet-Abad) nicht weniger als 170 Lusthäuser (Köschke, Kioske) standen und allenthalben reges Leben hervorriefen. Die Großen des Reichs beeiferten sich wahrhaft, die Pracht ihres Herrschers nachzuahmen. Eine lange Strecke des Flusses unterhalb des Papiermühlen-Dorfes wurde auf beiden Seiten mit marmornen Quai's eingefaßt, und, trotz der bald darauf erfolgten furchtbaren Verwüstung der ganzen Umgegend in der Revolution gegen Achmed III., sieht man noch das großartige Werk. Damals scheint in der Türkei die Gartenkunst noch einigermaßen ausgeübt worden zu sein, aber außer der Kultur von Rosen, Syringen, Veilchen, Anemonen, Lilien, Hyacinthen u. s. w. wurde vor Allem die Tulpenzucht getrieben, und in jedem Frühjahre ein sogenanntes Tulpen- oder Lampenfest gefeiert. Man erleuchtete nämlich die Tulpenfelder des Abends mit verschiedengefärbten Lampen, damit die bunten Farben der Blumen in der verschiedenen Beleuchtung um so greller hervortraten. Ein Großwesir hatte sogar den sonderbaren Gedanken, Schildkröten zum Träger seiner Lampen zu wählen, und die wandelnden Lichter verliehen dem Ganzen ohne Zweifel einen eigenthümlichen, fast feenhaften Reiz. Es wurde die besondere Hofstelle der Lalefari für die Tulpenzucht geschaffen, und der Scheich Mohammed Lalefari verfaßte ein Verzeichniß der kultivirten Tulpensorten. Doch mit der Absetzung Achmeds III., im Jahre 1730, wurde die ganze Umgegend des süßen Gewässers von den übermüthigen Rebellen verwüstet, und der schöne Palast zum Schwarzbaum (Karaghadsch) in Trümmer, in denen er sich noch befindet, gelegt. Ihm gegenüber erbaute sein Nachfolger Mahmud I., oder vielmehr dessen Mutter den Frühlingsbau (Baharabad) im Dorfe Baharije-Köi. Wenn auch das Schloß zur Glückseligkeit (Seadet-Abad) einem gleichen Geschicke entging, so blieben doch die reizenden Umgebungen von den spätern Großherrn vernachlässigt, und nur erst später wurde die Hochzeit, als welche, wie schon bemerkt, die Beschnei-

dung der Prinzen betrachtet wird, in ihm gefeiert, eine Sitte, die ſich wiederum in der neueſten Zeit zu verlieren ſcheint.

Von dem ſüßen Gewäſſer datirt ſich auch der Anfang der uralten Stadt Byzanz. Ihre Erbauung geſchah gewiß früher, als man gewöhnlich, nämlich 100 Jahre nach Rom, annimmt, und die Megaräer gründeten ohne Zweifel nur damals eine Handelsniederlaſſung in der ſchon exiſtirenden Stadt. Ihre Gründung wird der Sage nach einem Eingebornen, einem kühnen Hirten, Byzas mit Namen, zugeſchrieben. Hier am Zuſammenfluſſe des Barbyſes und Kydaris tödtete dieſer einen wilden Stier, der vielfachen Schaden durch ganz Thrazien angerichtet hatte, und machte ſich dadurch um ſein Vaterland ſehr verdient. Als er eben das erlegte Thier ausweidete, ſchoß plötzlich aus der Höhe ein Adler herab und faßte mit ſtarken Klauen die Eingeweide, dieſe mit ſich fortführend. Auf der Spitze der Landzunge, wo jetzt das neue Sarai ſteht, ließ er ſich nieder und verzehrte ſeinen Raub in Ruhe. Dieſe ſonderbare Erſcheinung wurde bekannt, und Byzas erhielt von Thraciens Könige Barbyſes mit der Tochter Phidalia auch die Landzunge zur Belohnung. Auf ihr erbaute er nun eine Stadt und nannte ſie nach ſeinem Namen. Der griechiſche Mythus umhüllte ſpäter die einfache Thatſache der Gründung noch mehr in das ihm eigenthümliche Gewand, und da der Hafen ſowohl als die Vereinigung der mehrmals genannten Flüſſe die Form eines Hornes beſitzen, ſo brachte man die Sage von der Jo mit Byzanz in Zuſammenhang, rief ſie vielleicht auch erſt dadurch hervor. In der ſchönen Zeit, wo die Götter noch menſchlicher waren und nicht ſelten auf der ſchönen Erde wandelten, erfreute ſich auch eine königliche Prinzeſſin aus Argos, Jo mit Namen, einer beſondern Zuneigung des Vaters der Götter und Menſchen, ohne aber dieſe zu erwiedern. Doch das ſchwache Menſchenkind unterlag endlich der Liſt, um nun die ganze Rache der eifer-

ſüchtigen Juno zu fühlen. Selbſt ihre Verwandlung in eine Kuh rettete ſie nicht vor den Verfolgungen ihrer Nebenbuhlerin, und ſo floh ſie vergebens von Land zu Land. Nachdem ſie die ganze damals bekannte Welt durchirrt hatte, erreichte ſie endlich das ſüße Gewäſſer und kam an der Vereinigung beider Flüſſe mit einer Tochter nieder. Keroeſſa, d. h. die Gehörnte, trug auf der Stirn das Zeichen ihrer Geburt, ein Horn, und wurde von der Amme Semyſtra genährt, d. h. der die Form eines Hornes beſitzende Hafen nährt ſich fortwährend durch die am Vorgebirge Semyſtra ſtattfindende Vereinigung der beiden genannten Flüſſe. Aber auch Keroeſſa, ſo erzählt die Mythe weiter, trat in die Fußſtapfen ihrer Mutter, und zur vollkommenen Jungfrau herangewachſen, verſchmähte ſie keineswegs die Gunſt ihres Oheims, des Herrſchers der Meere. So wurde auch ſie alsbald Mutter, und ihr Sohn Byzas erbaute mit Hilfe ſeines Vaters Byzanz.

Das Doppelhorn hat ohne Zweifel erſt zur Benennung der Ochſenfurt, was Bosporus überſetzt bedeutet, Veranlaſſung gegeben und alle darauf bezüglichen Mythen hervorgerufen, wenn auch durch den alten Namen des heutigen, über Skutari ſich hinaufziehenden Berges, wegen ſeines gleich der Stirne eines Ochſen ſich in das Meer vorſchiebenden Fußes, die Sage unterſtützt wurde.

Daß in den älteſten Zeiten wirklich zwiſchen Skutari und dem neuen Sarai eine Fuhrt für das Rindvieh vorhanden geweſen ſein ſoll, möchte ich bezweifeln, da dieſe Stelle gerade hier ſehr breit iſt und wohl über 4,000 Fuß betragen mag. Wenn ſie wirklich vorhanden war, ſo befand ſie ſich auch weiter oben, kurz vor der Teufelsſtrömung, wo die Breite kaum mehr als die Hälfte beträgt.

Die Form des Hafens ging auch auf das Wappen der Stadt über. Der halbe Mond war in den älteſten Zeiten ihr Sinnbild und iſt es ſeit der Beſitznahme der Stadt durch die Osmanen von Neuem geworden. Die in der

Nacht leuchtende Hekate (Diana phosphoros) war die Schutzgöttin der Stadt und trug als Attribut einen halben Mond auf ihrem Haupte. Ihr wurde vor Allem gehuldigt, denn als die Makedonier unter Philipp in stockfinsterer Nacht versuchten, die Stadtmauern zu untergraben, sandte die rettende Göttin plötzlich einen hellen Stern aus dem Norden, und das Vorhaben der Feinde wurde vereitelt. So kam noch neben dem halben Monde damals der funkelnde Stern in das Wappen der Stadt, und ist es auch seit der Türkenherrschaft wieder geworden. Das eigentliche Sinnbild der Nachkommen Osmans ist ein Falke.

In einer breiten Schlucht stieg ich abwärts in das große Thal des süßen Gewässers, und mit jedem Schritte änderte zu seinem Vortheile der bis dahin traurige Boden das eintönige Gewand. Die stachliche Eiche mit den immergrünen Blättern (Quercus coccifera *L.*) trat mir hier zum ersten Male in ungebundener Freiheit entgegen. Die zwergigen Kräuter verschwanden allmälig, und das grau-bläuliche Mergelgerölle erlaubte mancher schön blühenden Pflanze mehr sich in die Breite und Höhe zu entfalten, als man den Umständen nach vermuthen sollte. Die Bergraute, Salbei-Arten, unserer Wiesensalbei entsprechend, die blaue Mannstreu (Eryngium caeruleum *M. B.*), die kleinköpfige Kugeldistel, Onosma-Arten, eine prächtige, dichtfilzige Wollkerze in Pyramidenform, die härtliche Chamille, mehre Lattichblüthler, kleinere weithin duftende Lippenblüthler, einige Nelken und kleine Gräser aus den Geschlechtern des Weizens, der Gerste und des Fingergrases bedeckten alsbald die Erde. Unten angekommen, erfreute ich mich des lang entbehrten Genusses einer Wiese, und schöne, einzelne Bäume mit weithin greifenden Aesten forderten in einer glühenden Mittagshitze nicht umsonst den Wanderer auf, unter ihrem Laubdache sich des erfrischenden Schattens zu erfreuen. Vor mir lag ein Lusthaus des Großherrn, aber es herrschte rings um mich eine heilige

Stille, wie ich sie von oben gar nicht vermuthet hatte. Jedermann vermied die heiße Mittagssonne, und es schien selbst, als wenn mit den Menschen alles Lebende sich zur Ruhe begeben hätte. Kein Schmetterling flog in der vor Hitze zitternden Luft dahin, und selbst die peinlichen Mücken hatten sich zurückgezogen. Es war ein schöner Wallnußbaum, unter den ich mich gelagert hatte. Nur im Rhonethale, im Schweizer Kanton Wallis, habe ich so schöne Bäume der Art gesehen, wie im Oriente, und es scheint, als wenn sie vor Allem von den Orientalen bevorzugt würden. Besonders, wo die Dörfer aus zerstreuten Häusern bestehen, wird er in die umzäunten Räume gepflanzt. Er wächst noch schneller, als die im Wuchse ihm gleiche Platane und hat seiner wohlschmeckenden Früchte wegen vor dieser unbedingt den Vorzug. Auch die Platane, aber hier von keiner bedeutenden Höhe, erschien hie und da angepflanzt. Außerdem waren die spitzblättrige und spitzfrüchtige Esche, der im Osten vorherrschend wachsende Zürgelbaum und einige silberglänzende Weiden vorhanden. Gebüsch schien sich nur in den Gärten, die bald von einander getrennt, bald zusammenhängend sich dahinzogen, vorzufinden, und was sonst in diesen vorhanden war, konnte ich außer den Bäumen, da sie verschlossen, nicht erkennen. Aber Pfirsisch-, Aprikosen-, Mandel- und Pflaumenbäume schienen neben wenigem Kernobst vorherrschend darin gezogen zu werden.

Bis zum Schlosse der Glückseligkeit (Seadet-Abad), wo einst eine Papiermühle (Kjaghad-Chaneh), von Suleiman dem Großen angelegt, stand, wanderte ich in stets gleichlieblicher Umgebung noch einige Zeit und bedauerte, daß mir die geschichtlich-denkwürdige Zeit des dritten Achmed so wenig bekannt war und für uns überhaupt noch so dunkel ist, denn kein Herrscher ähnelt Ludwig XIV. in Frankreich so sehr, als der damalige, ihm gleichzeitige Großherr. Prachtliebe, Eitelkeit, Eigensinn, Vergnügungssucht und Wollust waren, neben eminenten Anlagen des Geistes,

die hervorſtechenden Eigenſchaften des franzöſiſchen Königs und des türkiſchen Sultans. Beide umgaben ſich und ihren ganzen Hof mit einem noch nie gekannten Glanze und einer bis dahin unerhörten Ueppigkeit. Beiden ſtanden große Männer zur Seite, die am Meiſten beitrugen, ihr Zeitalter für die Zukunft berühmt zu machen, beide legten aber auch den Keim zur Verderbniß ihres Volkes. Wenn Achmed zwar das Opfer derſelben wurde, da ein Naturvolk nicht ſo leicht in Banden zu ſchlagen iſt, ſo wurde Ludwig XIV. deſto mehr durch die äußern Umſtände und dadurch, daß die Maſſe des Volkes durch unglaublichen Druck zur völligen Apathie herabgeſunken war, begünſtigt. Das launige Geſchick war dem übermüthigen Könige bis an ſein Ende hold, rächte ſich aber um ſo grauſamer und unbarmherziger an ſeinen beſſern Nachkommen, die für immer aus der Zahl der Herrſcher geſtrichen zu ſein ſcheinen.

Allein wagte ich nicht über Kjaghad-Chaneh hinaus zu gehen, und ſo wandte ich mich auf die andere Seite des Fluſſes, um mich auch mit den dortigen Höhen vertraut zu machen. Die krüppelige Strauchvegetation herrſchte hier mehr vor, als auf den Rändern und Höhen, die ich vorher heruntergeſtiegen war. Das ſtachliche Poterium bedeckte weite Strecken, aber auch die Baumheide trat an einzelnen Stellen mit ihrem feinen und dichten Laube und den rothen und roſafarbenen Blüthentrauben hervor und geſtaltete den pflanzlichen Charakter der Gegend freundlicher als jenes. Auf der anderen Seite der Anhöhe, auf der ich mich befand, floß der Kydaris nach dem Dorfe des Ali-Bei, Alibeikôi-Ssu genannt, und wie Achmed in Kjaghad-Chaneh das Schloß zur Glückſeligkeit erbaute, ſo erſtand hier bei dem Dorfe des Ali-Bei der Chosroes-Bau (Chosrew-Abad), als wenn er mit dem großen Könige Perſiens, der vor mehr als 12 Jahrhunderten mit ſeinen Siegen auch ſeinen Namen durch ganz Aſien erklingen ließ, wetteifern könnte! Das Thal des Kydaris gleicht vollkommen dem des Barbyſes,

beſitzt aber, wie es ſcheint, nicht nur geringere Fruchtbarkeit, ſondern auch geringere Kultur.

An der Vereinigung der beiden Flüſſe angekommen, ſtieg ich wiederum in das Thal herab und erſchaute mit eigenen Augen, wie immer noch die gehörnte Tochter der Jo oder das goldene Horn, welchen Namen noch heut zu Tage der Hafen trägt, reichliche Nahrung aus dem Buſen der Semyſtra zieht. So nannten die Alten nämlich die Amme der Keroeſſa und das Vorgebirge, was ſich in den Winkel der Vereinigung beider Flüſſe vorſchiebt. Auf einer Brücke, die etwas weiter oben über den Fluß der Papiermühle führt, gelangte ich wiederum auf die linke Seite des Thales. Zum Theil waren die Menſchen aus ihrem kühlen Verſtecke wieder hervorgekommen, zum Theil lagen ſie aber noch unter den Bäumen oder in Zelten ausgeſtreckt, bis zum kühlern Abend der ſüßen Ruhe pflegend.

Wie man auf dieſer Seite um eine vorgeſchobene Höhe umbiegt, kommt man in das Bereich der Ziegelbrennereien, die vorzüglich das große Konſtantinopel mit Baumaterial verſehen. Backſteine und Ziegeln aus dieſer Gegend haben weit und breit den Vorzug vor allen anderen, und deßhalb wird die Bereitung derſelben auf beiden Seiten mit großer Thätigkeit betrieben. Die Maſſe zu den gebrannten Steinen wird mitten aus dem Waſſer, das hier ſchon einen faden und ſchwachſalzigen Geſchmack annimmt, geholt, und kleine, aber deſto tiefere Nachen fahren beſtändig in die Nähe der kleinern und größern Inſeln, um den Schlamm mit breiten hölzernen Schaufeln von dem nur wenige Fuß unter dem Waſſer befindlichen Boden hervorzuholen und an eines der Ufer auszuladen. Man macht gegen zwei Fuß hohe Haufen und überläßt dieſe der glühenden Sonnenhitze, bis die Oberfläche ſo weit ausgetrocknet iſt, daß ſich zolltiefe Furchen und Riſſe bilden. Nun erſt vermiſcht man die feinkörnige Maſſe mit wenigem angefeuchteten Thone, gibt ihr die Form der Steine und brennt ſie. Ich habe Proben

dieſes Schlickes mitgebracht, und nach den Unterſuchungen Ehrenberg's, der uns zuerſt die unſichtbare thieriſche Welt mit ſeltenem Scharfſinne klar und deutlich erſchloſſen hat, enthält er zahlreiche Infuſorien. Vorzüglich waren es kieſelſchalige Polygaſtern aus den Geſchlechtern Achnanthes, Campylodiscus, Eunotia, Gallionella, Navicula, Pinnularia ꝛc., neben einigen kalkſchaligen Polythalamien der Geſchlechter Planulina, Geoponus u. ſ. w., die ſich darin befanden.

Ueber das Neue, was ſich mir allenthalben darbot, vergaß ich ganz und gar die Zeit, und bemerkte deßhalb auch nicht, wie ſich die Sonne dem Horizonte allmälig näherte. Langſamen Schrittes ging ich bald dicht am Uferrande, bald zwiſchen freundlichen Gärten und befand mich endlich inmitten des Milchviertels, der Vorſtadt Südlidſche. Die Wärme machte allmälig einer angenehmern Kühlung Platz, und damit wurden auch die Straßen lebendiger. Bald darauf befand ich mich im Juden-Quartiere und erfreute mich an den rothwangigen Töchtern Abrahams, die allenthalben aus den Fenſtern herauslugten oder wenig und gar nicht verhüllt ſich auf der Straße ergingen. Doch ich will nicht von Neuem die verehrten Leſer mit der Beſchreibung meiner damaligen Irrfahrt inmitten der großen ſultaniſchen Reſidenz beläſtigen, da ich es wohl ſchon an einer anderen Stelle zur Genüge gethan habe. Ich ſchließe demnach dieſen erſten Spaziergang und beginne einen neuen und hoffentlich nicht minder intereſſanten nach dem vielgeprieſenen Böjükdereh und dem heiligen Walde von Belgrad.

Böjükdereh (bei uns mehr in der Schreibart Bujukdereh bekannt) iſt der beliebte Sommerſitz faſt aller Abendländer, die ſich in Konſtantinopel aufhalten und beſonders der Geſandtſchaften, und wurde auch von uns wiederholt beſucht, zumal ebenfalls der preußiſche Geſandte, Herr Lecoq, daſelbſt ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, und wir mit beſondern Empfehlungen an ihn von Seiten der preußiſchen Regierung verſehen waren. Mir war ſchon in Berlin durch

einen meiner Freunde die Ehre zu Theil geworden, die mir ſo werthe und intereſſante Bekanntſchaft des Herrn Lecoq gemacht zu haben, und ſchon damals erhielt ich die Verſicherung der freundlichſten Aufnahme für Konſtantinopel. Was für unſere Weiterreiſe geſchehen konnte, geſchah von dem Chef der Geſandtſchaft auf das Bereitwilligſte und Schnellſte, aber auch in gemüthlicher Hinſicht trug Herr Lecoq alles Mögliche bei, uns den Aufenthalt in Konſtantinopel ſo angenehm als möglich zu machen und führte uns ſeiner vortrefflichen Familie zu.

Böjükdereh liegt auf der europäiſchen Seite des Bospo-rus, gegen 3½ Stunden von Konſtantinopel und 1½ vom ſchwarzen Meere entfernt und bildet ein unbedeutendes Dorf, was ſich auf dem ſchmalen Uferrande jenſeits eines bedeutenden Buſens hinzieht, durch die Geſandſchafts-Hôtels aber einen großartigen Anblick darbietet. Ich führe die verehrten Leſer zuerſt zu Waſſer nach den reizend gelegenen Landſitzen, mache ſie dann mit den an Abwechſelungen rei-chen Umgebungen bekannt und kehre zu Lande längs der neueſten Waſſerleitung, der Mahmud's I., nach Konſtantinopel zurück.

An dem gewöhnlichen Landungsplatze von Topchaneh mietheten wir für vieles Geld (in der Regel bezahlt man 20—25 Piaſter, d. i. 1 Thlr. 8—15 Gr.) einen jener langſchnäbeligen Nachen, die unter dem Namen der Kaiks in Konſtantinopel bekannt ſind, um mit einer gewiſſen Ge-mächlichkeit nach dem Orte unſerer Beſtimmung zu fahren. Dieſe Kaiks, deren gegen 16,000 in dem ganzem Bereiche vom Marmora-Meere bis zum Ende des Bosporus vor-handen ſein ſollen und von 20—25,000 Fährleuten (Kaik-dſchi) bedient werden, haben gewöhnlich eine Länge von 15—20, eine Breite hingegen von nur 4—5 Fuß. Der Kiel iſt ſcharf, wodurch der Nachen ſchon bei der geringſten Bewegung ſchwankend wird, und ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, umgeworfen zu werden, darf man nicht

darin ſtehen. Das Gerippe beſteht aus Eichen-, die Planken hingegen aus Platanenholz. Andere Reiſebeſchreiber geben für die letzteren Birkenholz an, allein Birken habe ich in der Umgegend Konſtantinopels nirgends geſehen, und wurden auch entſchieden zu den Nachen, in denen ich gefahren, nicht benutzt. Vielleicht hat man hie und da außer Platanen- auch Ahorn-Breter dazu verwendet. Der hintere Theil beſitzt eine Art Verdeck, auf dem man aber nicht Platz nimmt, da bei jeder größern Bewegung ſchon Schwankungen hervorgerufen werden, ſondern man läßt ſich auf dem Boden des Nachens unterhalb des Verdeckes nieder und lehnt ſich mit dem Rücken daran. Auf dieſe Weiſe liegt man mehr auf ausgebreiteten Teppichen, als daß man ſitzt. Vorn auf einer querübergehenden Bank ſitzen die Ruderer. Größere Nachen ſind allerdings bequemer und faſſen auch mehr Menſchen, während hier in der Regel nur zwei neben einander ſitzen können: ſie ſind aber auch viel theurer und demnach für Gelehrte, die nur die Wißbegierde aus dem Vaterlande trieb, zu koſtbar.

Wie man in Rußland aus den Poſtſcheinen und der darin enthaltenen Anzahl von Pferden den Rang eines Reiſenden erſehen kann, ſo in Konſtantinopel aus der Zahl der Ruderer den Rang eines Beamten. Peter der Große entwarf, um ſich dem hohen Adel gegenüber eine Parthei zu ſchaffen, eine Rangordnung, und dieſe hat nun wiederum Mahmud II. mit wenigen Abänderungen in ſeinem Reiche eingeführt. So dürfen nur die hohen Excellenzen, die Miniſter, wirklichen Geheimen Räthe und die General-en-Chefs, die zuſammen den Namen Muſchir führen, ſich allein zehn Ruderer bedienen, während die Geheimen Räthe und General-Lieutenants (Ferik's) acht beſitzen und den wirklichen Staatsräthen und General-Majors (Liwa's) nur ſechs zukommen.

Im Angeſichte von Skutari beſtiegen wir die Gondel, und unſre beiden kräftigen Fährmänner zertheilten mit ſtar-

ken Armen die zwar kryſtallhellen, aber dunkelblau-grünen Fluthen ſo mächtig, daß unſer Nachen gleich einem Pfeile dahinflog. Wir hielten uns ziemlich nah am europäiſchen Ufer und machten uns ſo mit deſſen mannigfaltigen Schönheiten zunächſt bekannt. Trotz unſerer mehrmals wiederholten Fahrt wurde es mir doch nicht möglich, Alles ſo wahrzunehmen, wie es, um eine einigermaßen genaue Beſchreibung zu geben, nothwendig iſt, und ſo will ich mich damit genügen, hier den Totaleindruck, wie er damals von mir in mein Tagebuch eingetragen wurde, wiederzugeben. Beide Ufer bilden eigentlich nur die Terraſſen zu der breiten Waſſerſtraße des Bosporus, und auf ihnen ziehen ſich, beſonders auf der europäiſchen Seite, in einer faſt ununterbrochenen Reihe Wohn- und Luſthäuſer dahin. Leider aber zeichnen ſich mit wenigen Ausnahmen die Gebäude weder durch Kunſt noch durch Pracht aus, und die hölzernen ein- und zweiſtöckigen Häuſer bilden zu den übrigen paradieſiſchen Erſcheinungen einen grellen Widerſpruch. Wie ganz anders würde ſich ein ſolches Littorale im Beſitze einer abendländiſchen Macht geſtalten! Der Menſch braucht hier ſo wenig zu thun, daß er eben Alles ſchon gethan hat, wenn er nur einigermaßen ſeine einfache Wohnung den dargebotenen Schönheiten anpaßt. Anſtatt deſſen thut ſich aber häufig die thörigte und unverſtändige Hand des Orientalen kund und iſt doch trotz ihrer Verkehrtheiten nicht im Stande, die Natur mit dem nie verſiegenden Füllhorn ihrer Reize weſentlich und lange zu beeinträchtigen. Es herrſcht eben hier eine Fülle der Abwechslungen und harmoniſchen Verknüpfungen, eine Ueppigkeit in dem Wachsthume der Kinder aus Florens Gebiete, ein Reichthum der ſeltenſten Töne im Laube der Sträucher und Bäume und der lieblichſten Blumen, wie die Natur vielleicht nirgend etwas ähnliches zum zweiten Male hervorgerufen hat. Dicht hinter der Häuſerreihe erheben ſich auch ſchon die hohen Ränder der auf dem vorigen Spaziergange geſchilderten Landzunge und

kontraſtiren gar wunderbar mit ihren zum großen Theile wüſten und einförmigen Stücken. Abwechſelungen der ſeltenſten Art finden ſich ſchon auf kurzen Strecken vor, und Alles iſt ſo ſchön, daß man nur bemüht iſt, die dem Auge gegebenen Bilder dem geiſtigen Theile des Menſchen zuzuführen. Zu Vergleichungen bleibt keine Zeit übrig, und es wird auch Alles zu raſch vor- und wiederum weggeführt, um nur einigermaßen zu einem Urtheile befähigt zu ſein. Bald ſteigt der Rand in gleichem Winkel aufwärts, bald wird er durch allerhand ſonderbare Vorſprünge in ſeiner Richtung unterbrochen. Enge Schluchten wechſeln mit breitern Räumen ab. Wenn an einer Stelle ſich die gegenſeitigen Ufer bemühen, einander die Hände zu reichen und der ſonſt über 3,000 Schritte breite Waſſerſpiegel bis faſt auf die Hälfte verengert wird, ſo treten ſie gleich darauf um deſtomehr zurück, und es entſtehen größere und kleinere Buſen, die in einem Halbmonde von Häuſern und Höhen umgeben ſind. Dichtes Gebüſch oder freundliche Haine bedecken hier eine große Strecke, während ſie dort in mehren Partieen getheilt erſcheinen. Nackte Felſen, aber nicht mehr in ihrer Urfarbe, ſondern vom Alter und der Zeit ſchwarzgrau gefärbt oder durch verſchiedene Parmelien, Lekanoren und andere Flechten buntſcheckig, treten hervor und nehmen ſonderbare Geſtalten an, von denen keine der anderen ähnelt. Gleich daneben ſtellen ſich freie, mit Gras und Kräutern dicht beſetzte Matten oder Wieſenplätze den ſpähenden Augen dar. Hie und da ziehen ſich Gärten dicht bis an den Bosporus, und liebliche Landhäuſer vermehren mit ihren geſchäftigen oder ſpatzierenden Bewohnern das Maleriſche der einzelnen Partieen. Nur die gerade Mauer, die hie und da das Uferende der Gärten abſchließt, ſtört einigermaßen die harmoniſche Verbindung der einzelnen Glieder. Die wunderſchönen Boskets der immergrünen Sträucher mit dem anderen von ſchönen Blumen ſtrotzenden Gehölze mildern aber wiederum den Anblick der gerad-

linigen Mauer, und vor Allem zeichnen ſich die prächtigen Oleander mit ihren Tauſenden roſarother Blüthen, die ſich zu einzelnen Sträußern vereinigen, aus. Daneben ſteht oft die Myrte mit ihrem glänzenden Laube, zwiſchen deren freudig-grünen Blättern die ſchneeweißen und vielfädigen Blumen ſichtbar werden, und wechſelt mit Lorbeer- oder immergrünem Kreuzdorn-Gebüſch auf freundliche Weiſe ab. Hie und da ragt eine Orange mit mehr abgerundeter oder pyramidenförmiger Krone hervor, und der ſtarke Geruch ihrer Blüthen drang bis zu unſerem Nachen herüber. Doch vielleicht war es auch der Silberbaum (Elaeagnus hortensis *M.B.*), der uns ſeine Nähe verkündete. Der ächte Jasmin umrankt gleich dem Jelängerjelieber und hie und da mit ihm das dichte Geſträuch, während an anderen Stellen auch unſer Epheu das ſchwarze Geſtein bedeckt oder, an einen Baum geheftet, dem Lichte entgegenſtrebt. Weiter oben, den Rand aufſteigend, nehmen Haine die Oberhand, und prächtige Cypreſſen von 40—60 Fuß Höhe ragen mit ihrer Pyramidenform aus den kleineren Eichen und Piſtazien hervor oder breiten in einer anderen Art ihre kurzen Aeſte mehr wagerecht aus. Daneben bilden die Pinien mit ihren einem Regenſchirm nicht unähnlichen Kronen einzige Gruppen, wenn auch ihr Umfang keineswegs mit dem der Platanen, Wallnuß- und Kaſtanien-Bäume wetteifern kann. Wo Felſen zu Tage kommen, erſcheint auch Feigen-Gebüſch und oft hatte ein ſolcher Stamm mit ſeinen großen und dunkelmattgrünen Blättern mitten in einer Spalte derſelben oder an der Mauer Platz gefunden.

Sobald man Fündüklü und die dieſes begränzende Gewehrfabrik erreicht hat, tritt allmälig der großherrliche Winterpalaſt des Kürbis-Gartens (Dolmabaghdſche), den vor Allem Mahmud II. ſich für einen großen Theil der ſpäteren Jahreszeit zum Aufenthalte erwählt hatte, hervor. Ihm verdankt das Schloß auch ſeine jetzige Einrichtung. Der jetzige Großherr wohnt aber lieber auf der aſiatiſchen Seite, gleichſam als

fühlte auch er, wie wenig er mit ſeinem Volke noch nach Europa paßt. Hiermit beginnen eine Menge Anlagen, zum Theil von hohen Mauern umgeben, zum Theil auch dem Publikum zur Beluſtigung eröffnet. Der Luſtort Wiegenſtein (Beſchiktaſch) folgt nun mit einer ausgezeichneten Lage inmitten zweier von Bächen durchfloſſenen Schluchten, und ihm ſchließt ſich das neue, vom Sultan Mahmud II. erbaute Schloß Tſchiragan an. Hier wohnt der jetzige Sultan einen Theil der heißen Sommermonate mit ſeinem großen Hofſtaate. Ein deutſcher Gärtner war beauftragt, die inneren, von hohen Mauern umſchloſſenen Anlagen in europäiſchem Geſchmacke herzuſtellen, und ſoviel als man von außen wahrnehmen konnte, ſchien der Gartenkünſtler ſich beſonders in grünen Raſenplätzen zu gefallen, während er Haine und Boskets in den Hintergrund treten ließ. Von unſerer Ferne aus betrachtet, bot der Garten wegen ſeiner Kahlheit gegen die natürlich bewachſenen Umgebungen keinen vortheilhaften Anblick dar, doch ſoll er in der Nähe wirkliche Schönheiten beſitzen. Mahmud II. ſcheute keine Ausgaben, um die von ihm geſchaffenen Anlagen zu heben, und auch der Diener der Kirche, was Abd-ul-Medſchid bedeutet, läßt alljährlich bedeutende Sendungen der verſchiedenartigſten Sämereien und Zierſträucher aus Wien kommen. Ich glaube jedoch, daß Konſtantinopel ſelbſt ſo viele ſchöne Pflanzen beſitzt, daß man das Ausland gar nicht in Anſpruch zu nehmen braucht; aber was der Menſch noch ſo ſchön und herrlich in ſeiner Nähe beſitzt, damit iſt er nur ſelten zufrieden, und ſo vermag er nicht lange dem inneren Drange nach dem Fremden, wenn auch oft minder Schönen zu widerſtehen. Sobald man dem Schloſſe nahe gekommen iſt, bittet der Fährmann, nicht laut zu ſprechen und, hat man einen Schirm gegen die brennenden Strahlen der Sonne über ſich ausgeſpannt, dieſen einzuziehen, denn Moslimen und Gjaur ſollen vor der Wohnung des mächtigen Herrn über Leben und Tod durch Unterwürfigkeit und De-

muth ihre Ehrfurcht an den Tag legen. Engländer trotzen oft dem Verbote und verurſachen dadurch dem armen Fährmanne eine ſtrenge Strafe, denn er iſt, wenn der Gſaur, der dann von den reſp. Geſandtſchaften in Anſpruch genommen wird, das Gebot nicht befolgt, für deſſen Vergehen verantwortlich.

Unmittelbar an Tſchiragan ſchließt ſich das nicht unbedeutende Mitteldorf (Ortaköi) an und nun kommen die Paläſte zweier Sultaninnen, der Saliha und der Esma-Allem, der Mutter des Großherrn, die den Uebergang zum trocknen Born (Kuru-Tſcheſchme), einem ebenſo wie Ortaköi bevölkerten Dorfe, machen. Hinter dem Arnautendorfe ſpringt eine Art Vorgebirge, das den Namen der Strömung (Akindi-Burnu) hat, hervor und ihm gegenüber auf der aſiatiſchen Seite zieht ſich das Ufer, dadurch eine Bucht bildend, zurück. Hiermit beginnt die Verengerung des Bosporus und ſeine vielen Waſſermaſſen ſind gezwungen, ſich mehr zu konzentriren. Unſere Fährleute vermochten der ihnen widerſtrebenden Fluthen nicht mehr Herr zu werden und ruderten dem Ufer zu, um daſelbſt bereit ſtehenden Männern einen Strick zuzuwerfen. Die Schiffer ruheten eine kurze Zeit von ihrer anſtrengenden Arbeit und verſuchten dann von Neuem, durch eigene Kraft vorwärts zu kommen, bis ſie wiederum gezwungen waren, den Nachen ziehen zu laſſen. Daſſelbe wiederholte ſich zum dritten Male und jedes Mal wirft man den Ufermännern ein kleines Geldſtück zu.

Die ganze Verengerung des Bosporus, die oberhalb der beiden Schlöſſer beginnt, führt den Namen der Teufels-Strömung (Scheitan-Akindißi) und ſeine Breite beträgt an einigen Punkten wohl kaum mehr als 15—1600 Schritte, wodurch wohl die bedeutend ſtärkere Strömung der Waſſermaſſen ſich erklärt. Gleich hinter dem genannten Vorgebirge zieht ſich das Ufer weit zurück, ſchiebt ſich aber alsbald wiederum vor, ein Vorgebirge bildend, auf dem das euro-

päiſche Schloß (Rumili-Hiſſar) liegt. Dadurch entſteht ein nicht unbedeutender Buſen, in deſſen Ufermitte der reizende Ort Bebek liegt. Zwiſchen ihm und dem Arnautendorfe liegt das freundliche Schloß der Sultanin Marie (Mirjam). Ihm gegenüber ſchiebt ſich ein bedeutendes Vorgebirge, an dem der reizendſte Ort des ganzen Bosporus, Kandilli, ſowie nahe dabei das ſüße Gewäſſer der aſiatiſchen Seite ſich befindet, weit in das Waſſer hinein und über ihm ſcheint die ſchmalſte Stelle des Bosporus zu liegen. Dem europäiſchen Schloſſe gegenüber ſteht das kleinaſiatiſche (Anadoli-Hiſſar), und beide vermöchten wohl, gut bewaffnet, jedem fremden Schiffe die Einfahrt aus dem ſchwarzen Meere für immer zu verleiden.

Sobald man das unbedeutende Teufels-Vorgebirge (Scheitan-Burnu) im Rücken hat, erweitert ſich wiederum der Bosporus und es folgen nun auf der europäiſchen Seite die Dörfer Baltiliman und Stenia (auch Iſtenia), an welchem letzteren ſich der Bosporus in Form eines ſchmalen Buſens tief in das Land hinein erſtreckt und ſo einen vorzüglichen Hafen bildet. Ueber dieſer Bucht ſchiebt ſich von Neuem ein bedeutendes Vorgebirge vor, welches den Namen von dem daran liegenden Neudorfe (Jeniköi) erhalten hat, aber um eben ſo viel ziehen ſich die gegenüberliegenden Ufer zurück und bilden auf dieſe Weiſe einen großen Buſen. Hiermit erweitert ſich der Bosporus mehr als früher. Hinter dem eben genannten Vorgebirge der europäiſchen Seite treten die Ufer weit zurück, um, einen Bogen bildend, ſich ſpäter um faſt eben ſo viel wieder vorzuſchieben; es entſteht dadurch der große Buſen von Böjükdereh. Ziemlich in der Mitte der einen Seite des Buſens, wo das Waſſer eine ſchmale Bucht in das Land entſendet, erblickt man das reizende Therapia, vielfach von Fremden beſucht und bewohnt. In der äußerſten Rundung des Buſens liegt das Dörfchen Kefeli-Köi und auf der anderen Seite, unmittelbar dem zuletzt genannten Orte ſich anſchließend, beginnt das liebliche Sommerdorf Böjükdereh, das

bis an das unbedeutende Vorgebirge des Grabes (Meſar-Burnu) reicht, hinter dem der graue Ort (Sſariſari) ſich anſchließt.

Der Name Böjükdereh, d. i. Großthal, gehört eigentlich dem freundlichen Wieſengrunde an, der ſich in der äußerſten Rundung des Uferrandes oberhalb des Kefeli-Köi ziemlich eine Stunde tief und die Hälfte ſo breit in das Land hineinzieht und auf beiden Seiten durch bedeutende Höhen, die in den den Buſen begränzenden Vorgebirgen auslaufen, eingeſchloſſen wird. Nach hinten ſteigt der Grund allmälig aufwärts und hört endlich, den Kamm des Höhenzuges erreichend, ganz und gar auf.

Um mich nicht unnöthig zu wiederholen, will ich mich erſt auf die freundlichen Höhen, denen man, nach den daſelbſt freiliegenden Marmorfelſen, den Namen Babakai-Taſch gegeben hat, begeben und dann nach dem dahinterliegenden Roſenthale (Güldereßi) wenden. Daß Gül urſprünglich jede Blume bedeutet und nur erſt ſpäter auf die ſchönſte Blume, die Roſe, vorzugsweiſe übergetragen wurde, habe ich früher ſchon geſagt und man braucht ſich demnach nicht zu wundern, wenn ein Ort, der das Wort „Gül“ zur näheren Bezeichnung führt, auch gar keine Roſen beſitzt, ſo oft auch andere Reiſende, von dem Namen verleitet, mit vielem Gepränge von ihnen ſprechen. Auch über das Wort Dereh muß ich hier eine Bemerkung beifügen. Man überſetzt es immer mit Thal und damit ſtimmen in der Regel die Gegenden, denen man dieſes Prädikat gibt, überein. Oft aber benennt man auch den darin fließenden Fluß auf gleiche Weiſe. Endlich fand ich, daß die Türken auch Höhen, inſofern ſie eine ſattelähnliche Vertiefung eines Gebirgsrückens an dieſer Stelle darſtellen und deßhalb zum Uebergange benutzt werden, damit bezeichnen. Aus dieſer Urſache wird z. B. in Hocharmenien ein Sattel, der einen Gebirgszug mit dem Berge der tauſend Seen (Bing-Göl-Dagh) verbindet, Arpa-Dereh, d. i. Gerſten-Thal, genannt.

Wiederum ohne Führer ſtieg ich mit meinem Reiſe-

gefährten gleich hinter dem Hôtel der preußiſchen Geſandtſchaft in einer abfallenden Schlucht aufwärts und wurde gar bald die große Verſchiedenheit der Vegetation im Vergleich zu der Konſtantinopels gewahr. Gleich unten empfing uns immergrünes Gehölz, das Hauptkennzeichen der wärmeren Länder unſerer gemäßigten Zone. Vor Allem waren der Lorbeer, der immergrüne Kreuzdorn, hier und da die Myrte, der Erdbeerſtrauch, die Cochenillen-Eiche und zweierlei Smilax vorhanden, und von den letzteren vielfach umwunden, vermöchte man nur mit einem Beile in der Hand oder beſſer mit einer Zaunſcheere tiefer in das Gebüſch einzudringen. Aber auch anderes Geſträuch mit vergänglichen Blättern bildete mehr abgerundete Bosketts oder ſchloß ſich dem immergrünen an, mit dieſem dieſelbe dichte Wand bildend. Es waren beſonders die kleinblättrige Weißbuche des Orients, der Mispelſtrauch, die Haſelſtaude, die Rainweide und ein kleinblättriger Weißdorn. Auch dieſe wurden von zweierlei Brombeer-Ranken, der Zaunrebe (Clematis Vitalba *L.*) und dem etruriſchen Jelängerjelieber in einer Weiſe durchzogen, die jedes Eindringen unmöglich machte. Unter ſolchen Umſtänden vermochte aber auch kein Baum nach oben durchzukommen und ſo zog ſich das Buſchwerk eine geraume Strecke aufwärts. An den Rändern ſproßten in üppiger Fülle niedrige Ciſtröschen mit ihren leicht ausfallenden, fleiſchfarbenen Blüthen, die aber eben ſo ſchnell wiederum durch neue erſetzt wurden, Doſten, Gamander, der wollige Zieſt, Eiſenkraut, Natterzungen, Skabioſen, der rothe Baldrian, Attich, Ferulago, Tordylium-Arten, Färber- und ähnliche Chamillen, Centaureen, Alant, Hartheu und verſchiedene Lattichblüthler neben ſehr wenigen Gräſern. Mehr im Schatten wucherten die Citronen-Meliſſe, dicht mit graulich-weißem Filz bedeckt, und die Färberröthe. Einzeln ſtanden der durch den ganzen Orient an Vorhöhen oder Abhängen wachſende Eſſigbaum oder Sumach und Vaccinium Arctostaphylos *L.*

Weiter nach oben verringerte ſich die Zahl der immergrünen Sträucher. Neben der Weißbuche bildete die weichhaarig-blätterige Eiche mit einigen ihrer Verwandten eine Art Mittelholz und ſie ſelbſt ſtand hinſichtlich der Dauer ihrer kleineren, mehr glänzenden und ſteiferen Blätter zwiſchen unſerer Wintereiche und den ſüdlichen Arten mit überwinterndem Laube mitten inne. Auch der Korneliuskirſchbaum, der Haferſchlehenſtrauch, der breitblättrige Faulbaum, unſer gemeiner Hollunder (Syringa vulgaris *L.*), ſowie das Schießholz (Cornus sanguinea *L.*) geſellten ſich dazu, erlaubten aber hier weder Smilax- noch Brombeerranken, ſie zu umſchlingen. Noch weiter oben begann die Baum-Vegetation, durch zwar ſchöne, aber doch noch jugendliche Kaſtanienbäume vertreten; Wallnußbäume, unſere Weißbuchen, Silberlinden und hie und da ein Kirſchbaum fanden ſich vereinzelt vor. Von dem früher genannten Geſträuche, dem ſich nun auch der Zürgelſtrauch zugeſellte, bildeten viele eine Art Untergehölz oder ſtanden als ſchöne, von wohlriechendem (ächtem) Jasmin oder Jelängerjelieber umſchlungen, mitten auf blumenreichen Matten. Dieſe, obwohl von geringem Umfange und von ringsherum emporſtrebenden Bäumen größtentheils umſchattet, boten einen ſo prächtigen Anblick dar, wie wir in Deutſchland vergebens uns bemühen, ihn durch Kunſt hervorzurufen. Auf dem dunkelgrünen, dichten Teppiche ſtanden, ſich anmuthig vertheilend, mannigfache Kräuter, deren Blumen ſich in Reichthum der Farben nicht weniger als in Fülle der Formen zu gefallen ſchienen und natürliche Arabesken bildeten. Bonjeanien, Pſoraleen, Lupinen, unbewaffnete Traganthpflanzen, Klee-Arten, Erven, Wicken, alſo vor Allem Schmetterlingsblüthler, bildeten neben gelben und blauen Leinpflanzen, großblühenden Betoniken, verſchiedenen Hartheupflanzen, Kalaminthen, Centaureen, wenigen Potentillen, dem ginſterähnlichen Leinkraute, Glockenblumen, Pimpinellen und anderen Doldenträgern die vorherrſchenden Pflanzen, und wie von einem

Kranze wurden ſie häufig von dem großblättrigen Hartheu (Hypericum calycinum *L.*) umſchloſſen, das an freien Rändern nicht ſelten von dem Pfriemenſtrauche (Spartium junceum *L.*) begleitet war.

Endlich wurde es lichter und offene Alp nahm die Wanderer auf. Nackte Felſen ſtellten ſich im Anfange noch nicht dem Auge dar, ſondern Alles war von einem gleichmäßigen grünen Teppiche überzogen, aus dem nirgends blühende Pflanzen hervorragten. Gräſer ſchienen hier hauptſächlich die Bedeckung des Bodens zu bilden, wahrſcheinlich hatten aber Viehheerden eine Zeit lang ſich der geſunden und gewürzreichen Nahrung erfreut, denn nur hie und da bemerkte ich kleine Blümlein, über den Boden ſich kaum erhebend. Wie der Wachholder oder der Schwarzdorn auf unſeren Höhen nicht ſelten in Form unmittelbar von der Erde ſich erhebender Pyramiden oder Halbkugeln erſcheint, ſo hier der immergrüne Kreuzdorn, die Baumheide und die Weißbuche des Orients, während der Erdbeerſtrauch, kaum 1—1½ Fuß hoch, und das fleiſchrothe Ciſtröschen den Alpenroſen (Rhododendron) der Schweiz entſprechen. Endlich erreichten wir die Höhe und von der Sonne beſchienen glänzte uns ein weißer Marmor-Felſen, Babakai-Taſch, der dem ganzen Berge den Namen gegeben, entgegen. An ihn gelehnt überblickten wir die paradieſiſche Umgegend.

Uns gegenüber lag der höchſte Berg am ganzen Bosporus, der Rieſenberg. Hinter ihm zogen ſich, ſo weit das Auge nur ſchauen konnte, dunkelgrüne Wälder hin und bildeten mit dem darauf ruhenden blauen Himmelsgewölbe am Horizonte eine ſcharfe Gränze. Die zahlreichen, ebenfalls dichtbewachſenen Schluchten und Engthäler ſtachen gleich dunkelen Linien von den durch die ſchon tiefſtehende Sonne beſchienenen Höhen ab. Auf dem höchſten Punkte des Rieſenberges liegt das heilige Grab des Joſua (Juſcha), und gläubige Moslimen nicht weniger als fromme

Chriſten wallfahren zur Zeit der Noth nach der oben gelegenen Kapelle, um dem heiligen, ſo ſehr bevorzugten Krieger ihr Leid zu klagen. Lumpen hängen an dem Geſträuche und flattern, von Wind und Wetter noch mehr zerfetzt, ekelhaft herum. Mit dem Anbinden derſelben wird auch die Krankheit an den Ort gebunden und hängt ihm an, ſo lange noch etwas von ihnen ſichtbar iſt. Wie der Orientale auf den ſonderbaren Einfall gekommen iſt, den Joſua hier ſterben und begraben zu laſſen, möchte ſchwer zu entziffern ſein, aber intereſſant iſt, daß die alten Griechen nach einer Mythe hier auch den Herkules auf einer ſeiner vielen Wanderungen ein Mittagsſchläfchen halten ließen.

Den Buſen unter uns konnten wir zwar nicht erſchauen, aber deſto deutlicher den, der dem oben erwähnten Vorgebirge von Jeniköi gegenüberliegt und nach dem dort liegenden Dorfe Indſchir-Köi ſeinen Namen erhalten hat. Die Sonne, nach dem theuren Weſten eilend, vergoldete mit ihren jetzt weniger brennenden Strahlen ſeine ſchwach bewegten Wogen. Weiterhin verſperrten die Höhen jede Fernſicht, deßhalb wandte ich meine Blicke nach Südoſt, auf die andere Seite des Rieſenberges. Durch ihn wird, zumal da auch die Höhen, auf denen wir uns befanden, ſich vorgebirgähnlich vorſchieben, zunächſt das Bett des Bosporus zum zweiten Male auf kaum 16—1700 Schritte verengert, und wiederum ſtehen auf beiden Seiten Batterien und weiter oben Schlöſſer unter dem Namen der Ahorn-Schlöſſer (Kawak-Hiſſari), die den Engpaß aber noch weniger zu verſperren vermögen, als die oben ſchon erwähnten. Nun erweitert ſich wiederum der Bosporus, bis er, durch zwei vorſpringende Höhen (das ſteinige und Elephanten-Vorgebirge, Taſchlandſchik- und Fil-Burnu) bedingt, ſich wieder nur wenig verengert und, ſich endlich erweiternd, in dem ſchwarzen Meere ſein Ende findet. Deutlich konnten wir die breite, bis ins Unabſehbare reichende Fläche des Waſſerſpiegels erſchauen, und einige Schiffe liefen mit vollen

Segeln ihm zu. Auf der aſiatiſchen Seite ſchloß der Leuchtthurm mit den dort liegenden Batterien die Ausſicht. Ihm gegenüber liegt auf der europäiſchen Seite ein zweiter Leuchtthurm und beide werden mit der einbrechenden Dunkelheit angezündet, um den einlaufenden Fahrzeugen die richtige Straße zu bezeichnen. An dem letzteren liegen die berühmten Felſen der Kyaneen, die ebenſo wie das ganze, in das ſchwarze Meer hineinragende Dreieck, ihre jetzige Geſtalt einer unterirdiſchen Revolution verdanken und aus ſchwarzem baſaltähnlichen Geſteine beſtehen. Wahrſcheinlich ſetzten ſie ſich, wie in den Donau-Engen, in uralter Zeit, wo auch die Mythe des Jaſon ſpielt, ſo auch hier in der ganzen Breite des Ausganges des Bosporus fort und es erzählt uns die Sage von den zuſammenſchlagenden Felſen (Symplegaden), denen die Argonauten mit genauer Noth entrannen. Auf jeden Fall war die Schifffahrt hier ſehr ſchwierig und gefährlich.

Gern wären wir noch auf dem Rücken des Höhenzuges bis zu dem ſogenannten Ovidsthurme gewandert, mehr einer neuen und nicht minder ſchönen Ausſicht halber, die wir auf das volle Meer gehabt hätten, als um eines vermeintlichen geſchichtlichen Intereſſes willen; denn Ovid hat ebenſowenig ſeine Verbannung hier zugebracht, als Hero und Leander in dem Jungfrauenthurme bei Skutari dereinſt ihre nächtlichen Zuſammenkünfte gehabt haben. Es geht in der Geſchichte ebenſo wie in der Botanik, man verſetzt ein Ereigniß an eine Stelle, wo es gar nicht geſchehen ſein kann, und legt einer Pflanze einen Namen bei, der einem Standorte entnommen iſt, wo ſie gar nicht wächſt. So wandten wir uns denn zur Kaſtanienquelle, mit der das Roſenthal beginnt, und fanden einen wahrhaft reizenden Ort. Die Kunſt hatte weder die Quelle hübſch eingefaßt, noch zur Verſchönerung der nächſten Umgebung das Geringſte beigetragen, wenn man nicht annehmen will, daß die ſchöngipfeligen Silberlinden und die mehr ſtrauchartige Kaſtanie von Menſchenhand hierher ver-

pflanzt seien. Fernsicht ward ebenfalls nicht geboten und kaum vermochte das Auge mehr als eine Viertelstunde weit der plötzlich abfallenden Schlucht zu folgen. Die Stille der Natur, der von dunkelem und saftigem Grün strotzende Boden, aus dem nur einzelne Blumen ihre Häupter erhoben, und das angenehme Murmeln der als geschwätziger Bach sich fortsetzenden Quelle war alles, was neben dem, uns jetzt am Abend weniger nothwendigen Schatten geboten wurde, und doch hätte ich mit den Meinigen daheim ausrufen mögen: „hier laßt uns eine Hütte bauen!“ so wohnlich, so heimisch fühlte man sich in der Nähe dieser Paradieses-Quelle. So nennen nämlich die Moslimen einen reinen Quell, aus dem sie gern das erfrischende Wasser schöpfen und nach dem sie oft weite Wanderungen unternehmen. Da wo die Wasser dem sandigen Boden in ungetrübter Klarheit entstiegen, ruhten wir eine Zeit lang von den Beschwerden des langen Weges, während unter uns ein ächter Türke seine großen, mit dichter, aber mehr haarähnlicher Wolle besetzten Schafe weiden ließ und wohl nicht ahnete, daß das Herrscher-Geschlecht der Osmanen vielleicht mit seinen Vorfahren zu gleicher Zeit über die traurigen Wüsten jenseits der Kaspisee nach den gesegneteren Fluren Vorderasiens dereinst gewandert sein möchte.

Mit dem hellen Wasser stiegen wir in der auf beiden Seiten eng abfallenden Schlucht abwärts, aber rascher enteilte der Bach, als der beschwerliche Weg uns zu folgen erlaubte. Dichte Hecken von Lorbeer, immergrünem Kreuzdorn und Erlengesträuch, mit Smilax und Brombeerranken wahrhaft zusammengefilzt, bildeten an einzelnen Stellen über dem tief in den Boden eingewühlten Wasser dichte Decken und erhielten dieses um desto mehr in der ursprünglichen Frische. Der Orientale verlangt jedoch von einer guten Quelle, daß sie im Angesichte der hellen Sonne der Erde entsprieße und ihre erste Wanderung unbeschattet beginne. Bald befanden wir uns in dem Thale, das nach

den zerklüfteten, graugelbgefärbten Felſen, oder wahrſcheinlicher nach ſeiner engen und kluftähnlichen Ausdehnung den Namen der gelbgrauen Spalte, Sſarijari, erhalten haben ſoll. Mir traten jedoch nirgends graugelbe Felſen entgegen, und wenn dieſe ſich auch, an einzelnen Stellen ſchroffe Wände bildend, den Augen unbedeckt darſtellten, ſo hatte doch immer das thonhaltige, aber feſte Kalkgeſtein eine bläulich-graue Farbe. Von da an, wo die Bäche der Kaſtanien- und Haſelnußquelle ſich vereinigen, wird zwar das Thal breiter und fällt nur noch wenig ab, deſto ſteiler aber erheben ſich auf beiden Seiten die Höhen. Je mehr man mit dem Bache abwärts ſteigt, um deſto mehr breiten ſich ſeine wenigen Waſſer auf dem dicht mit Gerölle bedeckten Boden aus und das Thal nimmt an Breite zu. Schöne Weiden mit buſchigen Kronen und weniger ſtrauchige Erlen umgeben hie und da das hier ruhiger dahinfließende Waſſer. Mit einem Male trat uns eine mit angenehmen Gerüchen geſchwängerte Luft entgegen, aber vergebens ſuchte ich mit den Augen nach der Urſache im Thale und auf den Höhen. In mir ſtieg die Erinnerung an die ſchönen Maitage aus dem Jahre 1837 wieder auf, wo ich im ruſſiſchen Armenien am klaſſiſchen Araxes mich häufig derlei Genüſſen zu erfreuen hatte. Dort war es der Silberbaum (Elaeagnus hortensis *M.B.*), deſſen unſcheinbare Blüthen die Gegenwart ſeines im Sonnenſcheine glitzernden Trägers lange vorher kund thaten, bevor man ihn und beſonders die durch ihn gebildeten Hecken wahrnahm. Auch hier vermuthete ich denſelben anfangs, doch hatte ich ihn bis dahin noch nirgends geſehen. Das Streben nach Aufklärung beſtimmte mich, mit Händen und Füßen an den mehr bewachſenen Höhen der rechten Seite hinan zu klettern; ſtärker trat mir der Geruch entgegen. Endlich konnte ich, jedoch noch hoch über mir einen Hain von Silberlinden unterſcheiden, und ſo nahm ich nach ihm meine Richtung. Es mochten gegen 16 mittelmäßige Bäume ſein, die über und über mit

gelblich-weißen und weithin duftenden Blüthen bedeckt waren. Nun befriedigt, rutschte ich mehr als ich stieg, die Höhe wiederum herab.

Rasenplätze zogen sich jetzt auf der rechten Seite im Thale hin und bald erschienen, wie unsere Obstbäume gepflanzt, Dürrlitzen mit ihren rothen, unter dem Namen Korneliuskirschen bekannten Steinfrüchten. Auch der Orientale liebt, wie bei uns, namentlich in früherer Zeit, der Student, das schwere Holz derselben zu Spatzierstöcken, und hie und da selbst zu Pfeifenröhren. Wenn die ersteren auch nicht wie unsere Ziegenhainer-Stöcke, die bekanntlich aus demselben Holze, besonders in einem Dorfe bei Jena, verfertigt werden, künstlich bereitet sind, so sieht man doch häufig Orientalen auf die schlanken, noch mit der Schale bedeckten Dürrlitzenstöcke gestützt, einhergehen. Weiterhin kamen auch Obstgärten, die von jeher sich eines großen Rufes erfreuten und sogar denen der süßen Gewässer noch vorgezogen wurden. Aprikosen und Pfirsiche wachsen in Menge da, aber auch die Kirschen von Sfarijari stehen in ganz Konstantinopel in gutem Ansehen.

Gegen den Ausgang wird das Thal noch breiter, und wahrscheinlich hat man künstlich den Bach in drei Arme gebracht, um sein Wasser in den nun allenthalben beginnenden Gärten zu benutzen. Hier wird nicht allein verschiedenes Obst in reichlicher Menge und vorzüglicher Güte gebaut, sondern auch dem Gemüse fast noch mehr Sorge zugewendet. Außer Kopfkohl und Bohnen werden aber mehr die südländischen Sorten gezogen. Ich sah ganze Felder mit spanischem Pfeffer, Eierpflanzen (Solanum Melongena *L.*), Liebesäpfeln, Flaschenkürbissen, Hibiskus und Mais bedeckt; vor Allem nahmen die hängenden, brennendrothen oder violetten Früchte der beiden ersteren meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier und da sah man einen Ochsen- oder Pferde-Schädel auf einer Stange aufgesteckt, aber nicht, bloß um wie bei uns Sperlinge und andere lüsterne Vögel zu ver-

ſcheuchen, ſondern um von ihnen auch den böſen Blick abzuwenden und dadurch eine beſſere Aernte zu erhalten.

Obwohl die Sonne bereits untergegangen war, ſo ſah man doch allenthalben noch die fleißigen Bewohner des nahen Dorfes Sſarijari in größter Thätigkeit, eine Erſcheinung, die man wohl im lieben Deutſchland häufig findet, die ſich aber deſto ſeltener im Oriente darbietet. Das Dorf war ebenfalls anmuthiger, als man ſonſt zu ſehen gewöhnt iſt, und faſt jedes Haus erfreute ſich des belaubten Schattendaches eines Kaſtanienbaumes oder einer Platane. Reinlichkeit, dieſe in Aſien ſo ſehr vermißte Tugend, gab ſich hier ſchon auf den Straßen kund, auch erblickte man nirgends in Lumpen gekleidete oder gar halb- und ganz nackte Kinder.

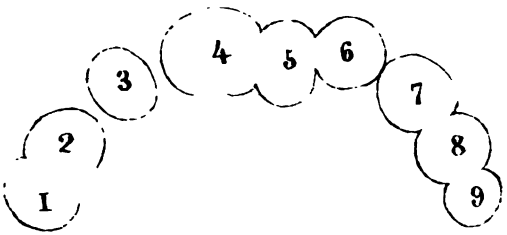
Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir glücklich das Ufer des noch belebten Bosporus erreichten und, eine Reihe von Häuſern, unter denen ſich auch die Hôtels der öſtreichiſchen und ruſſiſchen Geſandtſchaft befanden, auf der einen, und den ſtillen von den Lichtern der Fenſter ſchwach erleuchteten Meeresſpiegel auf der anderen Seite, unſerer Wohnung in Böjükdereh zueilten. Obwohl von der langen Wanderung erſchöpft, nahm doch, was ich geſehen und eingeärntet hatte, noch mehre Stunden meine volle Thätigkeit in Anſpruch.

Ich will nun die Rückreiſe nach Pera zu Lande beſchreiben. Zu dieſem Zwecke begaben wir uns nach dem eigentlichen Großthale und ſeinen 7 Brüdern, berührten die nächſte freundliche Umgebung und verfolgten auf dem Rücken des den Bosporus hier einſchließenden Höhenzuges die Waſſerleitung Mahmud's I. bis zu ihren großen Behältern, Takßim, an der Artilleriekaſerne vor Pera.

Bis zu dem breiten Ausgange des Großthales (Böjükdereh) ſtehen am Ufer zwei Reihen Häuſer, von denen die eine den reizenden Anblick auf das Waſſer und die gegenüberliegenden Höhen verſperrt. Sie bilden einen fortlaufenden Markt (Baſar), auf dem vorzüglich für die Lei-

besbedürfniſſe des Menſchen geſorgt iſt. Auch einige reinliche Kaffeehäuſer empfehlen ſich mehr durch ihr Aeußeres, als durch ihre Wohlfeilheit. Ich möchte jedem Reiſenden den guten Rath geben, wenn er in Böjükdereh übernachten will, zuvor mit dem Wirthe die Rechnung abzuſchließen, um nicht ähnlichen Prellereien, wie in Italien, ausgeſetzt zu ſein. Italiener ſind auch hier die Wirthe. Mit der nöthigen Nahrung für den ganzen Tag verſehen, verließen wir am frühen Morgen das reizend gelegene Uferdorf. Bald befanden wir uns auf einer ſchönen großen Wieſe, auf der einzeln Pferde und Rindvieh weideten und hie und da Zelte aufgeſchlagen waren. Ein Bach trennte ſie links von Kraut- und Gemüſefeldern, die ſich bis an die nach Konſtantinopel zu gelegenen Höhen hinzogen. Mitten auf der Wieſe, dem Prater von Böjükdereh, ſtehen in einem Halbmonde die berühmten ſieben Brüder (Jedi-Kardaſch), unter deren Schatten ſchon Gottfried von Bouillon, als Haupt des erſten Kreuzzuges, mit ſeinen Heerführern gegen die brennenden Strahlen der Sonne Schutz geſucht und gefunden haben ſoll.

Doch wie man in früherer Zeit, in Betreff der ſieben Brüder, gefabelt hat, ſo nicht minder in der neueſten Zeit, und während man die neun, in einem Halbmond ſtehenden Platanen, häufig mit unbegreiflicher Oberflächlichkeit für einen Baum, in deſſen Bauche vor vier Jahren erſt ein engliſcher Obriſt mit ſeinem Pferde ſich herumgedreht haben will, gehalten hat, machen andere Reiſende wiederum 14 daraus, von denen einige einen Stamm von nicht weniger als 40 Fuß Stärke beſitzen ſollen. Soviel ich weiß, iſt die wunderſchöne Platanen-Gruppe, der eben die Orientalen den Namen der 7 Brüder, Jedi-Kardaſch, beilegen, noch nirgends ordentlich beſchrieben, und ſo will ich hier ein treues Bild zu geben verſuchen. Die nachfolgende Zeichnung verſinnlicht wohl am Beſten die Stellung und das Verhalten der einzelnen, zum Theil verwachſenen Bäume zu einander.



Der Halbmond der Platanen ſteht nach Weſten offen, ſo daß man aus ſeiner Mitte keineswegs nach dem Bosporus blicken kann. Sein großer Durchmeſſer von Nord nach Süd beträgt 41, der kürzere hingegen von Oſt nach Weſt 22 Fuß. Die Wurzeln ſämmtlicher neun Bäume haben ſich 1—1½ Fuß aus der Erde gehoben, wie dieſes in der Regel bei alten Platanen und überhaupt bei alten Bäumen der Fall iſt, und nun ſteigt der Stamm 4—5 Fuß gerad in die Höhe. Ein nun folgender rings herumgehender *Wulſt*, ähnlich dem bei gepfropften Bäumen, vergrößert in weiterer Höhe den Umfang aller Stämme, und darüber wird die erſte unbedeutende Veräſtelung ſichtbar. Ich beginne die Beſchreibung der einzelnen Bäume am Nordende des Halbmondes. Da ſtehen zwei Bäume bis zu 6 Fuß über der Erde eng mit einander verwachſen, und haben ein wenig unterhalb ihrer Trennung einen Umfang von 30 Fuß. Der nächſte, ohnſtreitig kleinſte Baum ſteht allein, auf beiden Seiten von dem folgenden Stamme getrennt, und ſein Umfang beträgt nur 14 Fuß. Genau nach Oſten, faſt in einer Linie, folgen die drei nächſten und ſtärkſten Bäume, von denen der mittlere auf beiden Seiten mit den beiden anderen Stämmen ziemlich hoch herauf verwachſen iſt. Zuſammen haben ſie einen Umfang von 57 Fuß, während der äußerſte nördlich als der größte ohngefähr 27½, der mittlere 22½ und der äußerſte ſüdlich 17 Fuß Umfang beſitzt. Nun ſchließen im Südoſt das Horn drei einander ziemlich gleiche Bäume,

die zwar unter sich bedeutend, mit dem sechsten oder dem äußersten der vorhergehenden Gruppe aber nur wenig an der Basis verwachsen sind. Zusammen haben sie einen Umfang von 38½, der siebente allein von 17, der neunte oder letzte allein von 14½ Fuß. Die Kronen aller neun Bäume nehmen einen Raum von nicht weniger als etwa 500 Fuß ein. Alle Bäume sind noch ziemlich gesund; nur die beiden ersten nördlich erscheinen zum Theil ausgehöhlt und die Höhlung ist nach Innen offen; ebenso der größte Stamm in der Mitte. Muthwille hatte in ihnen einige Mal Feuer angezündet. Die Aeste der Kronen waren am Meisten nach der äußern (östlichen) Seite des Halbmondes ausgebreitet und ragten weit dahin, während die nach Innen und Westen, im Verhältniß zu jenen, nur kärglich erschienen.

In gerader Richtung verfolgten wir das Großthal bis zu seinem Ende. Oberhalb des Wiesengrundes begannen Getreidefelder, und auf ihnen hatte schwarzer Grannenweizen, sechszeilige Gerste und ein schwarzer, unserem Wildhafer nicht unähnlicher Hafer seine Reife erlangt, seine Besitzer bekümmerten sich aber noch nicht um das Einärnten. Eine Menge Vögel, aus der Familie der Ammern, benutzten die Saumseligkeit des türkischen Landmannes zu ihrem Vortheile, und fraßen in aller Ruhe die reifen Körner. Wie es schien, war auch auf die Vorbereitung des Ackers nicht viel Mühe verwendet worden, denn an einer Stelle stand das Getreide so dicht, daß die einzelnen Pflanzen kaum Nahrung genug hatten und sich gar nicht gehörig ausbreiten konnten, während an einer anderen Gräser, als: Trespen, Wildhafer, Lolche, Flittergras, Fennich (Panicum) u. s. w. die Ueberhand hatten, und an einer dritten das Getreide von größern Kräutern, besonders Minzen, Zieſt, unächtem Bärenklau und anderen Umbelliferen, Kornraden, Disteln und Lattichblüthlern ganz verdrängt war. Aber auch an kleineren Pflanzen war kein Mangel und der Venusspiegel, das Ackerveilchen, die Acker-Wucherblume, Weiderich, verschiedene Labkraut-

arten, Hypochoeris und vor Allem die Hirſchminze thaten ſeinem friſchern Wuchſe nicht geringen Abbruch. Einzeln wurden auch Mais und die Eierpflanze angebaut. Ein ſchmaler, auf beiden Seiten mit Hecken umgebener Weg führte zwiſchen den Feldern dahin, und bei genauerer Beachtung fand ich die Spuren einer einſt gewiß prachtvollen Straße, denn hie und da waren noch Marmorquadern zu bemerken. Ich erkannte dieſelben Trümmer mehr oder weniger deutlich bis zu dem bald zu erwähnenden Gartendorfe (Baghdſche-Köi), und ſelbſt über ihm wurde die Straße wiederum ſichtbar. Wohin ſie einſt geführt haben mag, will ich unterrichteteren Geſchichtsforſchern zu ermitteln überlaſſen; es iſt möglich, daß ſie nur die großen Waſſerbehälter, die in der erſten byzantiniſchen Kaiſerzeit erbaut wurden, mit der Hauptſtadt in beſſere Verbindung bringen ſollte.

Die Hecken beſaßen nur hie und da ſchöne Eſchen und Kaſtanienbäume; ſie waren aber allenthalben in den Niederungen aus einer ſtrauchartigen Stieleiche, aus *Erle*, Lorbeer, immergrünem Kreuzdorn, Schießholz, Rainweide, Feuerſtrauch, Schwarzdorn und aus einem kleinblättrigen Weißdorn gebildet und durch mehre Schlingpflanzen, als: Smilax, die beiden ſüdländiſchen Brombeerſträucher (R. sanctus *Schreb.* und colchicus *C. Koch*), die ächte wilde und verwilderte Weinrebe, die Waldrebe (Clematis Vitalba *L.*), den Hopfen und die Zaunwinde undurchdringlich gemacht. Zwiſchen und vor ihnen ſtanden die zwergigen Sträucher des ſtachlichen Ruskus, das fleiſchfarben blühende Ciſtröschen und der Adlerfarrn neben zahlreichen Kräutern der wolligen Meliſſe, des ſchwarzen Andorn, des Wolfsfußes, des Bettdoſten (Clinopodium vulgare *L.*), mehrer Färber-Chamillen, der Färberröthe, der großen Brennneſſel, einiger Ampfer-Arten, der kleinblüthigen Wolfsmilch, einer Inula, des Ackerrettigs, des Eiſenkrautes, des wohlriechenden Kälberkerns, des Attichs, der Torilis neglecta *Schult.* und einer Art falſchen Bärenklaues. An Wegen vorherrſchend ſah ich

Vogelknöterich, Wegebreit, Braunelle, Hirschminze, Cichorie, Chamille, Hederich, Natterzunge, Hypochoeris-, Crepis- und Barkhausia-Arten, Scolymus hispanicus *L.*, verschiedene Distelblüthler u. s. w.

Die nächsten Anhöhen waren mit zwergigem Gestrüppe der orientalischen Weißbuche, mit der Baumheide und dem Ciströschen truppweise besetzt, und weiter hinauf begann allmälig das Vorholzgesträuch mit einer Höhe von 8—15 Fuß. Viererlei Buscheichen, zweierlei Weißbuchen, Kastaniensträucher und hie und da die Espe neben einzelnen Exemplaren des breitblättrigen Faulbaumes erhoben sich auch wohl etwas höher, gestalteten sich aber nie zum eigentlichen Walde.

Die blendendweiße, prächtige Wasserleitung Sultan Mahmud's I. vor uns, wanderten wir langsam vorwärts. Ich übergehe deren Beschreibung, da ich sie schon an einer anderen Stelle gegeben habe und bereits viele Reisebeschreiber sowohl diese, als auch die anderen berühmten, bald über-, bald unterirdischen Wasserleitungen geschildert haben. Von ihr wendeten wir uns zum nahen freundlichen Baghdsche-Köi, was mit Recht seinen Namen, der Gartendorf bedeutet, erhalten hat. Da stand auf dem Wege mitten inne eine prächtige Pinien-Gruppe, aus 6—8 mittlern Bäumen bestehend, und jeder bildete einen dichten Schirm gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Interessant ist es, daß von den Geschichtsschreibern zur Zeit der Erbauung der Mahmud'schen Wasserleitung, also vor 100 Jahren, ebenfalls Pinien fast an derselben Stelle angegeben werden. Die Bäume indeß, die Zeugen des großen Bauwerkes, sind mit den Erbauern untergegangen, und andere haben ihre Stelle eingenommen.

Baghdsche-Köi interessirte mich mit seinem Reichthume an Bäumen jeder Art; allenthalben erblickte man mäßige Wallnußbäume, Silberlinden, Rüstern und Zürgelbäume in der üppigsten Entfaltung ihres freudig-grünen Blätter-

gewandes. Zwiſchen ihnen und zum Theil von ihnen dicht bedeckt, ſtanden die einfachen Wohnungen der Gartendörfler und ſtellten ſich dem Auge höchſt maleriſch dar. Raſenplätze fanden ſich ebenfalls hie und da, beſonders unter den Bäumen, vor, und einzelne Gruppen unverhüllter Frauen entflohen ſchnell bei dem Anblicke der unerwarteten Firengi.

Gleich hinter dem Gartendorfe beginnt der geheiligte Wald der Weißſtadt, denn das bedeutet in allen ſlawiſchen Sprachen der uns durch Eugen's Veſte an der Donau ſattſam bekannt gewordene Name Belgrad. Doch haben beide Orte nichts weiter mit einander gemein und ſind auch geographiſch durch den mächtigen Balkan, an deſſen entgegengeſetzten Ausbreitungen ſie liegen, weit von einander geſchieden. In dem Walde von Belgrad, der eben den ſüdöſtlichſten Arm des großen Balkangebirges auf ſeiner letzten Abdachung in der Nähe des ihm die Gränze ſetzenden Bosporus bedeckt, finden die beiden in den Hafen ſich ergießenden Flüſſe, Barbyſes und Kydaris, ihre vorzüglichſte Nahrung, und ihre reichſten Quellen hat man ſchon ſeit uralter Zeit für den Gebrauch der Bewohner der Reſidenz in kunſt- und zum Theil geſchmackvollen Bauten gezwungen, einen anderen und genau bezeichneten Weg zu nehmen. Wald trägt zur Speiſung der Quellen mächtig bei und dieſes ſahen die verſtändigeren Griechen nicht weniger, als die rohen Türken ein. So wurde der Wald von Belgrad ſchon in früheſter Zeit ohne Geſetz heilig und unantaſtbar, und die ſpäteren Machthaber hätten gar nicht nöthig gehabt, durch ſcharfe Erlaſſe die Ehrfurcht gegen die wohlthätigen Bäume aufrecht zu erhalten. Niemand darf ſich den nöthigen Bedarf an Holz aus Belgrad's Walde holen, und die Zeit, die den einzelnen Baum oder Strauch aus ſeinem Samen hervorgehen und dem Lichte entgegenſtreben läßt, die Zeit ſieht auch wiederum ihn untergehen und von Neuem zu derſelben Erde werden, aus der er früher ſeine Nahrung

ſchöpfte. Da nichts dem üppigen Wuchſe des Unterholzes Eintracht thut, ſo wuchert dieſes ungehindert und erlaubt kaum einem Baume, ſich darüber zu erheben. Deßhalb verdient der Belgrader Wald nicht mit vollem Rechte ſeinen Namen, da „Belgrader Gebüſch“ bezeichnender wäre. Die orientaliſche Weißbuche iſt hier wiederum und zum Theil mit ihrer abendländiſchen Schweſter die vorzüglichſte Urſache, daß nirgends eigentlicher Hochwald ſich bilden kann, und ſelbſt den Buſcheichen wird es ſchwer, ſich gegen die Alles verdrängenden Buchen zu behaupten. Außerdem fand ich Haſelſtauden, einige Ahorn-Arten, Saalweiden, Cytiſusarten, Espen, Zürgelſträucher, Kaſtanienbäume u. ſ. w. Wenn einer der letzteren das 20—25 Fuß hohe Gebüſch glücklich überragt und ſich gewiß zum ſtattlichen Baume entwickelt hatte, dann zeigte ſich wieder der türkiſche Unverſtand, denn um die genießbaren Früchte zu erhalten, ſchonte man zwar des Stammes, brach aber die ſchöne Krone ab. Daß auch Kräuter unter ſolchen Verhältniſſen nicht gedeihen können, ſieht man leicht ein, und nur an den freien Rändern entſproſſen Traganth- und Klee-Pflanzen, Bonjeanien, Hartheu- und Theſium-Arten neben einigen ächten und Halbgräſern dem ſchwarzen Boden; aber auch Ciſtröschen, der ſtachliche und der Zungen-Ruskus, und vor Allem die ſchöne nach Bruckenthal genannte Heide mit ihren dichten rothen Blüthenähren ſtanden in großer Menge daſelbſt.

Auf der Höhe des Rückens, der ſich zwiſchen dem Bosporus und dem Papiermühlenfluß (Kiaghadchaneh-ßu) in das auf dem erſten Spatziergange näher beſchriebene Vorgebirge verliert, traten wir bei bedecktem Himmel unſeren Rückweg nach Pera an. Die Vegetation fand ich hier weit üppiger, als ich ſie irgendwo in der Umgebung von Konſtantinopel gefunden hatte, und ſoweit meine Augen es erſchauen konnten, zogen ſich dieſelben Matten dahin. Ein grüner Raſenteppich bedeckte den fruchtbaren Boden, und aus ihm ſproßten größere Kräuter hervor. Man ſah zwar deutlich, daß hier Vieh

geweidet haben mußte, aber die ganze Umgegend hätte fortwährend mehre Heerden, und selbst wenn sie aus 1,000 Stück und mehr bestanden hätten, das ganze Jahr hindurch ernähren können. Freundliche Schluchten, die sich besonders rechts in das Thal des Papiermühlenwassers absenkten, boten sich in bestimmten Zwischenräumen dar und erlaubten einen detaillirten Ueberblick über dessen Beschaffenheit.

Die Vegetation unterschied sich fast gar nicht von den Matten, wie ich sie beim Ersteigen des Babakai-Tasch näher bezeichnet habe. An einzelnen Abhängen wurde ich auch unsere Lavendel, leider schon abgeblüht, aber große Strecken einnehmend, gewahr und freute mich um so mehr ihres Erscheinens, als ich sie auf diese Weise zum ersten Male erblickte. An anderen Stellen überdeckte der Adlerfarrn nicht minder große Strecken. Heiden waren von dem oben genannten Höhenbuschwerke vorherrschend und überzogen ebenfalls oft weithin den Boden. Auch einzelne Zwergsträucher des Wachholders erblickte ich, aber sie gehörten wohl dem *Juniperus Oxycedrus L.* an. Weiter nach Pera zu, wo der Boden unfruchtbarer wurde, erschien von Neuem der stachliche und strauchige Bibernell.

An einzelnen Stellen hatte man den Boden zum Getreidebau benutzt, aber seine Besitzer schienen thätiger und ordentlicher, als die in den Niederungen zu sein, denn es war schon Alles geärntet. Hie und da, besonders in der Nähe der Meierhöfe, fanden sich Hecken vor, und in ihnen bemerkte ich vorherrschend die weiße Osyris und den strauchartigen Jasmin, neben dem Färber-Kreuzdorn und den schon oben genannten, besonders immergrünen Sträuchern. Je näher wir Pera kamen, um so unfruchtbarer gestaltete sich unsere Umgebung, bis sich endlich dieselben Verhältnisse einstellten, wie ich sie schon oben angegeben habe.

An einem frühen Sonntage folgten wir der freundlichen Einladung des jüngern Grafen von Pourtales, der die gesandtschaftlichen Geschäfte seit dem Weggange des Grafen

Königsmark bis zur Ankunft des Herrn v. Lecoq geleitet hatte, nach ſeinem Sommerſitze zu Kandilli, mitten am aſiatiſchen Ufergeſtade des Bosporus. Wiederum auf dem gewöhnlichen Landungsplatze von Topchaneh beſtiegen wir ein Boot, um für die Kleinigkeit von 4 Piaſtern (8 Sgr.) nach dem gegenüberliegenden Skutari zu fahren. Der aſiatiſche Theil Konſtantinopels iſt, wie geſagt, weit freundlicher, als die europäiſchen Stadtviertel und es ſcheint, als wenn mit dem beſſern Gewande der Straßen auch die Bewohner ein freundlicheres Anſehen erhalten hätten. Heiterkeit und friſcher Lebensmuth ſprach ſich allenthalben auf den Geſichtern aus, und aller dem Orientalen eigenthümliche Ernſt ſchien ganz und gar gewichen. Zahlreiche Brunnen, geſchmackvoll überbaut, ziehen ſich am Ufer hin, und ihr reines und friſches Waſſer ladet den Durſtigen nicht umſonſt ein. Metallene Becher ſtehen oft ſchon gefüllt bereit, um neue Kühlung dem Körper zuzuführen. Der nahe hohe Berg Bulgurlu iſt reich an Quellen, wie kein anderer, und der orientaliſche Feinſchmecker gibt ſeinem Waſſer zum Theil noch vor dem der oben erwähnten Kaſtanien- und Haſelnußquelle den Vorzug. In alter Zeit nannte man wahrſcheinlich des Waſſerreichthumes und der dadurch bedingten Fruchtbarkeit halber Skutari die Goldſtadt (Chryſopolis), ebenſo wie man dem gegenüberliegenden Hafen wegen ſeiner Vorzüglichkeit den Namen Goldhorn (Chryſokeras) ertheilte und ihn auch heute noch Corne d'or, das goldene Horn nennt. Dionys von Byzanz meint freilich, daß der Name daher ſtamme, weil die Perſerkönige in ihr den Tribut von allen dort herum wohnenden Völkern einnahmen, und daß dadurch die Stadt in der That eine goldene wurde.

Wie man die Stadt, ſich nach Oſten wendend, verläßt, beginnen prächtige Gärten, aber leider verwehren hie und da mit Glaskraut, weniger mit Bingelkraut (Parietaria und Mercurialis) bewachſene Mauern den Eintritt, bilden aber auch bisweilen die erſte Terraſſe. Uebereinanderliegende Terraſſen

ſind beſonders im Anfange der Wanderung eine gewöhnliche Erſcheinung auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, und dieſe bietet deßhalb vor Allem wiederum eine andere Anſicht dar. Die Vegetation erſchien mir ebenfalls noch üppiger und mannigfaltiger, als auf der europäiſchen Seite. Mehre Sträucher, die wir dort nicht geſehen, ſahen wir hier in großer Menge und ſie wurden zu freundlichen Lauben benutzt; der Schoten-Cercis hatte ſich ſchon längſt mit ſeinen runden Blättern bedeckt und die unreifen Hülſenfrüchte hingen dicht gedrängt herunter. Neben der Piſtazie zeigte ſich auch der ihm nah verwandte Terpenthinbaum, deſſen Balſam beſonders von den griechiſchen Inſeln und vor Allem von Cypern unter dem Namen des cypriſchen Terpenthins bisweilen zu uns gebracht wird. In größerer Menge und in üppigerer Fülle wucherte oft an und auf den Mauern die mit immergrünen und ſtachlichen Blättern verſehene Straucheiche.

Auf der Hälfte Weges zwiſchen Skutari und dem nächſten Uferorte Kusghundſchik liegt der Ochſen-Hafen (Oegüs-Liman), der letzte Reſt des alten Namens, den urſprünglich der hohe Bulgurlu mit ſeiner vorgeſchobenen Stirn getragen hat, und bezeugt, wie ſonderbar oft die alten Namen, in eine andere Sprache übergegangen, wenn auch nur einen Theil bezeichnend, ſich erhalten haben. Oberhalb Kusghundſchik, was nach einem Heiligen genannt ſein ſoll, treten die freundlichen Höhen bis hart an das Waſſer, und nur den pecuniären Vortheil verfolgend, ſchien man an einer der ſchönſten Stellen einen Steinbruch etablirt zu haben. Steingerölle bedeckte den fruchtbaren Boden mit all' ſeinen ſchönen Blumen und dem dichten Raſengrün, und ſeine ochergelbe Farbe harmonirte keineswegs mit der unverſehrten Umgebung. Für Verſchönerungen hat die türkiſche Polizei keinen Sinn, und ſo kann jeder Eigenthümer innerhalb ſeines Beſitzes ſchalten und walten, wie er will. Mag er noch ſo ſehr gegen das Schönheitsgefühl freveln und ſündigen, kein Befehl ſeiner Behörde verweiſ't es ihm oder beſtraft ihn gar. Nicht genug,

daß der grelle Steinhaufen unwillkürlich den Augen sich unangenehm darstellte, war auch das ganze Strauchwerk vom Steinbruch bis an den Fuß des Berges dermaßen ruinirt, daß selbst bei dem üppigsten Wachsthume Jahre vergehen müssen, bevor nur einigermaßen der Schandfleck wiederum verdeckt werden kann.

Stauros, oder türkisch ausgesprochen Istawros, d. i. Kreuz, heißt der nächste Ort, und erfreut sich von jeher der Aufmerksamkeit der türkischen Großherren. Noch mehr ist dieses der Fall mit dem folgenden Orte, Beiler Bei (Begler Beg), d. i. Herr der Herren, genannt, und jetzt hat sich wahrscheinlich auf derselben Stelle, wo zur Zeit Justinians Freudenmädchen im stillen Kloster ihre begangenen Sünden und wohl noch mehr ihre verlorengegangene Schönheit beklagten, ein stolzes großherrliches Schloß erhoben, in dessen bewachten Mauern wiederum Mädchen den Freuden ihres gewaltigen Herrn dienen müssen. Das Schloß von Beilerbei wird von dem jetzigen Großherrn allen anderen Räumen seiner zahlreichen Paläste vorgezogen und beherbergte ihn mit seinem ganzen Hofstaate eben damals, als wir an ihm und zum Theil durch seine Hallen lautlos dahin wandelten. Es besitzt zwar nur zwei Stockwerke, nimmt aber einen um desto größeren Raum auf dem Boden ein, dabei zieht es sich dicht am Meere hin, weßhalb auch die Straße hinter ihm weiterführt. Als wir seine Nähe betraten, wurde es um uns stiller, und die besser als an andern Orten organisirte Schildwache ging langsamen und gemessenen Schrittes auf der ihr angewiesenen Stelle einher. Niemand sprach oder wagte nur sich zu räuspern, so sehr imponirt dem Orientalen die Anwesenheit seines Herrschers. Uns selbst wurde es unheimlich, als jeder unserer Schritte in den öden Hallen wiedertönte, und wir beschleunigten unwillkürlich unseren Gang. Die großherrlichen Anlagen ziehen sich noch weithin bis zu dem Dorfe Beilerbeiköi, was sich nun anschließt. Man sah, daß die Hand des Menschen und zwar auf eine verständige Weise hie

und da ihren Einfluß geltend gemacht hatte, denn nicht zufrieden mit den Bäumen und Sträuchern des Landes, hatte man sich aus dem fernen Westen neues Gehölz verschafft. Zum ersten Male sah ich wiederum die langweilige italienische Pappel und die schönere Roßkastanie, und an und zum Theil auf den Mauern breiteten sich verschiedene Sorten indischer und anderer sogenannter Monatsrosen aus; auch unser wohlbekannter, zu Lauben vorzüglicher, fünfblättriger Wein hatte hier eine passende Stelle gefunden.

Ueber dem Dorfe des Herrn der Herren beginnt das Hakendorf (Tschengelli-Köi) in einer ungemein lieblichen Bucht; seine Häuser erstrecken sich, da das Gebirge sich an dieser Stelle etwas zurückzieht, landeinwärts weithin. Gärten, mehr dem Nutzen, als der Schönheit gewidmet, umgeben es allenthalben auf der Landseite, und da der Muselmann einen anderen Feiertag als wir besitzt, so herrschte allenthalben in ihren meist offenen Räumen rege Thätigkeit. Um uns mit ihnen näher bekannt zu machen, wanderten wir eine geraume Zeit zwischen ihnen herum. Sie unterschieden sich nicht von denen, wie ich sie schon früher an anderen Stellen geschildert habe und zeichneten sich nur dadurch aus, daß hie und da auch dem Weinbau einige Sorge gewidmet war.

Jenseits des Dorfes schiebt sich das Gebirge wiederum bis zum Bosporus vor, und nur einzelne Häuser ziehen sich am Ufer bis zu der Thurm-Kaserne (Kuleli Kischlaßi) hin. Da wo einst Suleiman der Große drei Jahre lang, vom eigenen Vater dem Tode bestimmt, sich verbergen mußte und später zum Andenken seiner Errettung herrliche Gartenanlagen ins Leben rief, hat der im Schaffen unermüdliche Mahmud II. für seine Garde-Kavalleristen eine reizende Wohnung erbaut. Endlich kamen wir, als die Sonne immer heißer ihre Strahlen herabsandte, über das lange Wani-Köi an dem Vorgebirge an, auf und hinter welchem der reizendste Ort des ganzen Bosporus, Kandilli, liegt;

der Name ſoll etwas mit Laternen verſehenes bezeichnen. In der maleriſchen, aber ſchräg aufſteigenden Schlucht dahinter wanderten wir, zumal nun Mittag lange vorüber war, raſch aufwärts. Die Wohnung des Trandapul Eltſchiſi, d. h. des preußiſchen (brandenburger) Geſandten, worunter man den jungen Graf Pourtales verſtand, liegt auf der Höhe des Berges und wurde endlich nach manchem vergeblichen Hin- und Herlaufen glücklich von uns erreicht.

So wie Kandilli in der Mitte des aſiatiſchen Ufers liegt und ſeiner zum Theil hohen Lage halber unbedingt den Vorzug vor allen anderen Orten der reizenden Umgebung beſitzt, ebenſoſehr ſteht wiederum die Wohnung des Grafen allen anderen dieſes paradieſiſchen, nur der Luſt und Freude geöffneten Ortes voran. Mitten auf der flachen Höhe eines Vorſprunges, an dem ſich der Garten des Halil-Paſcha, eines Schwagers des jetzigen Sultans, bis an das Ufer hinabzieht, ſteht eine ländliche Wohnung, keineswegs luxuriös ausgeſchmückt, aber trotz ihrer Einfachheit wunderſchön. Hier hatte der junge Graf ſeine bleibende Stätte aufgeſchlagen und erfreute ſich eben damals der Anweſenheit ſeiner höchſt liebenswürdigen Eltern, die ihren gewöhnlichen Aufenthalt in Berlin mit dieſem Elyſium für die Dauer des Sommers vertauſcht hatten. Die Gaſtfreundſchaft hat in dem traulichen Kreiſe dieſer edlen Familie einen bleibenden Tempel, wo ſie gehegt und gepflegt wird. Wer nur irgend ein Intereſſe für das Land, worin man ſich befand, in ſeiner Bruſt trug, wer überhaupt regen Sinn für das Höhere kund that, fand hier die gaſtlichſte Aufnahme. So war auch an dieſem Tage ein Kreis wiſſenſchaftlich Gebildeter vorhanden, von denen mich am Meiſten der bekannte Dr. Alertz, der Leibarzt des eben jetzt verſtorbenen Papſtes, intereſſirte. Außerdem machte ich die Bekanntſchaft mehrer Reiſenden, die erſt aus dem tiefen Innern Aſiens gekommen waren und deren Erzählungen mich von Neuem zu dem, dem ich entgegenging, entflammte.

Nach Tiſche hatte ſich die Hitze etwas gemildert, und ſo wurde eine Partie nach dem geprieſenen Garten des Halil-Paſcha unternommen. Einer ſchöneren Lage, als dieſer Garten beſitzt, erfreut ſich wohl kein zweiter. Am Fuße des Berges der breite Bosporus, mit Hunderten von Gondeln und anderen Fahrzeugen bedeckt, gegenüber das reizende Bebek, weiter hinauf die bekannten und ſchon erwähnten Schlöſſer und zwiſchen ihnen das dunkele Waſſer, das bald durch reiche Gehölze verdeckt ſich dem Auge entzog, bald ſich in ſeiner ganzen Breite darſtellte. Weithin nach Oſten, wo das ſchwarze Meer beginnt, war der Blick frei. Wendete man ſich nach Weſten, ſo boten ſich dem Auge wo möglich noch größere Schönheiten, wenigſtens lebendigere Bilder dar. Das neue Sarai lag in ſeiner ganzen Ausdehnung ausgebreitet da, und neidiſch über die hinter ihm liegenden Schönheiten ſchien es ſelbige abſichtlich zu verdecken. Man wußte oft nicht, wohin man blicken ſollte, und ſo irrte das Auge lange unſtät umher, aus der Ferne in die Nähe und umgekehrt, bis es ſich endlich gewöhnte, einzelne Punkte der Anſicht beſonders herauszuheben.

So ſehr der Türke auch die freie Luft liebt, um ſeinen gedankenloſen Kehf (Keif, zweifylbig auszuſprechen) zu halten, ſo gibt er ſich doch um Verſchönerung ſeiner Umgebung gar keine Mühe. Mangel an feinerer Bildung, Mangel an Kultur überhaupt macht auch den Vornehmen und auf dortige Weiſe Gebildeten für äſthetiſche Gefühle unzugänglich, und wie er in ſeiner Kleidung bunte und grelle Farben, vor Allem die brennendrothe, liebt, ſo iſt auch nicht die ſinnige Verbindung verſchiedenen Grüns in dem Laube der Blätter, nicht die mannigfache und harmoniſche Verknüpfung einzelner Blattformen und verſchiedentlich ausgebreiteter Zweige und Aeſte das, wornach er ſtrebt, ſondern ihm genügt ſchon die üppige Entfaltung von tauſenderlei Kräutern, oder das wilde, urwäldliche Durcheinanderwachſen wuchernder Sträucher und Schlingpflanzen, oder endlich die weithin Schatten werfende

Krone eines mächtigen Stammes. Leider iſt indeß der Moslim in Konſtantinopel dieſer natürlichen und begreiflichen Lieblingsneigung nicht treugeblieben, bald haben Trägheit und Unverſtand der freien Entfaltung der Pflanzenwelt Hinderniſſe in den Weg gelegt, bald hat das Streben nach europäiſcher Sitte mehr geſchadet, als genützt.

Seine Landhäuſer (Jalli) entſprechen keineswegs der luxuriöſen Einrichtung der inneren Gemächer ſeiner gewöhnlichen Wohnung; ſie ſind meiſt nur aus Holz erbaut und bieten wenig oder gar keine Bequemlichkeiten dar. Iſt der Moslim einmal auf dem Lande, ſo will er ſeine Zeit auch im Freien zubringen und zieht es deßhalb vor, unter dem Schatten eines Baumes auf grünem Raſenteppiche zu ſitzen, anſtatt ſich in enge Zimmer zu verbergen. Iſt er wohlhabend, dann baut er ſich wohl in hartem Geſteine oder unmittelbar im Erdgeſchoſſe ſeines Landhauſes ein unterirdiſches Zimmer (Serdab) und leitet das reine Waſſer einer Quelle in ein Baſſin, um bei dem Plätſchern des Waſſers deſto ungeſtörter, ſonſtigem äußeren Geräuſche entrückt, gedankenlos vor ſich hinzuſtarren. Noch lieber macht er ſich aber an einem murmelnden Bach eine Gitterlaube und bepflanzt dieſe mit rankenden Roſen, Jasmin oder Jelängerjelieber. Iſt ihm dieſes unmöglich, dann baut er ſich einen luftigen Pavillon (Köſchk, Kiosk), deſſen chineſiſchen Schnörkelgeſchmack der Osmane wohl aus ſeinem urſprünglichen Vaterlande jenſeits des Kaſpiſees mit nach dem Weſten gebracht hat. Gern bringt er auf ſeiner Höhe ein luftiges Zimmer an, das ich ſchon früher mit dem Namen der Weltſchau (Dſchihan-Nüma) bezeichnet habe.

Die liebenswürdige Gräfin übernahm es, mich, den Botaniker, mit den Seltenheiten des gerühmten Gartens bekannt zu machen, und eine beſſere Führerin konnte mir nicht zu Theil werden, da nicht allein Liebe zu Florens Kindern ſie beſeelte, ſondern auch die scientia amabilis eine

große Verehrerin und Gönnerin in ihr fand. Die nächste Umgebung ſchien mit der Ferne an Reizen zu wetteifern, und die Natur hatte im ganzen Bereiche des Gartens reichlich, wie nicht oft, ihr Füllhorn geſpendet. Flora ſelbſt ſchien ſich in der Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugniſſe zu gefallen, und bald waren es die mit Blumen reichlich durchwebten Matten, bald das liebliche Gebüſch zartblättriger Sträucher, bald das glänzende harte Laub des Hecken bildenden immergrünen Gehölzes, bald die aus beiden hervorragenden weithin greifenden Kronen der gilaniſchen Akazie (Mimosa Julibrissin *Willd.*), der Platane oder des Wallnußbaumes, oder das Schirmdach der Pinien, oder endlich die Pyramiden der Cypreſſen, die meinen nur bewundernden Geiſt in Anſpruch nahmen. Doch in grellem Widerſpruch mit der Natur hatte ſich die verkehrte Meinung des Menſchen geſtellt, und wo ſie gewaltet, trauerte die Natur. Die Wege waren zum Theil mit Unkraut dicht bedeckt, und da man die Schlangenwindungen der engliſchen Anlagen, aber ohne alle Kenntniß und Rückſicht, wahrſcheinlich nach einer todten Zeichnung auf dem Papiere, nachgeahmt hatte, wurden oft die lieblichſten natürlichen Boskets aus ihrem harmoniſchen Zuſammenhange geriſſen und prächtige Bäume und Sträucher verſtümmelt. Eine Gruppe von Maſtixbäumen, Piſtazien, Cercis, Lorbeer und Myrten, wie ſie wohl nie die Kunſt ſelbſtſtändig hervorzurufen vermag, erſchien wahrhaft geſchändet, und nicht genug, daß man ſchonungslos den Weg mittendurch geführt, hatte man die zum Ebenen des Weges überflüſſige Erde geradezu auf die Seite in das Gebüſch geworfen und es dadurch dieſem ſelbſt für lange Zeit unmöglich gemacht, darüber wegzuwuchern.

Doch ich will nicht länger noch Thaten türkiſchen Unverſtandes hier aufzählen, aber wehmüthigen Herzens verließ ich einen von Mutter Natur ſo reichlich bedachten Ort. Der Abend war wunderſchön, und es hatte der um die Genüſſe ſeiner Gäſte ſo freundlich beſorgte Graf auch ſchon

Gondeln zu einer Wasserfahrt bereit. Diese Fahrt zu schildern, versuche ein Anderer, der fähiger als ich; aber jetzt, drei Jahre später, wo ich dieses schreibe, ist meine Seele noch voll von den Eindrücken, die ich damals in reicher Fülle und von größter Schönheit in mich aufnahm.

Wenige Tage darauf sagte ich der Stadt, die zur Herrschaft über die Welt berufen schien und nicht mit Unrecht den Namen Weltmutter (Ummed-Dünja) erhielt, aber in schmählichen Türkenfesseln liegt, das Lebewohl, um den Theil des einst mächtigen Reiches des Mithridates einer näheren Untersuchung zu unterwerfen, wohin bis dahin noch kein Europäer gedrungen war.

Achtes Kapitel.

Das ſchwarze Meer und Trebiſond.

Auf einem öſtreichiſchen Dampfſchiffe verließen wir am 14. Juli 1843 Konſtantinopel. Schon nach 1½ Stunden hatten wir den ſchönen Bosporus durcheilt und befanden uns inmitten des ſchwarzen Meeres auf derſelben Straße, auf der vor faſt 3000 Jahren Jaſon mit ſeinen Heldenſchaaren nach Kolchis gezogen ſein ſoll, um ſein gerechtes Erbe, das goldene Vließ ſeines Vetters Phrixus, vom dortigen Könige zurück zu verlangen. Damals waren die Küſten noch ungaſtlich — das Meer ſelbſt führte in jener Zeit den Namen des ungaſtlichen, Pontos axeinos — und die Gedichte, welche den Zug der Argonauten beſingen, ſind voll von Abenteuern und Gefahren, denen ſich eine griechiſche Heldenſchaar freiwillig unterzogen hatte. Jetzt iſt es anders! Mit leichter Mühe und ohne Beſchwerde — die der Seekrankheit vielleicht ausgenommen — kann man die ganze Strecke von den zuſammenſchlagenden Felſen (Kyaneen oder Symplegaden), d. h. vom Anfange des Bosporus bis zur Mündung des Phaſis (Rion), in vier Tagen zurücklegen, während früher oft ebenſoviel Monate nothwendig waren.

Ich bin im Allgemeinen kein Freund von Seefahrten und ziehe ſelbſt eine Reiſe auf dem Lande durch Wüſten und Sandfelder vor, aber die Küſtenfahrt im Norden Kleinaſiens gehört zu meinen ſchönſten Erinnerungen. Unſer Schiff entfernte ſich in der Regel kaum mehr als eine Meile vom Lande, und ſo war uns denn der volle Anblick auf die reizende Küſte und das darüber ſich hinziehende Gebirge gegeben. Vor uns der ſchöne dunkle Spiegel des Meeres, und über ihm in vielfach geſchlungener Linie bald das mehr flache Ufer, bald das plötzlich in die Höhe ſteigende Gebirge, deſſen höchſte Spitzen ſelbſt durch die Wolken ragten und über ihnen noch kühn dem blauen Himmel entgegenſtrebten. Das herrlichſte Wetter begünſtigte unſere Reiſe, und kaum vermochte ein ſanfter Zephyr auf der Oberfläche des Waſſers leicht gekräuſelte Linien hervorzurufen. Abwechſelungen waren in reicher Menge geboten; bald gingen tiefe Buchten, meiſt in halbmondförmiger Geſtalt, in das Land hinein, bald ſetzte ſich ein vom Hauptgebirge auslaufender Arm weit in das Meer fort und bildete daſelbſt ein mächtiges Vorgebirge, deſſen Fuß die Fluthen auf drei Seiten umſpülten.

Das Gebirge, dem ich, da ein allgemeiner Name für ſeine ganze Ausdehnung bis zur Rion-Ebene fehlt, den Namen des pontiſchen geben möchte, tritt um ſo großartiger entgegen, als es eben ſeinen Fuß im Meere beſitzt und aus dieſem ſelbſt, mehr oder weniger ſteil aufſteigend, ſich zu der bedeutenden Höhe von anfangs 5—6, ſpäter 7—9,000 Fuß im Durchſchnitt erhebt. Der eigentliche Kamm des Gebirges läuft mit dem Meere ſelbſt parallel in rein öſtlicher Richtung und im Durchſchnitt 8—12 Stunden vom Ufer entfernt; er wird ſo ziemlich vom 41. Grad nördlicher Breite durchſchnitten. Nur gegen die Mitte hin zieht ſich der Norden Kleinaſiens tiefer in das Meer hinein, und vom 31—33. Grade öſtlich von Paris berührt das Ufer ſogar den 42. Grad nördlicher Breite. Das Gebirge iſt bewachſen,

und vom Fuße bis zu ſeinem Gipfel ſtellt ſich allenthalben Holzvegetation dar. Unten erblickt man mehr Geſträuch, und kaum treten einzelne Haine auf; je höher man aber die Blicke wendet, um deſto dichter wird das Laubholz und prächtige Gehölze, beſonders Rothbuchen-Wälder werden ſichtbar, die ganze mittlere und bei geringerer Höhe auch die obere Region einnehmend. Wenn ich meine eigenen Unterſuchungen im laſiſchen Theile des Gebirges auf die ganze Kette anwenden und mich auf die ſchwarz-grüne Farbe, die ſich gegen die Gipfel hin meinen Blicken darbot, verlaſſen darf, ſo kommen in den höheren Theilen des Gebirges über den Rothbuchen auch Nadelholz- und zwar Fichtenwälder vor. In der weſtlichen Hälfte, von dem unbedeutenden Berge Bulgurlu oberhalb Skutari an bis nach Sinope (33° öſtlich von Paris) habe ich nirgends Schneeberge beobachtet, wohl aber erhob ſich weiter öſtlich das Gebirge in einzelnen Spitzen über die Schneelinie, die hier gegen 9,000 Fuß über dem Spiegel des ſchwarzen Meeres ſich hinziehen mag. Weiter öſtlich glitzerten aber die oberſten Konturen der Berge im Glanze des ewigen Eiſes und Schnees, bis ſogar ſpäter oberhalb Trebiſond ſelbſt Höhen von 12,000 Fuß und vielleicht noch mehr zum Vorſchein kamen.

Schroffe und nackte Felſen waren weniger ſichtbar, vielleicht weil unſer Schiff ſich zu weit entfernte, um ſie, ſelbſt mit hinlänglich bewaffnetem Auge unterſcheiden zu können. Wo ich ſie beobachtete, erſchienen ſie tiefer, am Häufigſten an den ins Meer vorſpringenden Vorbergen. Matten vermochte ich ebenſo wenig zu unterſcheiden, und wenn ſie vorhanden geweſen, wie ich nicht zweifle, ſo dehnten ſie ſich doch keineswegs auf ſo bedeutende Weiſe aus, um wie in der Schweiz mit dem Namen der Alp bezeichnet werden zu können.

Das Ufer erſchien mir auf der ganzen Reiſe todt, und auf der Strecke bis Sinope, die nicht weniger als ſechs Längengrade einſchließt, iſt in der That nicht ein einziger, nur einigermaßen bedeutender Ort. Wie ganz anders war es doch zur

Zeit, als von Milet aus zahlreiche Kolonien längs der ganzen Nordküſte Kleinaſiens blühten und das bis dahin ungaſtliche Meer in ein gaſtliches (Pontos euxeinos) umgeſchaffen wurde! Selbſt Sinope (Sſinub, türk.), die wichtigſte Kolonie des großartigen Milet, hat aus den Zeiten ſeines Glanzes ſich faſt nichts erhalten, als den Namen. Leider kamen wir einige Stunden nach Mitternacht daſelbſt an, um eine Stunde hier anzuhalten. Vom ſpärlichen Mondlichte beleuchtet trat die Geburtsſtadt des bekannten Philoſophen Diogenes des Cynikers nur in unbeſtimmten Umriſſen hervor und ich hätte gern das Licht ſeiner Laternen gehabt, um die auch von Moslimen wegen ihrer Lage vielfach beſungene Stadt näher in Augenſchein nehmen zu können. Nur die Feſtungsmauern und die ſchlanken Minarehs vermochte ich zu unterſcheiden. Wohl nicht mit Unrecht wird ihr Hafen als der beſte an der ganzen Nordküſte Kleinaſiens angeſehen, denn die Landzunge, auf deren Mitte Sinope liegt, erſtreckt ſich weit nach Oſten und verwehrt ſo den von Norden kommenden, oft ſehr ſtürmiſchen Winden den Eingang.

So nahe wir uns auch bisweilen an der Küſte befanden, ſo lugten doch meine obwohl bewaffneten Augen vergebens nach Menſchen; man erzählte mir jedoch, daß zahlreiche Dörfer längs des Ufers ſich hinzögen, die Häuſer aber in der Regel zerſtreut liegend und hinter Gebüſch verſteckt nicht geſehen werden könnten. Um der ſchönen Gegend willen that es mir leid, denn der Menſch hat ſich zu ſehr an ſeines Gleichen gewöhnt, um ihn nicht allenthalben dahin zu wünſchen, wo es ihm wohl gehen könnte. Die Natur mag das Füllhorn ihrer Reize noch ſo reichlich ausgeſchüttet haben, ſo iſt ſie doch für ein fühlendes Gemüth ohne Belebung durch Menſchen für die Länge der Zeit leer und wird ſelbſt einem Künſtler, der den Schönheiten der Natur nachſpürt, zuletzt weniger maleriſch erſcheinen.

Oeſtlich von Sinope war es beſonders, wo ich die Beobachtung machte, daß die Farbe des Meeres vom Ufer bis zu

einer Viertelſtunde und mehr einwärts ſich wie mit einem Striche gegen die übrige Fläche abgränzte. Während in der Mitte des Meeres dunkelgraublaue Fluthen dem Auge entgegentraten, hatte das Waſſer in der Nähe des Ufers eine mehr grünliche Farbe. Ich unterwarf, als wir bei Sſamſun (dem alten Amiſus) eine kurze Zeit anhielten, die Erſcheinung einer beſonderen Unterſuchung und fand zwar die Ulva Lactuca *L.* an den Steinen auf dem Boden des Meeres, aber doch keineswegs in ſolcher Menge, um bei der Tiefe des Meeres zu der Annahme berechtigt zu ſein, daß ſie dem ganzen darüber ſtehenden Waſſer ihre freudiggrüne Farbe hätte mittheilen können. Doch war ſchlechterdings nichts anderes da, was außerdem eine Erklärung gegeben hätte. Die Ulve verſchwand wahrſcheinlich plötzlich, oder es ſenkte ſich vielleicht der Meeresboden an der Gränze der grünen Farbe plötzlich tiefer ab?

In Sinope ſtieg ein gichtbrüchiger Thalherr mit ſeinem Harem ein und ſeine Frauen nahmen, trotz der Nacht in weiße Schleier tief gehüllt, auf dem für die mehr bezahlenden Reiſenden beſtimmten Verdecke eine ganze Seite ein. Geiſtergleich, wie ſie unſere Mährchen auf den Trümmern alter Burgen des Nachts daherſchreiten laſſen, kamen ſie, die eine hinter der andern, über das Verbindungsbret einhergeſchritten und kauerten ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, in dem äußerſten Winkel unſeres Verdeckes hin. Bald war von Teppichen ein Verſchlag gemacht, aber auch hinter ihm vernahm man weiter kein Geräuſch, als daß die eine nach der andern dem Meere ihren Tribut brachte. Der Thalherr war ein Sohn des früheren Beſitzers von Riſa und durch Osman-Paſcha, den Bruder des erſt zu Anfang dieſes Jahres abgeſetzten Statthalters von Trebiſond, Abdullah-Paſcha, aus ſeinem väterlichen Erbe vertrieben worden. Er hatte noch von Glück zu ſagen, daß er mit dem Leben davongekommen war und obwohl er verſprach, von nun an getreuer Unterthan ſeiner türkiſchen Majeſtät zu werden, wurde ihm doch Verban-

nung zu Theil. Sinope war ihm angewieſen und dort hatte er viele Jahre gelebt, bis es ihm endlich gelungen, die Erlaubniß zu erhalten, nach Trebiſond, alſo der Scholle, die ihn geboren, um Vieles näher, überzuſiedeln. Seine Stimme wurde lebendiger, ſeine Augen glühten, als er mir von ſeiner Heimath erzählte und obgleich er von Sinope, der (Halb-) Inſel der Liebenden, deren Lage ein feuriger Dichter Arabiens mit dem Nabel einer reizenden Jungfrau des Paradieſes vergleicht, kam, ſo ging ihm doch nichts über die Schönheit ſeines Geburtsortes Riſa. „Zwar hat mir der Padiſchah," meinte er, „viel, ſehr viel genommen, aber doch habe ich immer noch genug, um mit meinen Frauen und Kindern gut zu leben. Gern würde ich aber noch viele Beutel opfern, wenn ich gen Riſa ziehen dürfte." Auch der rohe Orientale liebt ſein Vaterland!

Kaum hatte er erfahren, daß ich Arzt ſei, als er mir auch ſchon ſeine Hand entgegenſtreckte, damit durch das Befühlen des Pulſes von meiner Seite wo möglich auch gleich ſein langwieriges Uebel vertrieben würde. Er wollte mit mir einen Kontrakt abſchließen, in Folge deſſen ich erſt nach glücklicher Vollendung der Kur eine beſtimmte Summe ausgezahlt bekommen ſollte. Der Orientale der mehr zugänglichen Gegenden iſt allmälig gegen Chriſten des Abendlandes vorſichtig geworden, denn zahlreiche Abentheurer durchziehen nach allen Richtungen das Morgenland, um auf die bequemſte und leichteſte Art ſich Geld zu verdienen, und geben ſich nicht ſelten ohne alle mediziniſchen Kenntniſſe für Aerzte aus. Doch die Zeit, wo Türken ſich auf dieſe Weiſe betrügen ließen, iſt vorbei und jetzt unterwerfen ſie ſich nur dann der Behandlung eines Abendländers, wenn dieſer die Bedingung eingeht, erſt nach glücklich gelungener Kur eine beſtimmte Summe zu erhalten. Freilich wird nun wiederum nicht ſelten der Abendländer betrogen und mit allerhand Redensarten und Verſprechungen hingehalten, ſelbſt wenn ſeine Behandlung den günſtigſten Erfolg gehabt hat.

Der gichtbrüchige Thalherr war ein ächtes Kind der Natur, und obgleich kaum im Stande, einige Schritte zu gehen und von heftigen Schmerzen häufig gequält, so erhielt er sich doch eine muntere, heitere Laune. Inmitten seiner vier oder fünf Frauen schäkerte und lachte er und versuchte nicht umsonst, die Tage seines Lebens sich angenehm zu machen. Außerhalb des Verschlages saß er auf prächtigem Teppiche, auf rothsammetne Polster gestützt, um die lebendige Menge seiner Landsleute in ihrem Thun und Treiben zu beobachten und eine Pfeife nach der anderen zu rauchen. Das Abendland mit seinen Einrichtungen interessirte ihn und über das Gleichgültigste, was ihm unser Dolmetscher erzählte, sprach er laut seine Verwunderung aus. Auch meine ärztlichen Fragen und Untersuchungen verschafften ihm nicht wenig Unterhaltung. Als er mir seine Zunge zeigen sollte, streckte er sie kichernd und lachend weit hervor und wiederholte dasselbe Manöver so oft, als er glaubte, daß es mir angenehm sein könnte. Als ich seinen Unterleib untersuchte und ein nicht unbedeutendes Leberleiden erkannte, gerieth er in Erstaunen, daß ich ihm seiner Meinung nach Dinge weissagte, die wirklich vor langer Zeit stattgefunden hatten.

Außer ihm befand sich noch ein armenischer Banquier mit seiner zahlreichen Dienerschaft auf dem Schiffe, und so gebildet er auch auf seine Weise erschien, so war und blieb er doch ein unwissender Orientale. Seine zum Theil kostbare Kleidung hatte bereits einen europäischen Schnitt angenommen und alle seine Diener stachen in der neuen türkischen Kleidung merklich gegen das übrige asiatische Lumpengesindel ab. Auf den blanken Knöpfen befand sich sogar sein Familien-Wappen. Der Banquier selbst verstand nicht allein den Gebrauch einer Brille, sondern benutzte sie auch vielfach und mit seinem wiener Fernrohre lugte er von Zeit zu Zeit in die Ferne. Er stammte aus einer der interessantesten Gegenden seines Vaterlandes, aus dem reizenden, von Obstgärten rings umschlossenen Arabgir. Doch keine der Fragen, die ich an

ihn richtete, vermochte er zu beantworten und ſo oft ich es von Neuem verſuchte, vernahm ich das langweilige „Bilmem," d. h. „ich weiß nicht," als Antwort.

Auch die beiden armeniſchen Kaufleute aus Tiflis, die ich ſchon auf der Donau-Reiſe erwähnt habe, hatten ſich wiederum auf demſelben Schiffe eingefunden, um nach langer Abweſenheit ihrer Vaterſtadt zuzueilen. Obgleich Nachkommen der einſt für die armeniſche Geſchichte ſo wichtigen Mamigonier, die aus China vertrieben in Armenien eine freundliche Aufnahme fanden und dort bald zu größerer Bedeutung gelangten, wußten ſie doch von ihren einſt ſo mächtigen Vorfahren gar nichts und bekümmerten ſich nur um die Gegenwart, um ihre in Leipzig und Wien aufgekauften Waaren und die daraus entſpringenden Vortheile. Trauriges Volk, wo ſelbſt das Andenken einer größeren und beſſeren Zeit keinen freudigen Gedanken in der Bruſt mehr hervorzurufen im Stande iſt und die materielle Gegenwart das ganze Daſein in Anſpruch nimmt!

Landsleute, ſo nennen ſich alle gebildeten Europäer außerhalb ihres Erdtheiles, waren mit uns nur wenige auf dem vaterländiſchen Schiffe, deſſen Mannſchaft jedoch auch einen Deutſchen aus Hamburg beſaß und ſonſt aus ſchlauen Dalmatinern beſtand. Deſto größer war aber das orientaliſche Publikum, und wie die Häringe nebeneinander geſchichtet, befanden ſich Repräſentanten faſt aller vorderaſiatiſchen Völker auf dem allgemeinen Verdecke unſeres Schiffes. Es war ein eigenthümlicher Anblick, den dieſes bunte Menſchengewühl, beſonders am Abende darbot. Das Schiff war ſo angefüllt, daß nur die wenigſten Paſſagiere im Stande waren, ſich während der Nacht auszuſtrecken und viele von ihnen hatten kaum einen Raum von drei bis vier Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Wer zuerſt das Schiff in Konſtantinopel beſtiegen hatte, war klug genug geweſen, ſich ſchnell ein Räumchen ſo bequem als möglich mit Teppichen und Tüchern abzuſperren, um am Tage gegen die

brennend heißen Strahlen geschützt zu sein. Armenier und überhaupt Christen hatten auf diese Weise die besseren Plätze eingenommen, bevor die trägeren Türken kamen und zuerst sich wunderten, daß jene ihnen nicht sogleich ihr gutes Plätzchen einräumten, dann aber mit einem „Masch allah“ (Gott will es), sich selbst so bequem als möglich einrichteten.

Bei der Armuth der Orientalen im Allgemeinen war die Direktion der Dampfschifffahrtsgesellschaft auch gezwungen gewesen, für sie die Ueberfahrt so billig als möglich zu stellen, und so zahlte ein Passagier des Verdeckes für die weite Strecke von Konstantinopel bis Trebisond nicht mehr als 150 Piaster (etwas über 9 Thaler), während für einen Platz in der zweiten Kajüte fast das Vierfache entrichtet werden mußte. Jeder Orientale versieht sich für die ganze Zeit der Ueberfahrt mit den nöthigen Lebensmitteln, kauft sich hinlängliches Brod, etwas schlechten Käse, Gurken und vielleicht noch getrockneten Fisch und ißt von seinem frugalen Vorrathe, so oft er Hunger bekommt. Für trinkbares Wasser hat der Schiffs-Kapitain gesorgt und Jedermann zapft sich aus dem aufgestellten Faße so viel, als er zu gebrauchen denkt, ohne das Geringste dafür zu zahlen. Wasser, Luft und Holz sind dem Orientalen Dinge, die der liebe Gott jedem Menschen gegeben hat, und wo er sie findet, glaubt er auch ein Recht zu haben, sich dieser freilich nothwendigen Bedürfnisse zu bedienen. Als daher auf den türkischen, dieselbe Straße fahrenden Schiffen eine unbedeutende Bezahlung für das Wasser verlangt wurde, hielten sich die Orientalen in ihrem Rechte beeinträchtigt und strömten in Masse den östreichischen Dampfschiffen zu, wo kluger Weise das Wasser umsonst gereicht wurde.

Ich habe schon gesagt, daß es besonders gegen Abend interessant wurde, das dichte Treiben der Menge in Augenschein zu nehmen. Bis dahin war es ruhiger, denn die heißen Strahlen der Sonne hielten die Meisten in ihren

Verschlägen zurück, wo sie schlafend oder rauchend ihre Zeit verbrachten. Aber auch später bekümmerte sich Keiner um den Anderen. Der starre Anhänger der Lehre Mohammeds und der späteren Ueberlieferungen (Sunna) betete vielleicht zu gleicher Zeit neben dem im Glauben sich freier bewegenden Perser, und der Fluch, den dieser über die drei ersten, aber ungerechten Nachfolger des Propheten aussprach, war ihm ganz gleichgültig. Der schismatische Armenier bekümmerte sich nicht um seinen Landsmann, der den Papst zu Rom auch für sein geistliches Oberhaupt anerkannt hatte und ebenso lag der Anhänger der morgenländischen Kirche gleichgültig neben dem Bekenner der mosaischen Glaubenslehre. Türken, Perser, Armenier, Grusier, Lasen, schirwansche Tataren, Nachkommen der Seldschuken, Griechen, Italiener, Engländer und Deutsche waren für einige Tage in einem kleinen Raume zusammengepfercht und die nicht immer freundlichen Gesinnungen der verschiedenen Völker gegen einander schienen auf immer gewichen zu sein.

Am 17. Juli des Morgens erblickten wir zeitig das durch den wackeren Xenophon uns zuerst bekannt gewordene Trebisond, damals Trapezus, jetzt hingegen von den Türken Taraboſan genannt, und unter günstigem Winde segelten wir rasch der ehrwürdigen Stadt zu. Immer deutlicher traten die Konturen des bunt durcheinander geworfenen Häusergewirres hervor und vor Allem wurden die schlanken Moscheenthürme (Minarehs) sichtbar, hie und da von allerhand freundlichem Laubwerk, besonders von pyramidenförmigen Cypressen, umgeben. Bis hart an die schwärzlichgrauen Felsen, auf deren Höhe die einst stolze Stadt sich ausbreitet, zieht sich das dunkle Meer und seit vielen Jahrtausenden toben seine Fluthen vergebens gegen das harte Gestein. Nur an einzelnen Stellen hatten sich, wahrscheinlich erst im Verlaufe der Zeit, die Wasser zurückgezogen und durch aufgeschwemmte Muschelschaalen und allerhand Geröll ward

ein kaum 6 bis 12 Schritte breit hinziehender flacher Uferrand gebildet, auf dem eine Straße entlang führte. An anderen Stellen dagegen erhoben sich verschiedengeformte Felsen unmittelbar aus dem Meere und hatten allen Brandungen vieler Jahrtausende widerstanden.

Der Hafen liegt hinter dem felsigen Vorsprunge des alten Trapezus und bildet einen unbedeutenden Busen von einer Viertelstunde Länge, während die Breite kaum mehr als ein Drittel beträgt. Da er gerade nach Norden sich öffnet, so vermag er um so weniger den in ihm einlaufenden Schiffen eine sichere Zufluchtsstätte zu ertheilen, weil gerade die gefährlichen Nordwinde freien Eintritt besitzen und mit Macht alsdann die häuserhohen Wellen gegen die Felsen schleudern. Größere Schiffe laufen deßhalb nie in dem Hafen ein und ziehen es vor, lieber auf offenem Meere die Anker zu werfen, um vom Ufer möglichst weit entfernt zu sein. Die Mitte des Hafens wird von einem gegen zwölf Schritte breiten Uferrande umsäumt und auf ihm führt die Uferstraße nach Osten. Ein Dutzend und vielleicht auch mehr Häuser sind der hinter dem Rande allmälig aufsteigenden Höhe angelehnt und dienen weniger zur Wohnung, als vielmehr um dem Kauflustigen verschiedene Gegenstände, besonders Lebensmittel darzubieten.

Auf den steil aufsteigenden Felsenvorsprüngen, die den Hafen im Westen und Osten begränzen, hatte man in früherer Zeit Burgen, zum Theil aus großen und runden Thürmen bestehend, erbaut. Merkwürdig ist es, daß das Volk sie nicht den einstigen Herrschern Trebisonds, sondern den Genuesern zuschreibt. Wenn es sich wirklich so verhielte, so datirte sich ihre Erbauung wenigstens aus dem 12. Jahrhunderte. Die westliche Burg ist besser erhalten, als die östliche. Die Ursache liegt darin, daß die erstere zu gleicher Zeit für die Stadt ein wichtiges Bollwerk war und daß man eben deßhalb größere Sorgfalt auf ihre Erhaltung

verwendete, während die entferntere des östlichen Vorsprunges sich später selbst mehr überlassen wurde. Die westliche Burg ist in der neuesten Zeit wiederum in Stand gesetzt worden, da man sie als Quarantaine benutzt.

So bequem auch in der neuesten Zeit Reisen nach den Küsten des mittelländischen Meeres, auch des orientalischen Theiles, gemacht worden sind, so hat sich doch diese Kultur auf die südlichen und östlichen Küsten des schwarzen Meeres noch nicht erstreckt, und die Reisenden des europäischen Kontinentes würden eine Tour von Konstantinopel nach Trebisond keineswegs komfortabel nennen. Gast- und Wirthshäuser haben hier ein Ende und man muß entweder zu den großen, mit orientalischem Gesindel und allerhand Ungeziefer angefüllten Karawansarai's seine Zuflucht nehmen oder um vieles Geld eine christliche Familie bestimmen, einen Theil ihres Hauses abzutreten. Da wir nun ebenfalls nicht wußten wohin, so ließen wir unsere Effekten einstweilen auf dem Schiffe zurück und erstiegen auf einem steilen Wege die Höhe Trebisonds, um alle Vorstädte und Basare vergeblich nach einer Wohnung zu durchsuchen. Endlich erhielten wir unter Vermittelung des östreichisch-russischen Konsuls, Herrn Gherseh, eines Nachkommen derselben Genueser, die nach den Griechen sich den Handel an allen Küsten in die Hände gespielt hatten, bei einem anderen Italiener eine freilich erbärmliche Wohnung. Für drei Colonnati (gegen 4½ Thaler) täglich erhielten wir zwei kleine Zimmer, von denen ein jedes nicht mehr als zwei ausgestreckte Menschen umfassen konnte, und außerdem die nöthige, freilich sehr schlechte Nahrung. Die ursprünglichen Bewohner der erstern, Wanzen und Flöhe, trugen jedoch schon in der ersten Nacht hinlängliche Sorge, uns aus ihren Schlupfwinkeln, auf die sie mehr Recht zu haben schienen, zu vertreiben. So waren wir gezwungen, unter Gottes freiem Himmel, im Angesichte des dunkelazurblauen, dicht

mit Sternen beſäeten Firmamentes auf tiſchähnlich zuſammengelegten Brettern eine ganze Woche zu verleben. Aber ſelbſt bis dahin verfolgten uns die einmal gereizten Beſtien. So reizend mir am Tage die Küſten des ſchwarzen Meeres erſchienen und ſo gern ich mich ſtets an den Genuß jener Tage erinnere, eben ſo fürchterlich waren die Nächte und ſind es noch im Gedächtniſſe. Wenn ich von einer Wanderung ermüdet heim kam und mein Körper die ihm nöthige Ruhe und Erholung verlangte, ſo vereitelte immer das Ungeziefer, was ſich hier allenthalben eingeniſtet zu haben ſchien, alle Verſuche, mich dem ſüßen Schlafe hinzugeben.

Unſer Wirth war ein intereſſanter Mann und gab ſich übrigens alle Mühe, uns den Aufenthalt ſo angenehm zu machen als möglich. Mit unverwüſtlicher Laune und Heiterkeit von der Natur begabt, ertrug er mit ſeltener Ruhe und ohne das geringſte Murren alle die harten Schläge, die das Schickſal über ihn verhängte. Er hatte mit ſeiner Frau einſt beſſere Zeiten gekannt und gern ſprach er von den ſchönen Tagen, die ihm dereinſt im Vaterlande geweſen; in dieſe ſüßen Erinnerungen verloren, vergaß er der elenden Gegenwart. In ſeinen jüngeren Jahren hatte von den neun Muſen beſonders Thalia ſeine ganze Zuneigung erhalten, und als Sänger und Schauſpieler erfreute er ſich daheim nicht geringen Beifalls. Er errichtete ſodann ſelbſt ein Theater und durchzog mit ſeiner mehr oder weniger auserwählten Geſellſchaft die kleineren und mittleren Städte Italiens, allenthalben Beifall einärntend. Seine Frau machte vor ihrer Verheirathung, wie er ſich ausdrückte, Furore, und um ſie ſich für immer zu gewinnen, trug er ihr Hand und Herz an. Doch damit trat in ſeinem Leben ein Wendepunkt ein; das Glück verließ ihn. Leider hatte er in der günſtigen Zeit nicht verſtanden, mit dem Erworbenen mögliche Zufälle der Zukunft zu decken, und durch die Noth gezwungen, faßte er, da er auf an-

dere Weiſe ſein Leben zu friſten nicht verſtand, den kühnen Entſchluß, mit einem Theile ſeiner Leidensgefährten nach Aegypten zu gehen, um an Mehemed Ali's glänzendem Hofe neue Lorbeern, aber vorzüglich neuen Erwerb zu ſuchen. Im Anfange ging wiederum, ſo lange ſeine Geſellſchaft den Aegyptern noch etwas Neues war, Alles gut, als Jedermann ſich aber genug amüſirt zu haben glaubte, verlor ſich das weitere Intereſſe für Schauſpiel nicht weniger, als für Oper. Unſer Wirth hatte aber auch dieſes Mal von den reichlichen Einnahmen des Anfangs nichts zurückgelegt und ſo kam er nach gänzlicher Auflöſung ſeiner Geſellſchaft gar bald in eine ſo hilfloſe Lage, wie ſie ihm bis dahin noch nicht entgegengetreten war. Kümmerlich ernährte er ſich damit, daß er Unterricht in der italieniſchen Sprache ertheilte. Für die Länge der Zeit reichte ſelbſt dieſer Erwerb nicht hin und ſo wanderte er an der Küſte nordwärts von einer Stadt zur anderen, bis er endlich nach Trebiſond kam. Hier iſt er nun wiederum Lehrer und unterrichtet die Kinder der wenigen italieniſchen Familien in ihrer Mutterſprache. Zwei Stunden am Tage raubt ihm dieſe Beſchäftigung und in der übrigen Zeit erfreut er ſich des vaterländiſchen dolce far niente oder ſtreicht auf den belebten Baſaren herum.

Um die Lage der alten Tafelſtadt — denn das griechiſche Wort „Trapeza“ bedeutet einen Tiſch, eine Tafel — in ſeiner Eigenthümlichkeit zu verſtehen, verweiſe ich die verehrten Leſer nochmals auf das ganze Gebirge. Daß dieſes in einer Entfernung von acht bis zwölf Stunden direkten Weges mit ſeinem eine gewundene Linie darſtellenden Hauptkamme dem Ufer parallel läuft, habe ich ſchon geſagt. Von ihm gehen nun, meiſt in einem rechten Winkel, mehr oder minder mächtige Arme dem Meere zu. Zwiſchen dem Anfange von je zwei dieſer Ausbreitungen beſitzt ein Fluß ſeine Quellen und fließt auch ferner zwiſchen ihnen dahin. Je weiter die Arme ſich von dem Hauptrücken

entfernen, deſto mehr verlieren ſie an Höhe, gewinnen an Breite, zertheilen ſich oft ſtrahlenförmig und geben in ihren Winkeln neuen, aber kleineren Flüſſen oder Bächen den Urſprung. Die ſtrahlenförmige Ausbreitung wiederholt ſich oft einige Mal und in der Regel iſt die letzte die bedeutendſte. Solche ſtrahlenförmige Ausläufer von geringerer Länge finden ſich auch bei Trebiſond vor und auf einem derſelben ſteht die Stadt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie nach dem Meere zu abfallen und ſich in demſelben ſelbſt verlieren. Bisweilen bildet aber ihr Rücken eine weniger ſchräge Ebene, fällt aber dann um ſo ſchroffer ab. Auf einer ſolchen ziemlich geraden Ebene liegt die eigentliche Feſtung und ſetzt ſich ſelbſt noch unterhalb des Abfalles weiter fort, während die Vorſtädte ſich öſtlich auf der gegenüberliegenden Höhe ausbreiten und daſelbſt ſich bis zum Meere hinziehen. Der Ausläufer mit dem tafelförmigen Rücken, auf dem die Feſtung ſteht, iſt ſchmal, kaum 8 bis 10 Minuten breit und fällt nach Weſten plötzlich in eine nicht unbedeutende Uferebene ab, auf der die Ruinen der Sophienkirche ſtehen, nach Oſten hingegen begränzt ſie eine jähe Schlucht, in der die Karawanenſtraße nach Erſerum aufwärts führt. Nach oben (alſo ſüdlich) beſitzt der tafelförmige Rücken eine bedeutende Einſchnürung, ſo daß er nur durch einen Stiel von gegen 20 Schritte mit dem oberen Theile zuſammenzuhängen ſcheint. Eine hohe Mauer, mit Wachtthürmen verſehen, ſperrt hier die Feſtung nach oben, wo ſich der Rücken wiederum flächenartig ausbreitet, und während ſich jetzt Waizen- und Maisfelder daſelbſt vorfinden, waren in der Zeit des trapezuntiſchen Kaiſerreichs prächtige Gebäude und vor Allem ein weitläufiges Theater hier vorhanden.

Der Ausläufer, der weiter unten die Vorſtädte trägt, hat die bedeutende Breite von gegen 25 Minuten und fällt weiter oben keineswegs ſo ſchräg als der vorherbeſchriebene, auf dem die Feſtung liegt, ab, ſondern breitet ſich flächen-

artig aus und bildet dadurch eine bedeutende Terraſſe, welche jenen weſtlichen um mehre Hundert Fuß überragt, um dann mit einem Male ſich zu ſenken. Die Höhe ſelbſt führt den Namen der Grauſpitze (Bos-Tepeh) und bildet eine ſchöne mit Grasmatten dicht beſetzte Ebene. Aber nur ihre Mitte ſteigt zum Meere herab und umgibt die Hafenbucht, während auf beiden Seiten ſich Schenkel mit der Tafelhöhe der Feſtung in faſt gleichem Niveau fortſetzen, wiederum eine Fläche bilden und ſich erſt dann in das Meer plötzlich hinabſenken. Auf dem breiteren und weſtlichen Schenkel liegen die Vorſtädte und ſind von der eigentlichen Feſtung durch die ſchon erwähnte Schlucht der Karawanenſtraße geſchieden. Der ſchmälere und öſtliche Schenkel läuft unmittelbar in den felſigen Vorſprung aus, der das öſtliche, den Hafen begränzende Horn mit ſeiner verfallenen Ruine trägt. Die ganze Grauſpitze wird aber mit ihren Schenkeln nach Oſten durch ein großes Thal, was den Namen des Mühlthales, Dejirmen- (gewöhnlich Dermen-) Dereh, führt und weiter oben die Karawanenſtraße aufnimmt, begränzt.

Im ganzen Oriente habe ich keine Stadt geſehen, die ein ſo freundliches Anſehen darbietet, als Trebiſond, und während man inmitten der ſtolzen Reſidenz des Padiſchah Ruinen von Häuſern und ſelbſt durcheinander geworfene Steinhaufen erblickt, ſo ſieht man zum erſten Male hier eine freundliche, in Ordnung erhaltene Stadt. Nur die ächt türkiſchen Stadttheile, die eigentliche Feſtung, tragen noch zum Theil das Gepräge ihrer Beſitzer. Die Feſtung ſelbſt beſteht aus drei durch Quermauern von einander geſchiedenen Theilen und von ihnen bildet der obere die eigentliche Citadelle, die aber ſeit der Vertreibung der Komnenen ſich keiner weiteren Beachtung erfreut hat und nun jährlich ihrem gänzlichen Verfalle mehr entgegengeht. Zwar haben bis jetzt Mauern und Wachtthürme der Zeit und Witterung getrotzt, aber ſchon beginnen einzelne Steine ſich zu löſen, und hat einmal die Auflöſung ihren Anfang genom-

men, ſo wird ſie wohl auch bald vollendet ſein. Jene ſtolze Burg, in der mehre Jahrhunderte hindurch die trapezuntiſchen Kaiſer, die aus Konſtantinopel vertriebenen Komnenen, herrſchten, iſt öde und leer und an den zum Theil eingefallenen Mauern wuchern Epheu und Brombeerranken in üppiger Fülle, während in den Ritzen der Mauern hie und da ſelbſt Feigenſträucher für ihre Exiſtenz kärgliche Nahrung gefunden haben. Wie kläglich ſehen die elenden Baracken der jetzigen Machthaber daneben aus! Es ſcheint ſelbſt, als hätte man ſie nur aus Hohn hierher geſetzt, um den Vergleich mit der erbärmlichen Gegenwart recht klar und deutlich vorführen zu laſſen.

Die mittlere Burg oder die eigentliche Feſtung enthält unter Anderem die Wohnung des Statthalters (Paſcha's) und iſt noch weniger geeignet die Aufmerkſamkeit eines Europäers auf ſich zu lenken. Unter ihr zieht ſich der dritte und größere Theil hin und breitet ſich ſelbſt weſtlich noch weiter aus. Als nämlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die türkiſchen Horden, beſonders die Seldſchuken, ſich der Küſte näher feſtſetzten und ihre beuteſüchtigen Schaaren von den reichen Waaren-Niederlagen der Griechenſtadt ſich angezogen fühlten, hielt es der zweite Alexis für nothwendig, das Beſitzthum der zahlreichen, auch ihm reichlichen Gewinn verſchaffenden Kaufleute zu ſichern, und ſo verlängerte er die Mauern der Feſtung, die bis dahin nur aus zwei Theilen beſtand, bis an das Meer herab. So entſtand im Jahre 1320 die unterſte Feſtung deren Mauern alle Märkte und Waaren-Niederlagen einſchloſſen. Ihre engen Straßen bilden faſt nur fortlaufende Baſare, wie in Konſtantinopel, aber auch größere viereckige Waaren-Niederlagen mit Hallen, in denen die Gegenſtände zum Kaufe ausgeboten werden und die den Namen Beſeſtans führen, ſind vorhanden. Die unſcheinbaren Häuſer ſtehen dicht beiſammen und haben ohne Ausnahme ein ſchmutziges, grauſchwärzliches Ausſehen.

Ungleich freundlicher ſind die Vorſtädte aus der Ferne geſehen, wenn man jedoch in den engen Straßen einherwandert, bieten ſie den Augen nur hohe weiße Mauern dar, die beſonders im Sonnenſcheine weit entfernt ſind, dem Auge vortheilhaft zu ſein. Einen wohlthätigen Eindruck macht aber die allenthalben bemerkbare Ordnung und Reinlichkeit, obwohl hier keineswegs jene Schaaren räudiger Hunde wie in Konſtantinopel die Straßen beleben, und den aus den Häuſern geworfenen Schmutz entfernen. Die Straßen bald gerade, bald gewunden hören hin und wieder plötzlich auf, und der Fremde hat dann nicht wenig Mühe, ſich aus dem Labyrinthe herauszufinden. Sie haben kaum die Breite von 6—8 Fuß, ſind in der Mitte zum Abfluß des Waſſers vertieft und beſitzen auf beiden Seiten ſchmale Trottoirs, auf dem aber nur ein Menſch zu gehen vermag. Bis gegen den kühlern Abend begegnet man nur ſelten hier einem der Bewohner und wenn dies doch geſchieht, ſo durcheilen ſie wenigſtens ſchnell die engen Gaſſen, welche durch die von den weißen Mauerwänden zurückgeworfenen heißen Strahlen unleidlich geworden ſind. Selbſt die ſonſt langſam daherſchreitenden Frauen, in ein weites baumwollenes Tuch (Jarkaff) gehüllt, und ſogar, wenn ſie einem Rechtgläubigen angehören, mit einer Drahtmaske (Betſcha) verſehen, beſchleunigen ihre Schritte und ihre mit hohen Abſätzen verſehenen Pantoffeln klappern, gleich einer Mühle, auf den Steinplatten des Trottoirs.

Von jeher ſcheint man in Trebiſond, wenn auch nur im Aeußern, auf Zucht und Ehrbarkeit geſehen zu haben, denn ſtrenge Vorſchriften beſtimmen die häuslichen Einrichtungen. Kein Haus und ſelbſt nicht der Männer-Theil (Selamluk) darf nach der Straße zu erbaut ſein, ſondern muß innerhalb eines häufig gartenähnlichen Hofraumes auf der hinteren, alſo der hohen Straßenmauer gegenüberliegenden Seite ſich befinden. Von keinem Punkte außerhalb des Hofes (Awlu) darf man einen Blick in denſelben haben, und ſelbſt das

Haus muß mit ſeiner Fronte jeder möglichen Beſichtigung von Außen entzogen ſein. Mit wenigen Ausnahmen beſtehen alle Häuſer Trebiſond's, beſonders der Vorſtädte, aus einem Parterre und einem Stockwerke, und im erſtern ſind die Wirthſchaftsräume und ein oder mehre kühlere Zimmer für den heißern Sommer. Von Außen führt eine hölzerne Treppe zuerſt auf eine Gallerie, die ſich nur auf einer oder zwei nach dem Hofraume zu liegenden Seiten herumziehen darf und die breit genug iſt, um für einen Theil des Tages von der Familie benutzt zu werden. Mit ihr ſtehen nun alle luftiger gehaltenen Zimmer, deren Anzahl ſich nach dem Reichthume der Familie richtet, in Verbindung.

Der Hof gleicht einem Garten und dient, wenn er mit Bäumen und Buſchwerk bepflanzt iſt, der Familie während der wärmern Jahreszeit Tag und Nacht zum Aufenthalte. In der Regel ſteht mitten darin, bisweilen auch auf der Seite ein Wallnußbaum mit weithin greifenden Aeſten, oder die Bewohner erfreuen ſich unter einem Oel- oder Lotuspflaumenbaume des erquickenden Schattens. Oft vertritt ihn auch ein Zürgelbaum. Feigenſträucher, Granatſträucher, Lorbeer, Cypreſſen und ſeltner Roſen- oder gar Myrtengebüſch, in der Regel von Ranken des ächten Jasmins durchzogen, ſtehen mehr an den Seiten, beſonders nach der äußern Mauer zu. Obwohl die Familie zwei Drittel des Jahres in dem Hofraume zubringt, trägt ſie doch um die Verſchönerung ihrer nächſten Umgebung keine weitere Sorge. Das Gehölz, einmal angepflanzt, wächſt von ſelbſt und man gibt ſich kaum die Mühe, einen vertrockneten Aſt abzuhauen oder man bricht ihn wenigſtens auf eine Weiſe ab, daß der Reſt nicht weniger ſchändet. So reich die Natur rings umher an ſchönen Blumen iſt, ſo ſucht man ſie doch vergebens in den gartenähnlichen Hofräumen. Nur hier und da trifft man einmal einfache Nelken, Afrikanen (Tagetes erecta *L.* und patula *L.*), Sonnenblumen und vielleicht noch das gewürzige Baſilikum.

Mein ärztlicher Ruf hatte sich, wie alles Neue im Oriente, schnell in der Stadt verbreitet, und bevor uns nur möglich war, dem Pascha unseren Besuch abzustatten, trug dieser schon Verlangen, unsere Bekanntschaft zu machen. Außerdem daß wir von Seiten der östreichischen und russischen Gesandtschaft in Konstantinopel mit sehr guten Empfehlungen versehen waren, trug auch der östreichisch-russische Konsul, Gherseh, Sorge, uns in Allem zu unterstützen und für die fernere Reise behilflich zu sein. Durch ihn wurden wir bei dem Statthalter, Abdullah-Pascha, eingeführt. Doch bevor ich zur Vorstellung selbst übergehe, wird es gut sein, einige Worte über das Paschalik Trebisond und seinen damaligen Statthalter zu sagen. Das erstere besteht aus einem großen Theil des frühern pontischen Reichs und bildet jetzt einen schmalen, aber langen Küstenstrich vom Ausflusse des rothen Stromes (Kisil-Irmak, fast einen Grad östlich von Sinope) bis an das russische Gurien. Der Rücken des großen pontischen Gebirges bildet meistens die südliche Gränze, und nur in der neuesten Zeit soll man noch das ganze Gebiet des Adschara-Ssu, eines östlich einfließenden Nebenflusses des Tschorok, aus zwei Gauen (Sandschak) bestehend, hinzugefügt haben. Während das Paschalik demnach nur eine Breite von 8—12 Stunden besitzt, hat es eine Länge von 6 Grad (vom 33½. Grad östlich von Paris bis zum 39½.). Mit Ausnahme des Deltalandes vom grünen Strome (Jeschil Irmak) sieht man nirgends größere Ebenen, und nur hin und wieder hat angeschwemmtes Land am Ufer schmale, flache Striche gebildet. Enge Thäler wechseln mit meist schroffen Höhen ab. Trotzdem erfreuen sich die nördlichen Ausläufer des Gebirges allenthalben einer üppigen Vegetation, und es breiten sich besonders in den mittlern Regionen große Wälder aus. Gegen das Ufer hin fehlt oft die nöthige Feuchtigkeit, und deßhalb hat sich auf den dortigen Abhängen häufig nur Gestrüpp angesiedelt. An anderen Stellen jedoch finden sich gerade hier die schon seit den ältesten Zeiten bekannten Obst- und

besonders Kirschbaumwälder vor, und letztere ziehen sich bis zu einer Höhe von 4—5,000 Fuß hinan. Für Ackerbau zeigt sich des unebenen Bodens halber das Land nicht günstig, wo aber am Ufer angeschwemmte Flächen sich gebildet haben, ist es um so fruchtbarer, und trotz der schlechten Behandlung der Aecker setzten mich besonders die Waizenfelder, wegen ihrer Ergiebigkeit, in Erstaunen. Das gewöhnlichste Getreide ist der Mais, und große damit angebaute Strecken ziehen sich an den oft sehr schrägen Abhängen der Küste hin. In der Regel rodet man dazu ein Stück Wald aus, indem man mit der Axt die Bäume im Frühjahre oder auch erst im Sommer tödtet und dann im Winter abbrennt. Die Asche dient dann zu gleicher Zeit zur weiteren Befruchtung des Bodens, aus dem nun zum großen Theil die Wurzeln herausgenommen werden. Meistens steckt man die einzelnen Körner im Mai, bisweilen sogar erst im Juni und ärntet dann im August oder September. Ohne Zweifel ist der Mais das ergiebigste Getreide und wird wohl besonders deßhalb im Oriente so sehr geliebt. In schlechten Jahren ist der Ertrag immer noch ein 40-, in guten hingegen ein 80-fältiger. Weiter nach Osten hin wird auch an den fruchtbaren Bergabhängen sogenannter Bergreis gebaut, und wenn dieses Getreide auch weit weniger ergiebig ist, als der Sumpfreis, so sollen seine Körner doch nahrhafter und wohlschmeckender sein.

So leicht auch, der Nähe des Meeres halber, das Land einem Europäer zugänglich zu sein scheint, so ist sein Inneres, wenigstens in dem Theile, der sich östlich von Trebisond hinzieht, doch noch nie betreten worden, und wir waren die ersten, die hier das Gebirge und zwar an seiner schwierigsten und gefährlichsten Stelle drei Mal überschritten. Nur die gewöhnlichen Handelsstraßen und besonders die von Trebisond nach Erserum werden häufig passirt. Gerade die Untersuchung des bedeutenden Gürtels, der nach der Meerseite Kleinasien ringsum einschließt, müßte besonders für die physikalische Geographie von außerordentlichem Nutzen sein.

Das Paſchalik Trebiſond gehört zu den wichtigſten im ganzen türkiſchen Reiche, und dennoch iſt es noch gar nicht lange her, daß der Sultan an einzelnen Küſtenpunkten mehr reſpektirt wird. Der Paſcha hatte ſelbſt Mühe, die alte Waarenſtraße von Trebiſond (Trapezus) nach Erſerum (Theodoſiopolis) nur einigermaßen zu ſichern und räuberiſche Lafen, Hemſchiner und Dſchanen umſchwärmten ſie oft mit Glück. Selbſt die Ruſſen hatten in ihrem letzten Kriege mit der Türkei mancherlei von dieſen kühnen Stämmen zu leiden. Sultan Mahmud II. verwendete, von Engländern mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das bis dahin ſo vernachläſſigte Paſchalik Trebiſond, als Rußland ſeinen Freihafen Redutkaleh plötzlich verſchloß und ſich ſelbſt einer wichtigen Waarenſtraße, auf der bis dahin Europa nach dem Innern Aſiens gehandelt hatte, beraubte. Um die Karawanen aber mehr zu ſichern, mußte er ſich zuvor die bis dahin ziemlich unabhängigen Thalherren (Derebei's) des Landes, die Nachkommen aus der Feudalherrſchaft der Seldſchuken, völlig unterwerfen. Mit Gewalt war weniger auszurichten, als mit Liſt, und ſo griff auch Sultan Mahmud II. zu dieſem in der Politik ſo häufig angewendeten Mittel, Unfrieden zwiſchen den unruhigen Thalherren ſäend. Suleiman, aus der Familie der Schatzmeiſter, Chaſnadar-Oglu war faſt unumſchränkter Herr über das fruchtbare und waldreiche Dſchanien (türk. Dſchanik-Jli, d. h. Heimath der Dſchanen, gruſ. Dſchanethi), einem Gau an dem Jeſchil-Irmak (Grün-Strom) und übte einen großen Einfluß über die ganze Küſte aus. Aber eben deßhalb erregte er Neid und Beſorgniß bei den übrigen mächtigen Thalherren. Als er ſtarb und ſein älteſter Sohn Osman ihm folgte, brach eine ſchon längſt genährte Fehde zwiſchen dieſem und dem Bei von Jüskat, dem Herrn eines großen jenſeits des Gebirges gelegenen Gaues, aus. Sultan Mahmud II. unterſtützte den erſtern mit Geld und Hilfstruppen, und dadurch gelang

es dieſem, ſeinen Feind aus dem väterlichen Erbe zu vertreiben. Osman, zum Paſcha ernannt, wurde dadurch mehr an ſeinen Sultan gefeſſelt, und da er tapfer, ſchlau und ehrgeizig war, hielt ihn dieſer für hinlänglich befähigt, die Eroberung des Gebirges zu vollenden. Er wurde alsbald Statthalter von Trebiſond, und während zu gleicher Zeit der Paſcha von Kars mit großen Streitkräften in das Gebiet des Tſchorok, ſüdlich vom Ufergebirge, rückte, um die dortigen kleinern Thalherren einen nach dem andern ſich zu unterwerfen, griff Osman Paſcha zu Lande und zu Waſſer die Beſitzer der Küſte und nördlichen Abhänge des Gebirges an. Ein Theil derſelben und zwar gerade die mächtigſten, und vor Allem der Beſitzer von dem alsbald zu erwähnenden Riſa wurden mit Gewalt der Waffen vertrieben. Nun verſprachen auch die anderen, ſich freiwillig zu unterwerfen. So war auf ein Mal die wichtige Karawanenſtraße nach Erſerum ſicherer, als je, und wenn auch die Thalherren, die inmitten des Gebirges wohnen, zum Theil gar keinen Tribut geben, ſo wagen ſie doch nicht, wie früher, Ueberfälle zu machen, um türkiſchen Truppen nicht Gelegenheit zu geben, auch ihre bis dahin noch von keinem Türken geſehenen Thäler zu betreten.

1841 ſtarb Osman Paſcha, aber ſein Bruder Abdullah hatte ſchon für dieſen Fall in Konſtantinopel Schritte gethan, und ſo wurde er zum Nachfolger ernannt. Bis zu Anfang dieſes Jahres erhielt er ſich durch zur günſtigen Zeit abgeſendete Geſchenke, beſonders an Riſa-Paſcha, den nun ebenfalls abgeſetzten Großſeriasker, in ſeinem Amte. So oft auch ſeine Grauſamkeiten und ſein fanatiſcher Chriſtenhaß in Konſtantinopel zur Sprache kamen, ſo verſtand er doch meiſterlich, mit Hilfe ſeiner erpreßten Reichthümer, alle drohenden Ungewitter ſich fern zu halten. Selbſt der durch die Zeitungen hinlänglich bekannte Streit mit dem engliſchen Konſul in Trebiſond machte zwar großen Lärm, endete aber mit einer goldenen Uhr für den letztern. So lange Riſa-Paſcha das Ruder der Regierung in den

Händen hatte, waren alle Klagen und Intriguen gegen Abdullah-Pascha vergebens, denn der Großseriasker mochte nicht gern die bedeutenden Revenüen, die ihm von Trebisond zuflossen, verlieren. Seitdem aber der alte Chosrew-Pascha wiederum von den Todten erstanden ist und, mit Reschid-Pascha vereinigt, an der Spitze der Geschäfte steht, fiel auch Abdullah und wurde seiner Kränklichkeit halber pensionirt, d. h. in seine heimathlichen Wälder Dschaniens gewiesen. Halil-Pascha ist an seine Stelle getreten, und damit er auch ferner im Stande sei, die unruhigen Völker im Zaume zu halten, will man ihm 10,000 Mann reguläre Truppen zur Seite geben. Halil-Pascha wird zwar als weniger fanatisch geschildert, aber Habsucht und Geiz hat er mit seinem Vorgänger gemein und er ist außerdem wollüstig und vergnügungssüchtig. Ob deßhalb das Land besser daran ist, und ob sich vor Allem der Zustand des christlichen Theiles der Bevölkerung besser gestalten wird, mag die Zeit lehren.

Abdullah Pascha trug noch ganz den Typus seiner türkischen Abstammung, und nach ihm besonders habe ich früher das Bild der türkischen Völker entworfen. Wie er in körperlicher Hinsicht nach unsern Schönheitsbegriffen auf einer ziemlich tiefen Stufe stand, so blieb er in moralischer Hinsicht noch beträchtlich dahinter zurück. Ich habe auf der ganzen Reise nicht einen zweiten Häuptling getroffen, der so deutlich die Norm eines ächt muselmännischen Großen der Jetztzeit dargestellt hätte. Ein treuer Anhänger des Korans und der spätern in der Sunna niedergelegten Ueberlieferungen haßte er von ganzer Seele alle Neuerungen, besonders diejenigen, die durch die christlichen Gjauren allmälig Eingang gefunden haben. Er trug zwar die neue vorgeschriebene Kleidung, weil er als Angestellter dazu genöthigt war, im Herzen aber war er ihr gram, denn mit ihr hatte die äußere Macht der Rechtgläubigen abgenommen. Als ächter Türke war er gegen Unterthanen der größern europäischen Mächte freundlich, während er im Stillen darüber nachsann, wie er ihnen schaden könne.

Oft vermochte er es doch nicht, ſeinen Groll zu unterdrücken, und als Rußland im Jahre 1842 ſeine ſüdliche Gränze am ſchwarzen Meere erweitert haben wollte, und die ruſſiſch-türkiſche Kommiſſion, die zur Unterſuchung der Anſprüche niedergeſetzt wurde, dieſem entſprach, war er übermüthig genug, Rußland den Krieg erklären zu wollen. Wo er überhaupt eine Gelegenheit finden konnte, Chriſten ſeine Uebermacht fühlen zu laſſen, that er es ſehr gern, und als im Jahre 1843 eine Karawane angefallen und beraubt wurde, unterſuchte er auf Befehl der türkiſchen Regierung zu Konſtantinopel auf's Genaueſte, aber mehr in chriſtlichen, als in türkiſchen Familien, trotzdem die Wahrſcheinlichkeit dafür ſprach, daß gerade Moslimen die Räuber geweſen waren. Seine, durch die nach der Hauptſtadt abgeſendeten Geſchenke geleerten Geldtruhen wurden durch die dabei ſtattgefundenen Erpreſſungen von Neuem reichlich gefüllt. Die fürchterlichen Grauſamkeiten, die ſeine Untergebenen ſich dabei zu Schulden kommen ließen, übertreffen allen Glauben, und ich würde Beiſpiele davon aufführen, wenn nicht ſchon ein anderer Reiſender, der geiſtreiche und genau beobachtende Moritz Wagner, derſelbe, dem wir ſo vorzügliche Aufklärungen über Algier und den Kaukaſus verdanken, mir bei einer anderen Gelegenheit zuvorgekommen wäre.

Bei alledem war Abdullah-Paſcha ein frommer Moslim; er befolgte die heiligen Vorſchriften des fünfmaligen Gebetes mit den nöthigen Waſchungen, hielt genau die Faſten ein, trank keinen Wein und vertheilte einen Theil ſeiner reichlichen Einkünfte unter die Armen. Da Kränklichkeit ihn abhielt, ſelbſt nach Mekka zu wallfahren, ſo unterſtützte er doch freigebig alle die, die ſich den Namen Hadſchi erwerben, d. h. die Wallfahrt vollbringen wollten.

Ob er auch die nöthigen Fähigkeiten und Kenntniſſe gehabt hat, um ein ſo wichtiges Paſchalik zu verwalten, bezweifle ich; übrigens darf man den Maßſtab rückſichtlich der Anforderungen zu einer ſolchen Stelle nicht nach unſeren Einrich-

tungen anlegen. Vor Allem genügt ein offener Kopf und ein guter, instinktmäßiger Takt, der bei allen Fällen leiten muß. Unsere schreibseligen Kanzleien und Gerichtsordnungen sind im Oriente noch zum großen Theil unbekannt, und wenn bei uns zu viel geschrieben wird, geschieht es dort zu wenig. Der Koran und die Sunna sind die einzigen Gesetzbücher und nur für die allgemeinen Fälle berechnet, und es liegt daher dem Pascha bei allen Streitigkeiten ob, seine eigene Meinung kurz und bündig auszusprechen und sie gleich auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Der Augenblick hat dabei den größten Einfluß, und die Entscheidung über dieselbe Sache wäre vielleicht zu einer anderen Zeit und an einem anderen Orte eine andere geworden. In der Regel erhält die Partei den Sieg, welche die nachdrücklichsten Beweise in klingender Münze vorlegen kann, oder die am Wenigsten im Stande ist, durch darauffolgende Strafen den Beutel des Herrn zu füllen. Doch ich will nicht ungerecht sein und deßhalb hinzufügen, daß der Türke auf seine Art ein natürliches Gefühl für Recht und Unrecht besitzt und dieses bisweilen schnell in Ausführung bringt. Auch Abdullah-Pascha soll dergleichen Anfälle gehabt haben, und folgende Anekdote, die mir in Trebisond erzählt wurde, gehört wohl hierher. Ein Rechtgläubiger fand mitten in seinem Waizenfelde einen Esel, der sich die Frucht seines Ackers wohlschmecken ließ. Er arretirt das unberufene Thier und geht mit dem Gegenstande der Klage zum Pascha, der den Esel zurückbehält und bekannt machen läßt, daß der Eigenthümer desselben sich stellen möge, um Schadenersatz zu leisten. Doch dieser hütete sich wohl, dem Pascha Gelegenheit zu geben, sich vielleicht an seinem anderen Eigenthume zu vergreifen, und zog vor, lieber den Esel zu verlieren. Als sich nach drei Tagen Niemand gemeldet hatte, wurde der Esel von den Gerichtsdienern auf einen freien Platz geführt und feierlichst, in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, durch den Strang dem Tode übergeben.

Eine Stunde vor Mittag, alſo genau zu unſerer Beſuchszeit, geleitete uns ein Beamter der öſterreichiſch-ruſſiſchen Geſandtſchaft in das Schloß des regierenden Herrn. So mögen wohl die ritterlichen und gräflichen Wohnungen des Mittelalters ausgeſehen haben, dachte ich, als wir die äußere, aber überbaute und hölzerne Treppe hinaufſtiegen und alsbald in einen ziemlich großen Vorraum kamen. Gegen 40 Perſonen waren daſelbſt verſammelt, und diejenigen, welche mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſich auf den Boden hingeſetzt hatten, ſtanden bei unſerer Ankunft ehrfurchtsvoll auf. Es waren Sklaven, Polizeibeamte und ſonſtige Vollſtrecker des abſoluten Willens, Einwohner von Trebiſond, die wahrſcheinlich ſehnſüchtig dem Ausſpruche ihres Herrn entgegenſahen, Vaſallen aus den entfernteren Gauen u. ſ. w. Der dienſtthuende Kammerdiener ſchlug ſogleich den grünen Vorhang zurück, meldete uns an und alsbald zurückkehrend, öffnete er uns die Thüre. Dr. Roſen und ich befanden uns in europäiſcher, unſer Dolmetſcher hingegen in der neuen türkiſchen Kleidung. Wir verbeugten uns einfach, während der Letztere ſich genau nach den türkiſchen Regeln des Anſtandes benahm. Der Paſcha wünſchte ſich zu unſerer Ankunft Glück und ließ uns, mich neben ſich auf den breiten Diwan, Dr. Roſen hingegen auf einen Stuhl niederſetzen. Außer ihm befand ſich nur ein Sekretär und ſein Leibarzt, Dr. Thirke aus Bukareſcht gegenwärtig. Der Letztere war erſt ſeit Kurzem aus Bruſſa hierher übergeſiedelt und hatte mit dem Paſcha einen Kontrakt abgeſchloſſen, nach dem er die Behandlung übernahm und dafür, wenn er ihn vollkommen herſtellen würde, die Summe von 60,000 Piaſter (gegen 4,000 Thlr.) und außerdem in der Zwiſchenzeit monatlich 1,000 Piaſter (ungefähr 67 Thlr.) erhalten ſollte.

Auf die Frage des Paſcha's, was uns in ſein Land geführt hätte, ſetzte ich ihm durch unſeren Dolmetſcher Lukas, auf eine ihm verſtändliche Weiſe, die Urſache unſeres Kom-

mens auseinander. „Daheim sei mein König und Herr krank, und da die Weisen unseres Landes in einem alten heiligen Buche gelesen hätten, daß die hohen, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge Lassistans herrliche Arzneien besäßen, hätte er uns abgesendet, diese, zur Herstellung seiner Gesundheit, zu holen.“ Diese Worte fand er viel einleuchtender, als wenn ich ihm den innern Drang, den die Wissenschaft in einem Europäer hervorzurufen im Stande ist, noch so weitläufig auseinandergesetzt hätte. Er hätte mich, wenn ich dieses gethan, entweder gar nicht verstanden, oder vielleicht gar für wahnsinnig gehalten, einem Phantome zu Liebe das Leben aufs Spiel zu setzen. Voller Verwunderung rief er aus: „Was seid ihr Nemtsche für Leute, Euch treibt nicht, wie die anderen Firengi, die Sucht nach Reichthümern, euer Zweck ist nicht unser Land auszukundschaften, sondern ihr kommt nur um der Menschheit Wohlthaten zu erzeigen. Wie thöricht und unverständig müssen wir Euch erscheinen, daß wir die seltenen Kräuter in der Nähe haben und sie nicht kennen und, wenn wir sie kennten, uns vielleicht gar nicht die Mühe geben würden, sie aufzusuchen.“ Mit großer Bereitwilligkeit hat Abdullah uns nachher in Allem seine mächtige Hilfe angedeihen und mich in dieser gleichsam eine Entschädigung für meine Mühe und für den Zeitverlust von vierzehn Tagen, die ich, seinem Wunsche nach, in Trebisond bleiben mußte, finden lassen.

Bald war sein eigenes körperliches Befinden der Gegenstand unserer ferneren Verhandlungen. Schlemmerei und sonstige Ausschweifungen hatten seinen Verdauungs-Apparat schon seit langer Zeit dermaßen verschlechtert, daß allerhand Störungen in den ersten Wegen und vor Allem eine hartnäckige Hypochondrie mit zu Zeiten sich einstellendem Augenübel seit zehn Jahren ihn bald mehr bald weniger kränklich machten. Bald hatte er Europäer um Rath gefragt, bald aber auch wiederum zu einheimischen Aerzten, zu Amuletten, Zaubermittelchen u. s. w. seine Zuflucht genommen. Dabei

war er wiederum in hohem Grade mißtrauiſch, und ſchlug ein Mittel nicht in den erſten Stunden an, ſo hielt er ſich für betrogen. Arzneien der Gjaur, d. h. europäiſcher Aerzte, ließ er erſt an einem ſeiner Sklaven verſuchen, denn er fürchtete eine Vergiftung, und fühlte ſich dieſer von dem Mittel unangenehm ergriffen, ſo konnte ihn Niemand dahin bringen, es noch zu nehmen. Man gibt ihm Schuld, daß er dadurch den Tod ſeines Bruders Osman veranlaßt habe, indem er bei deſſen plötzlichem und gefährlichem Erkranktſein die wichtige Arznei, die ein engliſcher Arzt verſchrieben, erſt einen Sklaven einnehmen ließ und an dieſem die Wirkung erproben wollte. Darüber ſtarb Osman.

Ich verordnete ihm eine ſchwache und weingeiſtige Auflöſung eines Strychninſalzes, deſſen heilſame Wirkung bei dergleichen Störungen ich ſelbſt im Oriente aus Erfahrung kannte; aber wahrſcheinlich hat der Sklave, bei dem er es zuvor verſuchen ließ, ſich nachtheilig darüber geäußert, denn der Paſcha unterließ es zu nehmen, ſich ſpäter damit entſchuldigend, daß der Koran alles Weingeiſtige verboten habe. Ich rieth ihm bei Tiſche, beſonders bei fetten Speiſen, die er vor Allem liebte, anſtatt des reinen Waſſers ein Glas Wein zu trinken, da im Koran der Wein zum Getränke, aber nicht als Arzneimittel verboten wäre. Es war umſonſt. Mit Dr. Thirke bemühte ich mich ebenfalls vergebens, ihn von dem Genuſſe fetter, gewürzhafter und unverdaulicher Speiſen abzubringen. Er erlaubte mir zwar, in ſeiner Küche die ihm zuträgliche Nahrung vorzuſchreiben, aber von all' den nahrhaften und zuträglichen Gerichten, und beſonders von der guten Fleiſchbrühe, gebratenen Hühnern u. ſ. w. aß er gar nichts oder nur wenig; heimlich ließ er ſich hingegen mit ſpaniſchem Pfeffer, Baſilikum u. ſ. w. reichlich verſehene Saucen und Fleiſchklöschen, Paſteten, fettes Hammelfleiſch, geſchmorten Reis, fette Eierſpeiſen u. ſ. w. zubereiten, und nahm dieſe mit Waſſer zwei Mal des Tages und in reichlicher Menge zu ſich. Mein Vorſchlag, wenig

und mehrmals des Tages zu essen, wurde ebenfalls, als der Religion zuwider, nicht befolgt. Schon von vorn herein sah ich, daß weder meine Behandlung, noch die des Dr. Thirke zu einem Resultate führen würden, blieb aber doch die versprochene Zeit in Trebisond. Dr. Thirke fiel ein halb Jahr nach meiner Abreise in Ungnade und wurde, ohne alle Entschädigung und ohne die geringste Erstattung der Reisekosten, des Landes fast verwiesen.

Unser erster Spaziergang führte uns auf die Höhe der Graufspitze (Bos-Tepeh), da sie mir am Geeignetsten schien, uns einen Ueberblick über die ganze Stadt und die nächste Umgebung zu verschaffen. Wir hatten nicht wenig Mühe, uns aus den engen, zum Theil sich sackförmig schließenden Straßen herauszufinden, gelangten aber endlich glücklich auf die Karawanenstraße, die, wie oben gesagt, zwischen der alten Festungsstadt und der Graufspitze in einer engen Schlucht hinaufführt. In den nächsten Regionen außer- und innerhalb der Stadt herrschte die Flora der wärmern Länder der gemäßigten Zone, war aber im Vergleich mit der Konstantinopels schon nördlicher gehalten. Das immergrüne Gehölz fehlte fast durchgängig, und wo es vorkam, hatten die Menschen es erst angepflanzt. In den mehr nach Außen gelegenen Straßen wucherte an und in den Mauern von unsern dahin gehörigen Kräutern die Mauergerste, das Glaskraut und die Saudistel, denen aber hier sich noch die kleinblüthige Wolfsmilch, das Mutterkraut, der gehörnte Sauerklee und die pillentragende Brenn-Nessel zugesellten. Auf Schutthaufen fand ich von vaterländischen Pflanzen: das Bilsenkraut, den Stechapfel, die großblüthige Malve (M. sylvestris *L.*), das Kreuzkraut, seltener die Vogelmiere, den stinkenden und grünen Gänsefuß und den Attich, außerdem aber noch in sehr großer Menge Xanthium spinosum *L.* und Centaurea calcitrapoides *L.* An Wegen und Rändern sah ich von bei uns wachsenden Pflanzen: das englische Raigras, das Fingergras, weniger den Vogelknöterich,

den ſchmalblättrigen und den mittlern Wegetritt, die Tauben-Skabioſe, die lanzettblättrige Diſtel, ſeltner unſer Gänſeblümchen, Apargien, die groß- und kleinblüthige Malve und den Hederich, von ſüdländiſchen Arten hingegen Scolymus hispanicus *L.*, Centaurea calcitrapoides *L.*, Euphorbia micrantha *Willd.*, Echium plantagineum *L.* und violaceum *L.*, Heliotropium europaeum *L.* und Cynoglossum pictum *L.*

Die ganze Schlucht, in welcher der Weg hinaufführte, war ziemlich eng, vom Waſſer vielfach zerriſſen und von zerbröckeltem Augit-Porphyr-Gerölle bedeckt. Weiter nach oben verließ die Straße die unſichere Tiefe und ſetzte ſich links auf der anlehnenden Seite fort. Einige Gärten und Gemüſefelder zogen ſich vom Wege rechts bis zum Bache hinab, aber ſchon war zum großen Theil die Aernte gehalten. Die Zäune und Hecken unterſchieden ſich weſentlich von denen, wie ich ſie in der Nähe von Konſtantinopel näher bezeichnet habe und glichen mehr denen, wie ſie in Süddeutſchland vorkommen. Schwarz-, weniger Weiß- und weiter oben Chriſt-Dorn bildeten mit Hartriegel das hauptſächlichſte Gehölz und wurden von violett-roſa blühenden Brombeerranken, Waldrebe (Clematis Vitalba *L.*), der großblättrigen Smilax und hie und da der Zaunwinde durchzogen. Außerdem bemerkte ich in und außerhalb des genannten Gehölzes den ſtielfrüchtigen Rüſter, die ſpitzblättrige Eſche, den Oelbaum, den Granat- und Feigenſtrauch, die Espe und hie und da auch den Lorbeer. Von Kräutern wuchſen in den Hecken und Zäunen vorzüglich viele Lippenblüthler, beſonders eine hellviolett-bläuliche Meliſſe, Betthoſten, ſchwarzer Andorn, Kalaminthe, Braunelle u. ſ. w., außerdem aber noch Eiſenkraut, Labkleber, Ochſenzunge, Torilis neglecta *Schult.* und die orientaliſche Nieswurz.

Nachdem wir gegen eine halbe Stunde lang die Waarenſtraße verfolgt hatten, verließen wir ſie, um in einer freundlich bewachſenen Schlucht die Grauſpitze zu erſteigen. Auch

Hier traten uns noch keine immergrünen Sträucher entgegen, wohl aber war die ganze Weſtſeite des Berges vorzugsweiſe mit der pontiſchen Azalee bedeckt, die jedoch ſchon in Frucht ſtand. Später, und zwar mehr nach oben, wurde ſie von dem oft vier und fünf Fuß hohen Adlerfarrn verdrängt, und dieſer nahm dann eben ſo große Strecken ein. Dazwiſchen erblickte ich nur einzeln den Wachholder (und zwar den ſüdländiſchen Juniperus Oxycedrus *L.*) und den pontiſchen Kellerhals in ſehr dürftigen, zwergigen Exemplaren.

Die Höhe der Grauſpitze dient den Saumthieren der zahlreichen Karawanen, die europäiſche Waaren ins Innere Aſiens führen, oder von dorther die fremden Stoffe nach Europa bringen, als Weideplatz und vermochte deßhalb keineswegs blühende Pflanzen aufzuweiſen, erſchien aber als eine ſchöne grüne Matte, die ſich wahrſcheinlich das ganze Jahr ihre dunkelgrüne Farbe erhält. Kräuter und Gräſer vermögen nur aus der Wurzel zu treiben, und alle Theile, ſobald ſie ſich mehr als einige Zoll über die Fläche des Bodens erheben, werden ſchnell von den hungrigen Thieren abgefreſſen.

Ueber die herrliche Ausſicht, die ſich allmälig unſeren Blicken erſchloß, in hohem Grade erfreut, gingen wir der vordern ſchräg nach dem Hafen und den Vorſtädten abfallenden Seite zu. Da lag unter uns die ſchöne, große Stadt mit ihren 6,000 Häuſern und 30,000 Einwohnern, von denen nur gegen 1,500 Armenier, gegen 1,000 Griechen und gegen 300 italieniſchen Urſprungs ſind. Was mag vor länger als 2,000 Jahren Xenophon mit ſeinen Heldenſchaaren für ein Gefühl gehabt haben, als er nach langer Abweſenheit von dem Vaterlande, ohne Zweifel von dieſem Standpunkte aus, wieder eine Stadt unter ſich erblickte, in der Landsleute, die eine gleiche Sprache redeten, eine gaſtfreundliche Aufnahme erwarten ließen?

Die Vorſtädte nahmen ſich, von dieſer Höhe betrachtet, vorzüglich ſchön aus; alle ihre Häuſer waren mehr oder

weniger von freundlichem Grün umgeben. Hie und da ragten ſchlanke Minareh's hervor, und pyramidenförmige Cypreſſen verſuchten vergebens mit ihrer Höhe zu wetteifern. Die eigentliche Feſtung hatte einen düſtern Anblick, und das alte und grauſchwärzliche Gemäuer wurde nirgends durch anmuthiges Grün gemildert. Ueber ihr zog ſich weſtlich eine ſchöne und fruchtbare Uferebene hin, auf der die Ruinen der Sophienkirche ſtehen, von denen ich alsbald weiter ſprechen werde. In rein nördlicher Richtung breitete ſich der unbedeutende Hafen aus, aber nur wenige kleine Fahrzeuge lagen in ihm, während das Dampfſchiff, was uns hergebracht, weiter in der See Anker geworfen hatte. Eine romantiſche Anſicht gewährten die beiden zum Theil verfallenen Burgen, die auf den, den Hafen einſchließenden Vorſprüngen in alter Zeit erbaut waren; über ſie hinaus verlor ſich das ſchöne, große Meer in weiter Ferne. Großartiger noch wurde der Blick, wenn man ſich mehr oſtwärts wandte und das vielfach gewundene Ufer mit ſeinen zahlreichen Buchten und Vorſprüngen verfolgte. Je weiter man blickte, um ſo mehr erlaubte es die Beſchaffenheit der Gegend, das mächtige Gebirge, mit ſeinen zum Theil mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Höhen, in Augenſchein zu nehmen. Bis dahin, wo es ſich im Rion-Baſſin verlor, vermochten es die unbewaffneten Augen deutlich zu erſchauen, aber noch weiter entfernt, hüllte ſich der große Kaukaſus auf ſeinem nordweſtlichen Zuge in bläuliche Konturen, die um ſo undeutlicher wurden, je weiter ſie lagen. Es ergriff mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich die paradieſiſchen Gegenden wiederum erblickte, in denen ich mich ſchon im Jahre 1836 eine längere Zeit aufgehalten hatte.

Die Sage geht, daß in der alten, heidniſchen Zeit hier ein Tempel des für Kleinaſien ſo wichtigen Mithras geſtanden und daß der Berg nach ihm den Namen Mithrias gehabt habe; als nun das Chriſtenthum auch hierher ſich ausbreitete und heimlich viele Anhänger ſich ihm zuwandten, erregte die

Bildsäule des Mithras bei einigen jungen, sich zur neuen Lehre bekennenden Leuten großes Aergerniß. Ein solcher, Eugenius mit Namen, verband sich unter der Regierung des Diokletian mit mehrern Glaubensgenossen und stürzte mit ihnen die Bildsäule des Gottes von der Höhe hinab in die Tiefe. Die Kühnheit des Eugenius und seiner Genossen mußten aber nicht allein die unvorsichtigen Anhänger der neuen Lehre mit dem Tode büßen, sondern auch viele Andere wurden ergriffen und hingerichtet.

Bis dahin spielte Trebisond in der Geschichte eine unbedeutende Rolle; von Sinope aus gegründet, stand die Stadt auch fortwährend unter dessen Gerichtsbarkeit. In diesem Zustande fand sie Xenophon mit seinen Zehntausend. Als später im Norden Kleinasiens sich von Persien unabhängige Reiche bildeten und Sinope aufhörte, ein Freistaat zu sein, theilte auch Trebisond das Loos seiner Mutterstadt; erst nach der Gründung des pontischen Reiches und nach dessen Ausbreitung über die ganze Süd- und Ostküste des schwarzen Meeres, scheint die Stadt zu größerer Bedeutung gekommen zu sein. Nachdem Pompejus den großen Mithridates, den siebenten König von Pontus, vertrieben hatte, war sie entweder römisches Besitzthum, oder stand wiederum unter Königen. Später, als das morgenländische Kaiserreich in Konstantinopel sich von dem abendländischen zu Rom trennte, scheint Trebisond ebenfalls nur zu geringer Bedeutung gekommen zu sein, und erst, als die herrschende Kaiserfamilie der Komnenen, durch Isaac Angelus von ihrem Throne in Byzanz vertrieben, im Jahre 1204 sich hier ein neues Reich gründete, erhob sich die Stadt, besonders unter den erstern Herrschern, zu nicht unbedeutendem Glanze. Seit der Einwanderung türkischer Stämme, besonders der Seldschuken und Osmanen, vermochte das junge Reich sich weniger durch seine innere Kraft und durch die Gewalt der Waffen, als vielmehr durch seine schönen Töchter zu erhalten. Doch als Konstantinopel fiel, wurde auch Trebisond kurz darauf,

im Jahre 14[illegible]. eine leichte Beute des grausamen zweiten [illegible]. Die Stadt wurde gräulich verwüstet, und von den mehr als 1[illegible] Einwohnern versetzte der Sieger die [illegible] aus Sinope, nach Konstantinopel, während ein [illegible] Theil unter seine Krieger vertheilt wurde. Nur das letzte Drittel durfte bleiben, aber außerhalb der Stadt wurden ihm Wohnplätze angewiesen. Zwar [illegible] sich [illegible] wieder, als es der Ausgang einer [illegible] Handelsstraße wurde, ging aber von Neuem dem Verfalle entgegen, als Rußland von Grusien Besitz nahm und durch seine neuen Länder eine sichere Straße von [illegible] nach Taurien führte. Seitdem aber [illegible] ist, hebt sich die günstig gelegene Stadt von Neuem und verspricht, in Kurzem wieder ein [illegible] zu werden.

[illegible] aus einer sehr alten [illegible]. Eine kleine Kirche, wie man sie [illegible] erhalten auf der Platte [illegible] Spuren eines alten Gemäuers und [illegible] Gewölbe, über deren Zusammenhang und [illegible] ich aber nichts sagen läßt. [illegible] nach der Stadt zu, sieht man einen [illegible] und in ihm einige unbedeutende [illegible] wenn auch nicht der neuesten Zeit.

[illegible] (Bei-Tereb) auch nach vorn [illegible], so zogen wir doch diese Seite zum [illegible] vor, um uns mit der Beschaffenheit des [illegible] zu machen. Schroffe Felsenwände [illegible] zu Tage, und aus ihren Spalten entsprangen [illegible]. Die Felsart war zwar wiederum [illegible], aber er hatte eine vorherrschend grauröthliche Farbe während er an anderen Stellen dunkler gefärbt erschien. Mehr nach unten war ihm Geröll angelagert, hie und da durch einen leichten Cement vereinigt. Diese [illegible] waren besonders wasserreich, und an mehren derselben

hatte man, um das vorzügliche Waſſer bequemer zu haben, die Quellen ziemlich tief hinein erweitert.

An einem anderen Tage beſuchten wir die Sophien-Kirche, die aber durchaus Nichts mit ihrer Namensſchweſter in Konſtantinopel zu thun hat. Wahrſcheinlich iſt ſie im 13ten Jahrhunderte erbaut worden, ſcheint aber ſeit geraumer Zeit öde und leer zu ſtehen. Sie befindet ſich weſtlich von der Stadt auf dem flachen Ufer, welches ſich daſelbſt hinzieht und ohne Zweifel die fruchtbarſte Stelle in der ganzen Umgebung von Trebiſond darſtellt. Spuren von früheren Gärten erkannte ich hier und da an einzelnen Oel- und Obſtbäumen und an zaunähnlichen Hecken. Das Land war zum großen Theil zum Waizen- und Maisbau benutzt und wo man den erſteren ſchon geärntet hatte, ſteckte man wiederum Maiskörner. Die Landwirthſchaft ſcheint hier auf einer noch niederern Stufe zu ſtehen, als in Konſtantinopel und wie oberhalb des Großthales (Böjükdereh), ſo gibt man ſich auch hier gar nicht die Mühe, das Feld gehörig umzuackern und von dem überwuchernden Unkraute zu befreien. Der Waizen, welcher noch hie und da ſtand, war ſchon überreif und die Halme erſchienen zum Theil niedergetreten. Trotzdem wunderte ich mich über die üppig-wuchernden Pflanzen, deren jede aus der Wurzel ſechs bis acht Stengel trieb. Die Aehren waren meiſt wiederum mehr oder weniger zuſammengeſetzt, hatten aber nicht die ſchöne gelbe Farbe, wie ſie bei uns vorkommt, ſondern erſchienen grauſchwärzlich. Selbſt die Grannen waren eben ſo gefärbt. Im Durchſchnitt hatte jede einzelne Aehre 30—40 Körner. Wie bedeutend müßte bei einer geregelten Landwirthſchaft hier der Ertrag ſein?

Die Sophienkirche liegt eine gute Viertelſtunde von der Stadt entfernt uud gehörte wahrſcheinlich früher einem gewiß nicht unbedeutenden Kloſter an, denn ringsherum findet man noch zum Theil gute, den Hofraum abſchließende Mauern und Ueberreſte von anderen Gebäuden. Die Form der Kirche

gleicht wohl im Allgemeinen der Sophien-Moſchee in Konſtantinopel, wenn ſie ihr auch nicht nachgebaut iſt. Sie iſt klein, aber leider konnte ich ihr Inneres nicht ſehen, da ein türkiſcher Großer das Schiff zum Aufſpeichern ſeines Getreides benutzt hatte. In den Vorhallen fanden ſich noch Spuren ſchlechter Wandgemälde, wie ſie nur der morgenländiſchen Kirche eigenthümlich ſind. Muſelmänniſcher Fanatismus hatte ſich bemüht, mit Steinen die Bilder zu verunglimpfen, und wenn die Kunſt an ihnen auch nichts verloren, ſo muß man doch bedauern, daß gleicher Muthwille an den arabeskenartigen Skulpturen, beſonders der Portale, ſeinen Unverſtand an den Tag gelegt hat.

Auf beiden Seiten der Kirche ſtehen unbedeutende Kapellen, gerade groß genug, daß ich in ihnen aufrecht ſtehen und mit beiden ausgeſtreckten Händen die gegenüberliegenden Mauern berühren konnte. Mehr als ihr leeres und düſteres Innere intereſſirte mich das ſehr ſchräge, mit Steinplatten belegte Dach, denn zwiſchen den Spalten breitete ſich der Bärenklau aus, dieſelbe Pflanze, deren Blatt in der Architektur der neueren Zeit eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hat und noch ſpielt. Aber auch roth- und weißblühendes Löwenmaul, ohne Zweifel von dem unſrigen verſchieden, fand in den engen Ritzen des Geſteins hinlängliche Nahrung. Nach vorn ſtand ein nicht hoher, zweiſtöckiger Thurm, deſſen gewölbtes Parterre ebenfalls durch elende hölzerne Thüren verſchloſſen war. Von außen führte eine durch die Länge der Zeit zum Theil eingefallene Steintreppe in das erſte Stockwerk und mit Mühe erkletterte ich die Höhe, um außer den leeren Wänden wiederum Spuren türkiſchen Muthwillens an den Thürpfoſten zu finden.

Alle dieſe Gebäude waren aus braunröthlichem und grauſchwärzlichem Porphyr, wie er in der ganzen Umgegend von Trebiſond vorkommt, erbaut und man hatte die im regelmäßigen Viereck behauenen Steine ſo benutzt, daß die

beiden Farben mit einander abwechſelten und die Mauern wie ein Damenbret gezeichnet erſchienen.

Um die verehrten Leſer auch mit den weiteren Umgebungen bekannt zu machen und ihnen die Beſchaffenheit der Berge und Thäler und der auf und in ihnen wachſenden Vegetation deutlicher vor die Augen zu führen, geleite ich ſie zunächſt in das breitere Thal, was einiger wenigen Mühlen halber, die ſich in ſeinem vorderen Theile finden, den Namen des Mühlthales (Dejirmen-Dereh, gewöhnlich aber nur Dermen-Dereh ausgeſprochen) erhalten hat. Es begränzt im Oſten die Grauſpitze (Boſ-Tepeh) und zieht ſich zwiſchen ihr in der ſüdlichen Fortſetzung und dem eben ſo mächtigen gegenüberliegenden Ausläufer bis zu dem Hauptgebirge hin. Von ihm ſelbſt entſpringt aus einer Höhe von 7—8000 Fuß der Fluß, der das Mühlthal bewäſſert und Mühlthal-Waſſer (Dejirmen-Dereh-Sſu) genannt wird.

Kaum vergoldete die aufgehende Sonne die kühn dem Himmel entgegenſtrebenden Spitzen des laſiſchen Theils vom pontiſchen Gebirge, als wir ſchon unſere Wohnung verließen und mit Vorrath an Brod, Käſe und Obſt, auf dem Marktplatze (gewöhnlich Meidan, d. h. Platz, genannt) gekauft, verſehen unſere Wanderung begannen. Der Weg führte uns zum Hafen hinab auf die andere Seite des ihn öſtlich einſchließenden Vorſprunges, der hier zwar weniger weit in das Meer ſich erſtreckt, aber ſeine Felſen um deſto ſchroffer in die Fluthen hinabſteigen läßt. Um eine Verbindung mit dem jenſeitigen Ufer herzuſtellen, war es nothwendig, das Porphyr-Konglomerat, deren Bruchſtücke durch einen ſehr feſten thonigen Cement vereinigt waren, zu durchhauen und da dieſes in alter Zeit ohne Schießpulver geſchah, ſo war das Durchbrechen mitten durch das harte Geſtein keine geringe Arbeit. Auf der Höhe des Felſens ſah man noch die Ruinen der Burg, die dereinſt hier geſtanden.

Jenſeits des Felſen-Vorſprunges angekommen, breitet ſich das Mühlthal bis zu der Entfernung einer guten Viertelſtunde aus, zieht ſich aber aufwärts allmälig zuſammen, ſo daß es ſchon nach einer halben Stunde kaum die Breite von 60—100 Fuß hat und ſich weiter oben noch mehr verengert. Eine ſchöne Brücke aus der Komnenenzeit führt über den Fluß und ſteht noch ſo unverſehrt da, wie im erſten Jahre ihrer Erbauung. Weil regelmäßig mit dem Schmelzen des Schnees im Frühlinge Bäche und Flüſſe oft zu einer furchtbaren Höhe anſchwellen, ſo iſt der Bau einer dauernden Brücke in dieſen Ländern eine große Kunſt. In der Regel beſtehen die Brücken womöglich nur aus einem halbkreisrunden Bogen von ziemlicher Höhe, ſo daß die Straße auf der Mitte derſelben in einem ſtumpfen Winkel, der kaum 135 Grad beträgt, zuſammenläuft. Ueber ſie hinweggehend, gelangten wir auf die andere Seite des Fluſſes.

Das Delta des Mühlthales iſt, wie jedes Delta im Allgemeinen, fruchtbar und man hatte beſonders allerhand Gemüſe und Mais hier angepflanzt. Obwohl Reis hier gut fortgekommen wäre und reichlichen Ertrag verſprochen hätte, bemerkte ich ihn hier ebenſowenig, als in der ganzen Umgebung Trebiſonds. Man hatte das Waſſer in mehre Kanäle abgeleitet und aus ihnen konnte man im hohen trockenen Sommer nach Belieben die nährende Flüſſigkeit auf die Felder und in die Gärten führen. Der Fluß und auch zum Theil die Kanäle waren von Erlen- und Weidengebüſch, was ſich weiter oben auch baumartig geſtaltete, eingefaßt, aber eben ſo häufig nahmen die ſandigeren, unfruchtbareren Stellen der Sanddorn (Hippophaë rhamnoides *L.*) und die viermännige Tamariske ein. An Kräutern bemerkte ich als Uferpflanzen und Bewohner der feuchten Stellen, größere Strecken einnehmend, den haarigen und den auf der Erde kriechenden Weiderich (Epilobium hirsutum *L.* β. intermedium *Ser.* und E. Dodonaei *Ser.*), den Blut-

weiderich (und zwar Lytrum Salicaria *L.* und cinereum *Griesb.*), die Pferde- und Hirsch-Minze und hie und da den großen Schachtelhalm.

Die Höhen auf der linken Seite waren im Vergleich zu der der Grauspitze weit unfruchtbarer und das vorherrschend röthliche Augitporphyr-Konglomerat hatte sich mehr als an anderen Stellen zerbröckelt, den Berg zum Theil mit Gerölle bedeckend. Nur hie und da, besonders in den höheren Regionen, traten unbedeutende Felsen hervor und damit eröffnete sich auch im Thale eine größere Fruchtbarkeit. Mangel an Wasser war die Ursache der ersteren Verhältnisse, Quellenreichthum und Feuchtigkeit die der letzteren. Die Vegetation erschien deßhalb auf den nach dem Meere zu abfallenden Höhen nur spärlich und der Christdorn (Paliurus australis *Grtn.*) mit seinen den Kleidern so gefährlichen Dornen hatte eben seine ringsum mit einem häutigen Flügel versehenen Nüsse angesetzt. Mit der orientalischen Weißbuche, deren sparrige Aeste sich zu einer dichten Pyramidenform vereinigt hatten, bildete er fast allein das Gehölz, aber nur einzeln standen die Sträucher und erlaubten uns, ohne ihren Anfechtungen ausgesetzt zu sein, zwischen ihnen herumzuwandeln. Später trat auch das immergrüne Gebüsch des Lorbeers und des hartblättrigen Kreuzdorns (Rhamnus Alaternus *L.*) hinzu und nun bildete sich hie und da heckenähnliches Gebüsch, was von der groß-, selten kleinblättrigen Smilax, von violettrosablüthigen Brombeerranken, und einzeln auch von der verwilderten Weinrebe vielfach durchwebt jedem Eindringen ohne Beil in der Hand sich widersetzte. Der Christdorn besitzt übrigens in der Regel das Eigenthümliche, daß er nur isolirt vorkommt und aus seinem verkürzten, zum Theil unterirdischen Hauptstamme oft bis 16 Nebenstämme treibend einen Busch für sich darstellt, keinerlei fremdes Gehölz neben sich duldend.

An Naturschönheiten besitzt das Mühlthal wenig, da die Berge selbst nur geringe Abwechselungen und mehre Stun-

den aufwärts dieſelbe ſchiefe, durch unbedeutende Felſen-Vorſprünge unterbrochene Fläche darbieten. Selbſt das Geſträuch, wenn auch die Mannigfaltigkeit deſſelben allmälig zunimmt, vermag wegen ſeiner geringen Höhe keinen groß-artigen Eindruck zu machen. Der Kräuterflor iſt ebenfalls unbedeutend und erſt gegen das Ende unſerer Wanderung ſtellten ſich grüne Matten ein. Bis dahin geſellten ſich zu dem ſchon genannten Gehölze, dem ſich nur der Chriſt-dorn aus der oben angegebenen Urſache ausſchloß: Ha-ſelſtauden, mit leider noch milchigen Nüſſen reichlich ver-ſehen, Hartriegel, Schießholz, Weißdorn, Feuerſtrauch, eine groß- und eine kleinblättrige Straucheiche, der Kaſtanien-baum, aber mehr ſtrauchartig, der Gerberſtrauch (Sumach), der Feigenbaum, der Apfelſtrauch, der pontiſche Seidelbaſt, die Zwergmandel und der Erdbeerſtrauch.

Reiter kamen daher geritten und gaben uns ihre Pferde, um auf die andere Seite des Fluſſes zu gelangen. An einer ſchönen, reichlich mit Quellen verſehenen Matte klimmten wir drüben aufwärts und hofften in dem oben ſtehenden Hauſe, welches unſer Führer uns als ein Kaffeehaus be-zeichnete, kühlende Nahrung zu finden. Oben angelangt, befanden wir uns auf der großen, ſchon mehrmals erwähn-ten Waarenſtraße und weckten mit vieler Mühe den Kah-wehdſchi, d. h. den Beſitzer der elenden, mit dem vielver-ſprechenden Namen eines Kaffeehauſes belegten Bude. Die Hitze hatte jetzt, wo bereits die Sonne im Begriff war, die höchſte Stelle am Himmel einzunehmen, die bedeutende Höhe von 27° R. erreicht und wer von den hieſigen Be-wohnern nicht dringende Geſchäfte hatte, verbrachte dieſe Zeit mit Schlafen. So hungrig und durſtig wir auch wa-ren, ſo fand ſich unſer Appetit doch leider durch das Dar-gebotene nur wenig befriedigt. Die Kaffeekanne ſtand zwar allerdings bald über dem Kohlenfeuer und das ſchwarze, unverfälſchte Getränk wurde uns ohne Zucker und Milch dargereicht. Außerdem bot aber die ganze Wirthſchaft des

Armeniers nur Brod, Gurken und starken Fuselbranntwein, und da man sich auf dergleichen Reisen in alle Umstände finden muß, so versuchten auch wir das eine nach dem anderen. Hufelands „Kunst das Leben zu verlängern" leitete uns keineswegs in der Diätetik, denn ohne Zweifel wären wir bei der Befolgung seiner Regeln verhungert. Hunger thut weh, und so griffen wir nach den rohen Gurken, ein Stück derselben nach dem andern mit zerbröckeltem Steinsalze zu uns nehmend. Da uns auch der Durst heftig plagte, wurde dazwischen reines Quellwasser getrunken, aber der Vorsicht halber unterstützten wir unsern Magen in seiner Verdauung der nach unseren diätetischen Regeln keineswegs zusammenpassenden Ingredienzen durch das eine und andere Schnäpschen. An was alles sich der Mensch gewöhnen kann, sieht man auf dergleichen Reisen. Bei uns werden schon Gurken mit Essig und Oel für fieberbringend gehalten und im Oriente genießt sie Jedermann roh, oft nicht einmal geschält und ohne Salz. Wasser wird in der Regel sogleich darauf getrunken, ohne daß die Leute dadurch den geringsten Nachtheil spüren. Mancher Reisende, der diese Sitten nachahmen wollte, aber in seiner Jugend daheim sich durch ängstliche Wahl in Speisen und Getränken verwöhnte und vielleicht außerdem keine zähe Konstitution besaß, hat sich dadurch den Tod zugezogen.

Unter einem dichtbelaubten Rüsterbaume übergaben wir uns ein Paar Stunden der Ruhe, die auch außerdem um uns herrschte. Eine Karawane, die vor uns hier angelangt war, hatte sich in das Dickicht eines Haines begeben und in demselben und um ihn erfreuten sich die Saumthiere, Pferde von einer kleinen und wie es mir schien schwachen Konstitution, und einige Maulthiere der saftigen Kräuter und Gräser, die hier in Menge wuchsen. Solchen Waarenzügen begegnet man auf dieser freilich alleinigen Straße nach Tauris und Nordpersien eben so häufig, als bei uns Fuhrmannswägen auf der frankfurt-leipziger Chaussee. Die Anzahl der Pferde

und Menſchen, die zu gleicher Zeit nach Erſerum gehen, iſt jetzt, ſeitdem die Straße gegen Räubereien und Ueberfälle geſichert war, nicht mehr ſo groß als früher, aber deſto häufiger ſieht man kleinere Züge. Oft beſteht der ganze Zug nur aus 4 bis 6 Menſchen und 24 bis 30 Saumthieren. Da nirgends in Inneraſien Wirthshäuſer vorhanden ſind und die Thiere nichts verzehren, was dem Herrn eine Ausgabe macht, ſondern was eben der Haltplatz darbietet, und auch die Herren der Karawane keine Gelegenheit finden, während ihrer oft Monate dauernden Reiſe üppig zu leben, und in der Regel mit Brod, Käſe und Gurken fürlieb nehmen, ſo iſt im Allgemeinen der Transport in ganz Aſien ſehr billig. Ein Beſitzer von Saumthieren iſt ſchon zufrieden, wenn er täglich für die Karawanen-Tagereiſe, die aber nicht mehr als 6 Stunden beträgt, 4 bis 6 Piaſter (8 bis 12 Sgr.) verdient, und da das Pferd im Durchſchnitt höchſtens 1½, häufig nur 1 Zentner trägt, ſo bezahlt man für den Zentner Waren von Trebiſond bis Erſerum nie mehr als 1 Thlr. und 6 bis 12 Sgr. Eben ſo wohlfeil verhältnißmäßig können Europäer ihre Reiſen im Oriente machen, denn ſelbſt für ein Reitpferd bezahlt man für eine längere Zeit täglich nicht mehr. Die Reiſe mit einer Karawane hat aber freilich viele Schattenſeiten und ein Naturforſcher kann ſich mit Nutzen ihrer nicht bedienen. Wenn es ihm auch auf der Straße von Trebiſond nach Erſerum erlaubt iſt, hie und da ſeine Begleitung zu verlaſſen und beſonders an den Halteplätzen weitere Exkurſionen zu machen, ſo darf er ſich dieß doch nicht mehr jenſeits der genannten Stadt erlauben, ohne ſich großen Gefahren auszuſetzen. Der Karawanen-Reiſende kann es jetzt nicht mehr wagen, ſich 1000 Schritte weit von dem Zuge zu entfernen, denn räuberiſche Kurden und Jürüks (ſo heißen die nomadiſirenden türkiſchen Stämme) umſchwärmen die Karawane, und zwingen ſie ſelbſt nicht ſelten zur vereinigten Gegenwehr. Die oben angezeigte Stärke reicht

jenseits Erzerums nicht mehr aus und es werden Karawanen von 30 und 40, ja selbst in gefährlicheren Gegenden von 100 Menschen nothwendig. Wie leid muß es einem Naturforscher nun sein, wenn er eine interessante Gegend durchreist und sich nicht von dem Pfade entfernen darf, auf dem der ganze Troß sich bewegt! Die wichtigsten Stellen, die ihm vielen Aufschluß geben könnten und vielleicht kaum eine Stunde von ihm entfernt liegen, muß er, wie dereinst Moses, liegen sehen und darf sie nicht betreten. Auch ist man bei einer Karawane in Allem dem Führer derselben unterworfen und wo dieser einen geeigneten Platz zum Anhalten findet, da wird ausgeruht. In der Regel bieten solche Stellen den Saumthieren reichliche Nahrung, aber der Naturforscher findet nichts. In gebirgigen Gegenden werden die Märsche der leichteren Ueberfälle halber beschleunigt, in ebenern hingegen, besonders wenn eine gute Quelle oder ein schnellfließender Bach vorhanden ist und das Vieh eine nahrhafte Weide dabei findet, wird häufig mehre Tage lang ausgeruht und der Naturforscher ist wiederum auf dasselbe Plätzchen angewiesen, auf dem er trotz des üppigen Wachsthumes der Pflanzen nicht einmal eine Blume pflücken kann, die das Vieh unberührt gelassen hätte. Reisen mit eigener Begleitung sind unendlich belohnender und zum Theil auch sicherer, ja selbst wenn man will bequemer, aber die Kosten für Pferde und Menschen erreichen eine bedeutende Höhe, zumal wenn geographische Zwecke den Ort häufig zu wechseln verlangen.

Die Höhe, auf der wir uns befanden, bildet eine freundliche, nur wenig geneigte Ebene, die aus den vereinigten Rücken der Festungs- und Grauspitzen-Ausläufer bestehet. Freundliche Haine wechseln hier mit Getreidefeldern. Zwischen ihnen befinden sich die meist umschatteten und von einander entfernt liegenden Häuser einiger Dörfer und beleben die ganze Landschaft unendlich.

Einem mit allerhand verschiedenfarbigen Blumen dicht

beſetzten Rande entlang ſetzten wir endlich unſeren Weg fort und gelangten alsbald zu menſchlichen Wohnungen, deren Beſitzer aber nirgends zu finden und wahrſcheinlich ſchon ſeit mehren Wochen mit ihren Heerden in das höhere Gebirge gezogen waren. Die Thüren, die in das Innere der Häuſer führten, waren nur wenig verwahrt und mit leichter Mühe konnten ſie geöffnet werden, um die inneren leeren Räume unſeren Blicken darzuſtellen. Sämmtliche Häuſer beſtanden aus Holz, die Wände waren aus in der Regel einen halben Fuß dicken Brettern verfertigt. Mehr als ein Zimmer war meiſt nicht vorhanden und dieſes nahm dann wahrſcheinlich die ganze Familie ein. Das ebenfalls hölzerne Dach bildete einen ſtumpfen Winkel. Außerdem hatte man noch kleinere Häuſer zum Theil für das Vieh, zum Theil für die Wirthſchaftsſachen erbaut.

Da es immer noch ſehr heiß war, ſo nahmen wir von Neuem in einem weniger dichten Haine, aus ſchlanken Erlen und einigen Rüſtern beſtehend, Platz und es ſchien uns, als wenn auch die Familie des jetzt verlaſſenen Hauſes im Frühjahre hier Tag und Nacht ihre Wohnſtätte aufgeſchlagen hätte. Die anderen Wohnungen des zerſtreut liegenden Dorfes hatten ebenfalls dergleichen Haine in ihrer Nähe. Die äußeren und zum Theil mehr freiſtehenden Bäume dienten Weinreben zur Stütze.

Endlich ziemlich ermüdet brachen wir wiederum auf und lenkten unſere Schritte nach der nach Trebiſond abwärts führenden Straße, um auf ihr unſerer Wohnung zuzueilen. Bald kamen wir an eine Quelle, deren Waſſer in derſelben Schlucht abwärts verläuft, die den Feſtungsberg von dem der Grauſpitze trennt; wir ſetzten ihm entlang unſere Wanderung fort. Dunkele Nacht drohete hereinzubrechen, als wir endlich glücklich wiederum zu Hauſe anlangten.

Man erzählte uns von Eiſenwäſſern, die, gegen fünf Stunden von Trebiſond entfernt, in der Thalherrſchaft Jomura, öſtlich von der Hauptſtadt des Paſchaliks, vorhanden

ſein ſollten und ſo nahmen wir uns vor, ſie zu beſuchen. Wiederum an einem ſchönen Morgen, aber dieſes Mal zu Pferde, zogen wir aus. Der Paſcha ſelbſt hatte es gewünſcht und ſeine getreuen Unterthanen beordert, uns die nöthigen Pferde und einen des Weges kundigen Begleiter zu ſtellen. Dergleichen Befehle werden in der Regel nur dann reſpektirt, wenn ein Polizeidiener mit dem Stocke dahinter ſteht, und da die Reicheren durch allerhand Geſchenke u. ſ. w. ſich deſſen Gunſt zu erhalten wiſſen, ſo kommt immer die Reihe an die Aermeren und zwar an die Chriſten. Aber auch dieſe ſuchen ſich ihrer Pflicht zu entziehen, indem ſie ihr gutes Vieh ſchnell in die nahen Wälder treiben, und ſo iſt jedes Mal große Noth vorhanden, die nöthigen Thiere herbeizuſchaffen. So kamen denn auch für uns die ſchlechteſten und räudigſten Exemplare, die aufzutreiben waren, und zwar ohne Sattel und Zaum, als wenn dieſe beiden Dinge für einen Europäer unnöthige Luxusgegenſtände wären. Trotzdem glaubte der damit beauftragte Polizeidiener mit einigen mitgebrachten Leuten berechtigt zu ſein, ein Trinkgeld, was wenigſtens dem entſpräche, wenn wir die Pferde für uns gemiethet hätten, in Anſpruch nehmen zu dürfen und daſſelbe machte ſich dann wiederum nothwendig, als wir die Pferde abgaben.

Der Weg war weit bis zu dem Mineralwaſſer und in der Meinung, beſſer ſchlecht beritten, als gut zu Fuß gegangen, traten wir nach manchem vergeblichen Aufenthalte unſeren Marſch an. Er führte wiederum nach dem Ausgange des Mühlthales, und ſo ritten wir über die ſchon erwähnte Brücke in öſtlicher Richtung weiter. Das Gebirge tritt hier mehr zurück und es ſtellt ſich eine ſchmale Uferebene dar, die ſich landeinwärts langſam erhebt und ſich endlich nach $^1/_4$ oder $^1/_2$ Stunde den Bergen anlehnt. Anfangs bedeckte Gerölle das Ufer, doch je weiter wir kamen, um ſo fruchtbarer und angebauter erſchien es, beſonders wenn das gute Land einige 40—50 Fuß höher lag. Dicht am

am Meere zog sich dann auf einem schmalen Streifen von 10—20 Fuß dasselbe Gerölle hin, wurde aber von dem fruchtbareren Terrain durch dichte Hecken geschieden. Ich habe schon auf meiner früheren Reise dergleichen Hecken gleichsam als Wände gegen die anprallenden Fluthen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, aber in Gurien (zwei Grad östlicher und einen Grad nördlicher) an derselben Küste des schwarzen Meeres waren sie weit großartiger und bestanden aus dichtem Burbaum-Gebüsche, vor dem oft noch niedrigere Hecken aus Mispelgesträuch, Weißdorn und den pontischen Brombeer-Ranken bestehend sich hinzogen. Hier hingegen erschienen sie buschiger und hinsichtlich ihres Umfanges und ihrer Dichtigkeit unregelmäßiger und bestanden aus verschiedenem Gesträuche, das hinsichtlich der Arten nicht selten mit einander abwechselte. So nahm oft der gewürzige Keuschlammstrauch, dessen scharfpikante Beeren in vielen Gegenden des Orientes als Gewürz und zwar anstatt des schwarzen Pfeffers benutzt werden, große Strecken ein; dann erschienen wieder Schwarz- und Weißdorn, Hartriegel, der immergrüne Kreuzdorn u. s. w., von der großblättrigen Smilax und Brombeer-Ranken vielfach umschlungen, um von Neuem sparrigen und niedrigen Oelbäumen Platz zu machen. An Kräutern sah ich wiederum vorherrschend dieselben Arten, die ich schon im Anfange des Mühlthales näher bezeichnet habe und zu ihnen gesellten sich nur hier und da, ebenfalls größere Strecken einnehmend und dadurch den Charakter der Vegetation mehr bezeichnend, das Flohkraut (Pulicaria uliginosa *Stev.*), der Sumpf- und Wald-Ziest, der Wolfsfuß, die Rohrkolbe, eine Aristolochie u. s. w. Die ächten Uferpflanzen, die zwischen dem Sandgerölle mehr oder weniger üppig wuchern, unterscheiden sich durchaus nicht von denen, wie ich sie auf der ganzen Küste des Rion-Bassins oder des alten Kolchis gefunden habe und bestanden demnach auch hier aus Eryngium maritimum *L.*, Raphanistrum odessanum *Andrz.*, Cakile maritima *L.*, aus dem schönen Verbascum gnaphaloi-

des *M.B.*, Plantago indica *L.*, *β.* arenaria *W.* et *K.*, Polygonum maritimum *L.* u. ſ. w.

Endlich kamen wir an das Flüßchen, an welchem aufwärts wir nun gehen ſollten. Eine theilweiſe eingefallene Brücke fand ſich hier vor, aber Niemand dachte daran, ſie wiederum aufzubauen: ſo wird ſie noch weiter einfallen und das beſonders im Frühjahre wilde Waſſer die ſchönen Quadern mit ſich allmälig in das nahe Meer hinabführen. Ein Dorf ſollte hinter dem dichten Buſchwerk liegen, aber vergebens blickte ich mich nach menſchlichen Wohnungen um. Es wurde mir mit dem Namen Kowata genannt und nach ihm ſoll auch das Flüßchen genannt ſein.

Wie überhaupt in unſerer öſtlichen Wanderung die Fruchtbarkeit faſt mit jedem Schritte zunahm, ſo zeichnete ſich auch auf dem ganzen Wege das Delta des genannten Flüßchens durch ſeinen üppigen Pflanzenwuchs aus und übertraf darin in hohem Grade das Mühlthal. Es war ziemlich breit, vollkommen eben und beſtand zum großen Theile aus prächtigen Wieſen. Einen Anbau von irgend einer Getreide- oder Gemüſe-Sorte ſuchte ich aber vergebens und vielleicht fürchtet man nicht ohne Grund die häufigen Ueberſchwemmungen. Prächtige Erlen mit glänzendem und freudig-grünem Laube umſäumten die Ufer des Flüßchens und in ihrem wohlthuenden Schatten ritten wir an ihm aufwärts. Allmälig verengerte ſich das Thal und das Flüßchen theilte ſich. Wir verfolgten es rechts und immer dichter wurde das uns umgebende Gehölz, welches bald anfing, waldartig aufzutreten. Auch einzelne nackte Felſen boten ſich den Blicken dar und wenn auch in der Regel der Weg dicht am Flüßchen hinführte, ſo waren wir doch bisweilen gezwungen, daſſelbe zu verlaſſen und hinter und zum Theil auf emporgehobenen und das Waſſer beengenden Steinmaſſen unſeren Weg weiter zu verfolgen. Auch die Höhen wechſelten mit ihren Formen und wenn auch ihre Mannigfaltigkeit noch keineswegs bedeutend erſchien, ſo war ſie doch unbedingt

größer als im Mühlthale. Die ſchlanke Rothbuche ragte in der morgenländiſchen Cypreſſenform an mehren Stellen weit über das andere Gebüſch, und auch dieſelben Erlen, welche das Ufer des Flüßchens bekränzten, ſetzten ſich auf den Höhen noch eine weite Strecke fort. Allmälig trat auch das immergrüne Gehölz in größeren Maſſen, wie es in Mingrelien, Gurien und Imerien ſich ſo wunderlieblich darſtellt, auf und nahm beſonders die feuchten Stellen ein. Der bei Trebiſond vorherrſchend erſcheinende Chriſtdorn, der Lorbeer und der immergrüne Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus *L.*) verſchwanden zwar, wurden aber reichlich durch den Kirſchlorbeer, die Stechpalme, hin und wieder durch Buchsbaum, vor Allem aber durch die Alpenroſe des ſchwarzen Meeres, denen ſich auch deſſen Azalee zugeſellte, vertreten. Außerdem bildeten die orientaliſche Weißbuche, der Kaſtanienſtrauch und die Haſelſtaude mit anderen weniger in Maſſe auftretenden Sträuchern ein ziemlich dichtes Gebüſch. Am Ueppigſten fand ich nächſt der Alpenroſe noch den Kirſchlorbeer und ſo dicke Stämme, wie ich ſie hier bis zu $2^1/_2$ Fuß im Durchmeſſer geſehen, waren mir noch nirgends entgegengetreten.

Endlich kamen wir in dem Dorfe Wakuf, in deſſen Nähe ſich die Mineralwäſſer befinden ſollten, an und fanden bei dem dortigen Schulzen eine freundliche Aufnahme und manche Notizen über ſein Vaterland, das ſich bei ihm freilich nicht weit über die Gränzen ſeiner Thalherrſchaft erſtreckte. Das Dorf ſelbſt mag wohl noch einen anderen Namen beſitzen, denn der, welcher mir genannt wurde — Wakuf — bedeutet nur, daß es Eigenthum einer Moſchee und zwar hier einer konſtantinopolitaniſchen iſt. Wie in den katholiſchen Ländern der liebe Gott oder vielmehr ſeine Diener und Stellvertreter am Reichſten ſind, ſo verhält es ſich auf gleiche Weiſe in der Türkei und deßhalb beſitzen beſonders die Moſcheen der Reſidenz unermeßliche Reichthümer. Abgeſehen davon, daß die Großherren durch Geſchenke, welche ſie dem lieben

Gotte und seinen ihm erbauten Häusern demüthig darbrachten, um Verzeihung ihrer zahlreichen Sünden zu erhalten, das Besitzthum der Moscheen vergrößerten, kam diesen noch ein anderer Umstand zu Gunsten. Das Eigenthum erfreut sich seit Einführung des Islams im Oriente keineswegs mehr allgemeiner Achtung, am allerwenigsten von Seiten der Machthaber, die doch gerade die Unterthanen schützen sollten. Braucht nun ein Großherr oder ein Pascha, der getreue Wiederschein seines gnädigen Herrn, einmal Geld, so sieht er sich um und wo er am Meisten zu finden wähnt, wird der Besitzer ohne weiteren Prozeß in die andere und bessere Welt abgesendet. Nach einem Staats-Grundgesetze fällt nun das ganze Vermögen eines solchen Opfers dem Gebieter anheim und Weib und Kind haben von Glück zu sagen, wenn sie mit heiler Haut davonkommen. Die Unglücklichen müssen das väterliche Besitzthum verlassen und gehen oft elendiglich zu Grunde. Um diesem Uebel vorzubeugen, hält man die Größe seines Vermögens nicht allein geheim und spielt äußerlich den armen Schlucker, sondern man trifft auch wohl die Vorsicht, es lieber der Moschee feierlichst zu vermachen und sich für sich und die Kinder den Nießbrauch vorzubehalten. Damit ist das Vermögen unantastbar und selbst der grausamste Wütherich wagt keinen Eingriff in solches Besitzthum. Dennoch hat sich die mohammedanische Kirche von Anfang an bis auf die neueste Zeit dabei auf eine Weise benommen, wie die katholische, oder vielmehr deren Priester, es nie gethan haben. Weder Erbschleicherei noch Ueberredung, deren sich fast alle Klöster besonders in den früheren Zeiten bedienten, haben bei den islamitischen Instituten der Art stattgefunden und selbst jede Schenkung, die nicht mit vollem Rechte geschah, wurde wiederum aufgegeben. Alle Forderungen, die vielleicht viele Jahre später an den früheren Besitzer gemacht wurden, durften nicht abgewiesen, sondern mußten befriedigt werden. Selbst die Moschee erkennt keinerlei Verjährung an. Oft

auch letzten Kauf- und Handwerks-Leute, wenn sie eine weitere Reise machen wollten oder in den Krieg zogen, ihr baares Geld in besonders dazu eingerichteten Räumen der Moschee setzten und wenn der Besitzer nicht wieder kam, wurde es Eigenthum derselben. Doch jetzt streckt die Regierung in dieser äußersten Noth ihre Hände bereits nach den Reichthümern der Moscheen aus, um eine Zeit lang wiederum ihr erschöpftes Leben zu fristen.

Wie alle Dörfer der südlichen Küste des schwarzen Meeres zerstreut und meist in Hainen versteckt liegen, so nahm auch Beikos eine bedeutende Strecke ein, so daß ich in dem ziemlich dichten Gebüsche kaum einige Häuser erschauen konnte. Das ganze Dorf schien ein großer Garten zu sein, allerhand schöne Obst- und zwar vor Allem Aepfel- und Birnbäume und einige Kirschen-Bäume breiteten hier sich aus, und waren zum Theil reichlich, mit leider unreifen Früchten bedeckt. Nur die Kirschbäume hatten ihre saftigen Früchte bereits verloren und glichen im Wuchse unseren sogenannten veredelten Bäumen mit süßen Früchten, sollen aber saure getragen haben. Die Kirschen, welche ich in Trebisond auf den Märkten gesehen habe, unterschieden sich nicht von unsern gewöhnlichen Sauerkirschen, besaßen aber einen intensiver und reiner sauern Geschmack, wie ich ihn selbst bei Früchten von verwilderten Bäumen bei uns nie bemerkt habe. Dieser Kirschbaum ist es vorzüglich, der die berühmten Pfeifenröhre der Türkei liefert.

Während die genannten Obstbäume einzeln standen, breitete sich auf den schönen grünen Matten Haselgebüsch aus und bildete, wie unsere Haselstaude, mehr oder minder umfangreiche Gruppen. Da die Nüsse zum Theil schon reif waren, so erfreuten wir uns auch reichlich ihres Genusses. Sie glichen hinsichtlich der Größe, aber nicht hinsichtlich der Beschaffenheit des sie einschließenden Bechers unseren Lambertsnüssen, besaßen aber eine mehr längliche Gestalt. Da ich die mitgebrachten Exemplare leider jetzt nicht zur Hand habe, so muß ich die nähere Untersuchung auf eine andere Zeit

verschieben. Die Nüsse bilden übrigens für die ganze Küste einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel; ganze Schiffsladungen gehen aus den Umgebungen von Trebisond nach Konstantinopel. Auch unser freundliche Wirth lieferte jährlich eine nicht unbedeutende Menge nach der Hauptstadt, und die Abgabe der Dorfbewohner an ihre Moschee besteht ebenfalls hauptsächlich aus solchen Nüssen.

Eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes theilt sich das Thal und in dem linken liegen, kaum noch 100 Schritte entfernt, an dem dort fließenden Bache die oben genannten Mineralwässer. Die wenigen Quellen, welche aus dem Gesteine hervorkamen, waren nur unbedeutend. Ringsherum hatte sich in Menge Eisenocher angesetzt. Die Felsart war ein dichter grau-braun-röthlicher Augitporphyr, dessen einzelne Theile sich kaum unterscheiden ließen. Außer Eisen enthielt das Wasser noch einige Kali- und Natronsalze und vielleicht noch etwas Schwefel. Kohlensäure entwickelte sich beständig, wenn auch nicht beträchtlich, an der Oberfläche und ließ sich auch durch den Geschmack unterscheiden. Das Wasser gehört daher im Allgemeinen zu den schwachen Säuerlingen. Seine Temperatur betrug 8° R., während die der äußeren Luft 17° zeigte, es war demnach ein Unterschied von 9° vorhanden. Für uns, die wir aus der heißeren Ufergegend kamen, war das Thal und besonders die Höhe, auf der wir uns befanden, ziemlich kühl, denn dicht am Meere hatten wir 27,5° R. gehabt. Auch der Luftdruck zeigte sich um $^1/_3$ Zoll geringer, denn hier war er gleich 28° 9′, dort hingegen 27° 48′.

Noch wenige Stunden aufwärts, so kommt man an die Quellen unseres Flüßchens. Prächtige Wälder (wahrscheinlich aus Rothbuchen bestehend), die sich hier schon zu zeigen begannen, bedecken die Höhe des Gebirges und ziehen sich auch auf den jenseitigen Abhängen hin. Nur zwei Tagereisen gebraucht man nach der Aussage unseres Wirthes, um von Wakuf nach den Silberbergwerken — denn dieses bedeutet Gümüsch-Chaneh — jenseits des Gebirgskammes

zu kommen, und da der Kamm ſelbſt noch mit ſchönen Wäldern bedeckt iſt, ſo kann ſeine Höhe gar nicht ſo bedeutend ſein, als auf der gewöhnlichen Karawanenſtraße nach Trebiſond, wo ſelbſt der Paß des Gebirges ſich noch faſt 9000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. Es wäre demnach wohl einmal zu unterſuchen, ob längs des Kowata-Thales nicht eine bequemere und weniger beſchwerliche Straße angelegt werden könnte. Jenſeits des Gebirges, erzählte man mir, gelangt man in ein freundliches Thal und in ihm bald nach Gümüſch-Chaneh.

Nach Baiburt geht von dieſem Thale keine direkte Straße, und um dahin zu gelangen, muß man erſt den linken Gebirgs-Ausläufer überſteigen, und gelangt dann in das eigentliche Thal von Jomura, einem großen, vorzugsweiſe von Armeniern bewohnten Dorfe. Bis dahin braucht man eine Tagereiſe. Wahrſcheinlich verfolgt man dieſes bis zu ſeinem Anfange und begibt ſich nun in das ſchwarze Thal (Kara-Dereh), an deſſen Ausgange Sſürmeneh liegt, um in dieſem aufwärts gehend endlich den Kamm zu überſteigen.

Der Gau oder die Thalherrſchaft Jomura beginnt mit dem Mühlthale und erſtreckt ſich öſtlich bis zu dem Ausläufer, der dort weſtlich das ſchwarze Thal begränzt. Er wird vorzugsweiſe von Chriſten bewohnt und hier faſt allein ſind noch Griechen aus der alten Zeit ihrer Religion treu geblieben, aber oft halten ſie ihren Glauben geheim. Auch Wakuf iſt ein ſolches griechiſches Dorf und der Schulze theilte uns erſt ſpäter, als er ſich ſicher fühlte, dieſe Kunde mit. Außer den genannten beiden Dörfern zählt die ganze Thalherrſchaft noch dreizehn, deren Häuſer ſämmtlich auf gleiche Weiſe zerſtreut liegen.

Es wurde ſpät, ehe wir unſere Rückreiſe antraten, und wir gelangten erſt kurz vor Mitternacht wiederum nach Trebiſond.

3 2044 037 715 000